Grumbach.

Schmidt del. C. Barth sc.

JOHANN FRIEDRICH II. HERZOG ZU SACHSEN

Grumbach.

Von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Der Fürst und sein Wort.

Hildburghausen und Meiningen,
Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung.
1839.

Zweiter Theil.

Der Fürst und sein Wort.

Viertes Buch.

1558 bis 1559.

Der Bischof bleibt auf seiner Bahn,
Hält Grumbach vor ein'n schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bichof ward
Von einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frei und öffentlich,
Mit solcher Protestation
Daß ihm der Schuß mehr Leid gethon
Denn einen Andern in dieser Welt,
Wie er solch's auf sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekannt,
Und dienet den drei Lilien schon,
Welch' führet die französisch Cron.
Mit Reutern stark er wiederkehrt,
Mit Pfaffen gewißlich hart verfährt.
Man giebt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit also fähret fort. –

– – – – – –

Da er die Reuter gelassen ab,
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.

(Nachtigall.)

Erstes Kapitel.

Der junge und wahrhaft liebenswürdige Herzog Johann Friedrich weilte in seinem Residenzschlosse zu Weimar, und ward von einer leichten Unpäßlichkeit im Zimmer gehalten, als ihm zu schicklicher Audienzstunde der pfälzische Rath Wilhelm von Grumbach angemeldet wurde. Das umwölkte Antlitz des Herzogs heiterte sich auf, er sah guter, erfreulicher Botschaft entgegen, der Ritter war willkommen. Und in Grumbachs Händen lagen Briefe, Hoffnung erregende, Wünsche gewährende, und sie machten Johann Friedrichs krankes Herz ganz gesund. Eine Vermittelung, welche die Geschichte lange verschwiegen hat, eine folgenreiche, denkwürdige Vermittelung ward durch Grumbach bewirkt, durch ihn der

dunkle Faden angeknüpft, der sich als Band der Trauer durch das Leben der reinsten, edelsten Frau schlingen sollte. Vieles auf die nächste Zukunft Bezügliche besprachen in vertraulichster Mittheilung die beiden Männer, und lange bildete die reizende Prinzessin Elisabeth von der Pfalz den anziehenden Mittelpunkt dieses Gespräches, lange vermied Grumbach, des Fürsten Gedanken, die so gern bei ihrem holden Bilde weilten, abzulenken auf sein eignes unerfreuliches Geschick. Der Ritter war in Stand gesetzt, aller Wünsche und Bedingnisse von Seiten des fürstlichen Aelternpaares zu gedenken, des Heirathgutes von sechzehntausend Gülden, wie der jährlichen Zinsen eines Kapitals von viertausend Gülden als Morgengabe, in welche der Fürst gern willigte, wie er sich nicht minder willig zur Wiederlage einer gleichen Summe, wie dies Heirathsgut, verstand. Endlich lenkte sich ungesucht das Gespräch auf des Ritters Verhältnisse in der Gegenwart; längst schon hatte dieser den Augenblick herbeigesehnt, und so ergriff er nun mit vollbewußtem Ernst den günstigen Moment.

„Mein gnädigster Fürst," begann er: „billig sollte ich nach so anziehendem Gespräch Euer Ohr nicht belästigen mit einer Schilderung meiner Leiden, Ihr erfreut Euch des duftenden Blumenstraußes froher Liebes- und Glückshoffnungen, warum soll ich Euch die Kette zeigen, die mich belastet, ja ganz zu Boden drückt? Dennoch aber bin ich Euch ewig dankbar, wenn Ihr mir gnädiges Gehör schenkt, denn

gerechtfertigt muß der Mann vor Euch stehen, den Euer hohes Vertrauen beglückt, kein Argwohn, kein Makel darf auf ihm lasten. Ohne Zweifel bin ich mehr als überflüssig auch bei Euer Fürstlichen Gnaden verdächtigt, denn wo wäre Glück ohne Neid, Tugend ohne Haß, Verdienst ohne Schmälerung, Redlichkeit ohne bösen Leumund? Welt ist einmal Welt und es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Es ist landkundig und offenbar, wie mich sammt meinem Weib und Kindern der Bischof von Würzburg an allem, was wir im Vermögen gehabt, thätlicher Weise ohne einige redliche, billige und rechtmäßige Ursache beraubt, entsetzt, und uns vom häuslichen Herde gedrängt hat, und dieses aus keinerlei andrer Ursache, als daß ich meinem Fürsten und Herrn, dem hochseligen Markgrafen, unterthäniglich und getreulich gedient habe. Daß meine Treue die Quelle meiner Verfolgung wurde, ist mir schon damals, als ich sie übte, begreiflich geworden, doch konnte ich als Albrechts verpflichteter Diener, ohne ihm treulos und eidbrüchig zu werden, nicht anders handeln, wie ich gehandelt habe, und wie sich's nach den Forderungen adeliger Ehre gebührte. Glaubt mir, mein gnädigster Herr, ich wollte viel lieber todt sein, als meinen Kindern einen unadeligen Namen hinterlassen. Ich habe in vielen Schriften an Kaiserliche Majestät, an Kur= und andere Fürsten des Reiches fast bis zum Verdruß mich beklagt, meine Vertheidigung dargethan, und mich gerechtfertigt, doch hat es mir keine Frucht getragen,

sondern die boshaften Verleumdungen meines Todfeindes haben jegliche gute Meinung von mir überwältigt. Ich habe mich in die Dienste des Kurfürsten am Rhein begeben, aber kaum hat das der Bischof erfahren, so hat er mit seinen Mitverwandten keinen Fleiß gespart, mich neben dem Rechtsweg, der doch billig seinen Lauf haben sollte, durch allerlei ungebührliche Wege so anzugreifen und so zu verleumden, daß ich nahe daran bin, meinen Dienst aufzugeben. Allenthalben hin hat dieser verrätherische Mann geschrieben und von den Fürsten begehrt, mich als einen öffentlichen Landfriedenbrecher nicht zu dulden. Aber ich habe gegen den Kurfürsten, meinen gnädigen Herrn, mich erboten, und erbiete mich gegen Euch, mein gnädigster Fürst, daß ich, wo mein Thun unbillig oder ungebührlich eines ehrlichen Edelmannes befunden wird, mich jeder Strafe unterwerfen, jede Ungnade verwirkt haben will."

„Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen!" tröstete mit Schriftworten der fromme Herzog. „Was soll ich aus Dir machen, Ephraim? Soll ich Dich schützen Israel? — Vom Kammergericht ist Euch wohl keine Hülfe geworden?"

Grumbach seufzte, als der Fürst dieses Gerichts erwähnte, und fuhr in seiner Klage fort: „Sie haben mich, entgegen der Kaiserlichen Ordnung des Kammergerichts, Titel: von Freiheit, Sicherheit und Geleit der Personen, Folio zweiundsechzig, wie entgegen der jetzigen Ordnung Kaiserlicher Majestät, sogar vom Geleit gedrungen und ausgeschlossen,

haben mich beschuldigt, ich hätte mich der Reichsordnung begeben und auf sie Verzicht geleistet, haben dahin getrachtet, mich vogelfrei zu machen, ja, damit ich allenthalben auf das Aeußerste verdrängt und vertrieben sei, nirgends ruhen und rasten solle, nirgends ein Asyl finden, so haben sie, wie ich durch glaubwürdige Personen erfahren, als ich im vorigen Jahre bei Seiner Majestät, dem jetzigen kaiserlichen Herrn, damals noch König, zu Kriegsdiensten in Ungarn befördert werden sollte, mich auch an diesem Glück verhindert, indem sie mich bei Seiner Majestät verkleinert und verleumdet. Nicht minder wurde von meinen Widersachern gleiche Verhinderung beim König von England vorgenommen. Ich habe geklagt und wieder geklagt auf Reichstagen und Fürstentagen und Kammergerichtstagen, und wenn ich mein Recht zu erarnen hoffte, verschlang es jedesmal der bischöfliche Lügendrache, machte mir die Fürsten abhold, verdrehte mein Recht, zerbrach den Stab meiner Hoffnung. Bin ich doch unlängst für wahrhaft berichtet worden, daß der Kaiser durch die gottlosen Praktiken, böslichen Angaben, tückischen Verleumdungen meiner Mißgünstigen bewogen worden, meinethalben Befehl zu ertheilen, mich, wo ich betreten würde, in Verhaft zu nehmen, was zu glauben, mir schier unmöglich fällt!“

„Ihr werdet wissen, wessen Ihr beschuldigt worden, Grumbach!“ sprach mit ernster und bedenklicher Miene Johann Friedrich zu dem lebhaft Redenden. „Es ist keine geringe Anklage, und jeder Theil da-

von, wäre er wahr, rechtfertigte solchen Befehl kaiserlicher Majestät. Ihr wolltet, so lauten jene Anklagen, Volk werben, einen Zug nach Franken thun, von da nach Baiern, und in andre anstoßende Fürstenthümer; wolltet die Stadt Würzburg einnehmen, wolltet in die kaiserlichen Erblande einfallen, dann durch die Schweiz nach Frankreich ziehen, überall, nach dem Beispiel Eures frühern Herrn, brandschatzen, morden, rauben und allen Muthwillen eines solchen Raubzuges treiben!"

„Gott der Allmächtige soll mich strafen, kam mir je dergleichen in den Sinn!" rief Grumbach entrüstet aus. „Seht, mein Fürst, daran erkennt Ihr die ganze Tücke meiner boshaften Feinde; sie legen mir Absichten bei, an die mein Herz nicht denkt! Bin ich doch ein Bettler geworden durch den Bischof, wovon soll ich Knechte werben? Ich schwöre es heilig und theuer, wer solche Dinge von mir redet, schreibt oder ausgiebt, der thut mir Gewalt und Unrecht! Das habe ich auch an den Herzog von Baiern und an alle die Fürsten geschrieben, bei denen ich auf solche sträfliche Weise verleumdet worden bin. Und so bitte ich auch Euch, mein gnädigster Fürst ganz unterthäniglich, wenn dergleichen fälschliche Angaben, es sei von Würzburg, wo man diese geschmiedet hat, oder anderswoher von meinen Feinden an Euch gelangten, oder noch gelangen werden, meßt ihnen keinen Glauben bei! Ich suche und begehre ja nichts weiter zu erlangen, als was mir von Rechts- und Billigkeitswegen gebürt, meine Gü-

ter, mein Eigenthum, davon ich schon seit sechs Jahren gedrängt bin! Bin ich nicht ein geduldiger Mann? Hätte ich Gesinnungen, wie die mir angedichteten, würde ich sechs Jahre lang ruhig auf die schiedsrichterliche Entscheidung geharrt haben? Und ich wollte noch länger harren, wäre ich es im Stande! Ich lebe mit Weib und Kindern in Armuth und Elend, ich bin unvermögend, mich und sie länger zu erhalten, wir können von Luft nicht leben, von Händen und Füßen nicht zehren! So weit bin ich erniedrigt, daß sich mein Gemüth zu einem Vergleich mit dem Bischof neigt; ich will an ein Schiedsgericht von Fürsten appelliren, dessen Ausspruch will ich mich dann in Unterthänigkeit fügen, und will die Kurfürsten von Mainz und Pfalz und Euch, mein gnädigster Herzog, anflehen, sich meiner Sache anzunehmen, und mir Recht zuzusprechen!"

„Wenn Kaiserliche Majestät und das Kammergericht solches Schiedsgericht annehmen und bestätigen, wollen wir Euch gern nach bester Einsicht zu Willen sein," versprach Johann Friedrich: „doch fürchten wir sehr, unsere Einmischung wird Euch nicht frommen."

„Nun dann helfe mir Gott!" seufzte Grumbach. „Soll mein Erbieten nicht statt haben, soll mir und meinem armen Weib und Kindern das Unsrige noch länger vorenthalten werden, dessen Herausgabe nicht erfolgen, und ich weder zu einem Vergleich, noch zu sonstiger Billigkeit gelangen, vielmehr gezwungen werden, darauf zu denken, mir zu allem zu verhelfen,

was mir bisher wider Gott und Recht gehemmt und versperrt worden ist, so wird mir das, ich hoffe es, kein ehrlicher Mann hohen oder niedern Standes verdenken!"

„Uebereilet Euch nicht, trachtet nicht nach Selbsthülfe, die stets ungünstiges Urtheil erweckt, vertrauet Gott, er ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen!" redete der Fürst, und Grumbach erwiederte bewegt die Psalmenstelle mit einer andern, schlagend passenden: „Ich heule, aber meine Hülfe ist fern."

Johann Friedrich beendete die Audienz, die ihm peinlich zu werden begann. Grumbach beurlaubte sich mit einem unruhvollen, bang in die nächste Zukunft blickenden Herzen.

Als der mit ungeduldigster Erwartung vom jenseitigen Mainufer nach der Brücke blickende Kretzer die weit kennbare, durch die helle gelbe Farbe seines Gewandes und den rothen Hut sich auszeichnende Gestalt Wetzells erscheinen sah, schlug sein Herz fast hörbar; er leerte in Hast noch einen Becher gebrannten Wassers, und sprang auf sein bereitstehendes Roß. Ueber die Brücke liefen Wetzell und Odenwälder, ihnen auf dem Fuße folgten zu Pferde diejenigen der Verbündeten, welche in der Stadt

Quartier genommen, und blickten scheu nach dem Zuge des Bischofs um, der langsam vom Kanzleihofe die Domstraße entlang dem Mainthor nahte. Am Rebstock und Schmelzhof saßen plötzlich alle Reiter auf, einige ritten ihre Pferde hinab an den Strom, sie zu tränken, andre blieben zurück, und so traf es sich ganz wie von ohngefähr, daß von einer ziemlichen Anzahl reisiger Männer zu Roß und zu Fuß jeder Ausgang des kleinen Platzes so umstellt war, und doch anscheinend ganz unabsichtlich, daß ihr Ring nothwendig von den zu Hof Reitenden durchbrochen werden mußte. Die Verbündeten wechselten wenige oder gar keine Worte mit einander, um beim Volk, das theilweise neugierig stehen blieb, den Zweck des an dieser Stelle ungewöhnlichen Anhäufens Bewaffneter zu erforschen, keinen Argwohn einzuflößen, und standen in ängstlicher, banger Spannung gruppirt, die Meisten mit pochenden Herzen, denn das ungeheure Wagniß ihres Vorhabens trat nun plötzlich mit allen seinen möglichen Folgen lebhaft und schrecklich vor ihre Seelen. Wenn der Komitat des Fürstbischofs seinen Herrn mit Tapferkeit vertheidigte, stand ein Kampf bevor, dessen Ausgang äußerst zweifelhaft war, vom raschen, plötzlichen Angriff hing alles ab, daher lockerten die Reisigen ihre Schwerter und zogen die Räder ihrer großen Pistolen auf, um schußfertig zu sein.

Schon bewegte sich der Reiterzug über die Brücke gegen St. Burkardts Viertel zu, und passirte den Brückenthurm. Es ritten die fürstbischöflichen Truch-

sessen, Friedrich Freiherr von Grafeneck, Christoph Voit von Rieneck, David von Roth, ein Herr von Laubenberg, und der Kämmerer Jacob Fuchs von und zu Wohnfurt, vorauf, dann folgte, umgeben von einigen Leibdienern, Bischof Melchior, dicht hinter ihm ritt Hans Ripp, der Stallmeister, Karl von Offenhausen, ein kaiserlicher Beamter, der Amtmann von Iphofen, Wolf Karl von Wenckheim und der Rath Hans Eitel von Knoringen. Diesen Berittenen folgten zu Fuße in einiger Entfernng mehrere zum fürstlichen Kanzleipersonal gehörige Männer, der Syndicus Jörg Sensstatt, auch sonstige Schreiber und Diener.

Jetzt war der Zug bei der Herberge des Rebstocks theils schon vorüber und der Bischof, der bisher schweigend, mit gesenktem Blick, wie in tiefes Nachdenken versunken, des Weges geritten, daher auch seine Umgebung nicht, wie sonst wohl üblich, gesprächeslaut war — blickte auf, wie von einer Ahnung durchzuckt, und sah eine Rotte wildfremder, bärtiger, bewaffneter Männer, die sämmtlich ihre nichts Gutes verkündenden Blicke auf ihn gerichtet hatten. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn, doch faßte er sich, als einige demüthig grüßten und einer der Reiter auf ihn zuritt, sich ehrerbietig neigte und ein mündliches Anbringen zu haben schien. Melchior erwiederte die höfliche Begrüßung mit Freundlichkeit, und griff an seinen Hut — aber in diesem Augenblick übergoß eiskaltes Entsetzen den Bischof; er sah sich gräßlich angestarrt von einem Augenpaar, darin die

Hölle flammte, er sah ein vom höchsten Grimm verzerrtes Antlitz, er erkannte Kretzer, und dieser, der es längst aufgegeben, in den Plan seines Herrn und Wohlthäters einzugehen, der nur blindwüthendem Rachedurst folgte, zuckte eine unter dem Mantel verborgene kurze gespannte Büchse hervor, und indem er mit gellender Stimme schrie: „Pfaff! Du mußt sterben!" brannte er los, und führte mit dem Gewehr einige Schläge auf den Bischof, daß dessen Rosenkranz zersprang und die rothen Korallen wie Blutstropfen auf den Boden rollten. Mit einem Seufzer ließ der Bischof wankend den gehobenen Arm wie gelähmt sinken, während Kretzer seinen Gefährten wild zuschrie: „Drauf! drauf! Schießt zu! Schlagt todt! Laßt Keinen aus!" In diesem Augenblick entstand ein schreckliches Getümmel, Schüsse knallten von allen Seiten, Schwerter wurden blank, Mordgeschrei und Geschrei der Angst wie des Schmerzes schallte durcheinander; die Pferde, zum Theil verwundet, bäumten sich, mehrere Männer stürzten, nur Wenige warfen sich mit hochgeschwungenen Waffen dem verrätherischen Feind entgegen. Der Bischof fühlte die Todeswunde in der Brust, in welche die mörderische Kugel gedrungen war, doch faßte er seine ganze Kraft zusammen und mit der Rechten den Zügel des Rosses ergreifend, riß er dieses herum, und sprengte, da er den Eingang zur Zellergasse besetzt sah, auch hinter sich nach der Brücke zu die feindlichen Reiter gewahrte, in das noch allein offne, ganz schmale Schloßgäßchen, wo neben einer Stein-

treppe der Pfad steil zur Burg sich emporzieht, mitten durch das Getümmel der Kämpfenden, um die Burg zu gewinnen. In der Meinung, der Ueberfall gelte der Stadt, und es sei ein zahlreicher Feind, der sich Würzburgs bemächtigen wolle, rief Melchior, so laut er vermochte, den Begegnenden zu: „Der Feind hat die Stadt! Schließt die Thore! Ach! Helft unsern Bürgern!“ Mit Blut befleckt, fiel sein Mantel zur Erde, und mehr und mehr wankte im Sattel der todtwunde Mann.

In die rechte Brust geschossen und stark blutend, folgte seinem Herrn der Truchseß und Amtmann, Ritter Wenckheim, so eilend nach, als er vermochte, und war Zeuge, wie der Bischof zwischen dem Weingarten des Schlosses und dem Haag ohnmächtig vom Pferd herab und in die Arme einiger Kanzleiverwandten sank, während der Syndicus Sensstatt das unruhige Roß am Zügel hielt. Melchior vermochte nicht zu sprechen, er warf dem Amtmann nur einen schmerzlichen Blick zu, und machte eine Handbewegung, Jener solle vollends hinauf in das Schloß reiten; so brachte dieser denn ungesäumt die erste Nachricht des Unerhörten, was sich begeben, auf die Marienburg, und droben Alles in Allarm.

Die treuen Diener versuchten, den Bischof auf ihren Armen bergempor zu tragen, aber er wurde todtenbleich und begann zu röcheln. „Heiligste Mutter Gottes, der Hochwürdige stirbt!“ rief mit dem Ton des Entsetzens der Syndicus, und nun streiften Einige rasch die Röcke ab, bereiteten aus ihnen eine

weiche Lagerstätte, und legten ihn sanft auf den besonnten Rain, hülflos und rathlos jammernd den mit dem Tode ringenden Herrn umstehend und umknieend.

Unten war indeß nach wenigen Minuten der kurze Kampf schon beendigt, der Kämmerer Fuchs von Wohnfurt lag von drei Kugeln, die ihm zugleich in den Leib gefahren waren, in seinem Blut; der Freiherr von Grafeneck war nahe am Gürtel durch die Seite geschossen; dem Voit von Rieneck hatte eine Kugel den Hut vom Kopf gerissen, eine andere ihn ebenfalls in der Seite verwundet; David von Roth hatte einen Schuß in den Rücken erhalten, alle Uebrigen hatten unbeschädigt und feig die Flucht ergriffen. Im Brückenthurm stießen Jörg Ludwig von Sainsheim zu Hohen-Ladenbach und der Hofmeister Sebastian Rothhafft zu Bodenstein auf die Fliehenden, und wandten sich, als sie den Stand der Dinge erfuhren, nicht minder rasch zur Flucht nach der Stadt zurück.

Bald schallte und zeterte es: „Mordjo! Feindjo! Feuerjo!" durch alle Straßen und Gassen Würzburgs; Straßen ab und auf wogte furchtbares, immer wachsendes Getümmel; Waffen, wie Angst und Eile sie errafft, ragten über den Köpfen der Menge empor, und in schaurigen Tönen heulte vom alten Grafen Eckardts Thurm die Sturmglocke. Ein Theil des Volks schrie „Feuer!" und nirgends war Feuer; ein andrer schrie: „Der Feind! der Feind!" und nirgends war ein Feind zu sehen, und so durchbrauste

wohl eine halbe Stunde lang rasender Tumult die Stadt, ehe die klare, schreckliche Wahrheit allen Einwohnern kund war, die nichts gethan hatten, als die Thore fest verschlossen, in der Meinung, es drohe von Außen das Verderben.

Kaum war der Komitat des Bischofs auseinander gesprengt, so benutzten die Verbündeten den lähmenden Schreck und die Verwirrung der Vorstadtbewohner, um ohne Verfolgung zu entkommen. Jörg Wetzell und der Odenwälder schwangen sich auf die Pferde zweier Reiter hinten auf; Zedwitz und Picht ergriffen die frei umherlaufenden Rosse des Voit von Rieneck und Wohnfurts, und im Nu sprengte der helle Haufen von der blutbefleckten Wahlstatt hinweg, durch das offengehaltene Zellerthor, darin drei Knechte hielten, und gewannen das Freie unverfolgt. Nur als sie die Berghöhe gegenüber der Marienburg gewonnen hatten, dort die Pferde verschnaufen ließen, ihre Gewehre aufs Neue luden, und sehen konnten, wie die bestürzten Diener in Schaaren aus der Burg herab rannten, der Kapellan mit den Sakramenten abwärts wandelte, eine bewegte Volksmenge die Brücke herüber- und hinüberlief, während immer noch die Schläge der Sturmglocke grausenvoll durch die Lüfte drangen, nur da gewahrten sie mit Hohnlachen, daß zwei treue Edelknechte des Bischofs, Geis von Heim und Georg Königshofer, ihnen nachsetzten, deren Muth aber freilich vor der Uebermacht der Gegner scheu zurückschrecken mußte.

„So sind wir denn quitt, Du heilloser Dieb meiner Habe! Du Vorenthalter meines Gutes, und für das Silber, das Du mir verleugnet und verweigert, sollst Du nun erwürgen an dem Bissen Blei, den ich Dir zu kosten gegeben!“ schrie Kretzer in aufjubelnder Mörderfreude, mit der Wildheit eines alten Kriegsknechts umherblickend, der einmal die Hand in Blut getaucht, keine Rast im begonnenen Handwerk begehrt. Seine Gefährten saßen stolz in ihren Sätteln, in einer Art Siegesfreude, Siegestrunkenheit. Es fehlte kein Einziger, ihrer Keiner war verwundet, und als diese Entdeckung gemacht worden war, rief Jobst von Zedwitz: „Nun, Kameraden! Ist die Passauer Kunst probat oder nicht? Eine Hand voll Bursche, wie wir, könnten die ganze Stadt dort drunten erobern.“

„Hätten die Gelegenheit beim Schopf fassen und etwas mehr gewinnen sollen, als diese zwei Gäule! die wir mit uns führen!“ bemerkte Dietrich Picht mit Unmuth.“

„Ein andres Mal, meine Jungen! Wir kommen wieder, doch jetzt von dannen!“ rief Kretzer, und gab das Beispiel zum schnellen Hinwegritt, indem er den Hut schwenkte und im Uebermuth seine kurze Büchse abbrannte. — Jetzt donnerten auch die Kanonen der Residenz Allarm.

Mittlerweile wurde immer dichter der wehklagende und weinende Kreis, der sich um den sterbenden Bischof drängte, dessen Leben mit dem nicht zu stillenden Blutstrom unaufhaltsam verrann. Bei ihm

kniete der gelehrte Leibarzt Sinapius, versuchte mit den Kleidern das immer frisch rinnende Blut zu trocknen, und sprach gemeinschaftlich mit dem hinzugekommenen Hofkaplan Worte des ewigen Trostes zu dem Erbarmenswerthen, dem irdische Arznei nicht mehr fruchten konnte, der keiner Rede mehr mächtig, mit halbgebrochnem Auge zum Himmel aufblickte, und seinen letzten Kampf kämpfte. Ob er den eindringlich tröstend Sprechenden verstand, ob er die letzten Ermahnungen vernahm, seinen Mördern zu verzeihen, und im Hinblick auf das bittre Leiden und Sterben des Heilandes in Gott ergeben schied, wer kann solche Frage bejahen, wer sie verneinen? Dennoch rang sich sein fliehendes Leben ohne gewaltsame Schmerzensäußerung aus der erstarrenden Hülle, und die Umstehenden sahen in tiefster Rührung, laut weinend, betend oder jammernd, wie Melchior Zobel verschied.

Nicht im fürstlichen Prunkgemach, nicht in der stolzthronenden Burg, nicht umgeben von Prälaten und Würdenträgern seiner Herzogkrone, auch nicht im weichen schwellenden Lager war es dem vierundsechzigsten Bischof Würzburgs vergönnt, hinüberzuschlummern in das unbekannte Land — nein, fast auf bloser Erde, unter freiem Himmel, über und über mit dem eignen geronnenen Blute bedeckt, ein schrecklicher und bejammernswerther Anblick, lag er da, der vor Kurzem noch geboten über zahlreiche Städte und Oerter, über ein reiches gesegnetes Land, über Schaaren diensteifriger Diener.

Sterbend sah er unter sich den größten Theil seiner schönen häuserreichen Residenz, ihre Pracht und Größe verflirrte vor seinem brechenden Auge. Ueber ihm thronte die stolze Marienburg, einst seiner Wünsche sehnlichstes Ziel, das er erlangt und dessen Erlangung jetzt seinem letzten Wunsche sich versagte. Den Dom sah er nicht mehr, hörte nicht mehr drunten den Lärm, das Geschrei, die Schüsse. Zwei Schritte von seiner Lagerstatt starrte jäher Fels abwärts. —

Die Hand einer furchtbaren Rache hatte ihn gefällt und wahr gemacht die Worte der Schrift: Die Hoffärthigen höhnen und spotten, aber die Rache lauert auf sie, wie ein Löwe. —

Grumbach weilte schon am frühen Morgen dieses Tages nahe am Ausgang des Thales ohnfern der Aumühle in unruhiger aufgeregter Stimmung. An unbetretener Stelle im Gebüsch war des Ritters Pferd angebunden, er selbst trug eine leichte schwarze Rüstung, war voll bewaffnet und ging auf und ab, oder lehnte sich bisweilen an einen starken Baumstamm, welcher Standpunkt einen freien Blick auf die Heerstraße, und zugleich auf den Weg gewährte, der von Würzburg nach Rimpar zog. In der Ferne

aber wäre die Marienburg zu erblicken gewesen, hätte nicht Nebel sie eingeschleiert. Obgleich der Morgen kühl und nebeltrüb war, so sangen doch die Lerchen fröhlich ihre Lieder; aus den nahen Waldungen erscholl Amselschlag, und die Natur verkündete rings ihr Erwachen. Die Erlen und Weiden hingen voller Blüthenkätzchen, deren Staub der Morgenwind entführte.

„Wieder Frühling! Immer die alten Lieder, und auch bei mir noch das alte Lied, die alte Leier!“ sprach Grumbach düster vor sich hin. „Wo bist du hin Zeit, in der ich mich noch eines kommenden Lenzes freute? Vorbei! längst vorbei! An andre Dinge hat der gereifte Mann zu denken, als an die, welche in Jugendjahren die Seele mit schwärmerischer Wehmuth füllen. Wohin bin ich gebracht! Der Herr hoher Burgen und stolzer Schlösser lungert und lauert am Heerweg und über dem heimlichen Thalpfad, einem Straßenräuber gleich. Hab' ich's auch wohl überdacht, was ich beginne? Wohl überlegt? Mir wird bange, daß der Anschlag mißlingt, daß ich vergebens harre, und — wenn sie ihn nun wirklich brächten, gefangen herschleppten, den Feind meines Glücks, den Räuber meiner Ehre, den tückischen bösen Feind, der mich um Ruhe und Frieden bestohlen hat schnöden Geldes willen, wohin mit ihm? Werden nicht Hunderte ihm nachreiten, und wird etwas Andres übrig bleiben, wenn ich mir die Beute nicht schimpflich entrissen sehen will, als ihn niederzustoßen, auf die Gefahr hin, daß seine Schergen mich

in Stücken hauen? Doch es komme, wie es komme, der Pfeil ist abgeschnellt, ich kann nicht mehr zurück."

Während düstre Befürchtungen des Ritters Seele bewegten, ritt Moritz Hausner in einer Stimmung durch den jungen Frühlingsmorgen, die wenig heller war, als die seines Gebieters. Er hatte dessen Willen gern erfüllt, Anna von Grumbach hatte Unterbleichfeld verlassen und zog bereits der Grenze zu.

„Das letzte Band, das mich an diese heimathliche Gegend knüpfte, ist gelöst!" sprach Moritz, umherblickend, zu sich selbst. „Lebt wohl, ihr Orte, die meine dunkle Jugend sahen! Ich bin ein Heimathloser, und scheide doch mit beschwertem Herzen. Wann war ich froh, wann war ich glücklich? Nur damals, als ich noch nicht wußte, was Glück sei!"

„Was mag aus Fräulein Anna geworden seyn?" fuhr er fort in seinem Selbstgespräch. „Das arme unglückliche Herz, das vor Allen mir so viele Anhänglichkeit bewieß, wo schlägt es, oder wo ruht es? — Es schlage, oder es ruhe sanft!"

Der zweiunddreißigjährige junge Mann hing einer dunkeln Sehnsucht nach, die kein bestimmtes Ziel kannte. Er fühlte die Kette, die ihn gefesselt hielt, aber nicht den Muth, sie zu zerreißen, sich loszuringen. Gewohnheits- und Dankgefühl waren in seiner Seele eng verschwistert, ja verwachsen, wie zwei Stämme, die aus nebeneinander in den Boden geworfenen Saamenkörnern aufsproßten, wuchsen und endlich verwuchsen. Er gehörte zu jenen Treuanhänglichen, denen lange Gewohnheit es fast lieb

macht, ihr ganzes Dasein einer Person zu weihen, nur in deren Willen zu leben. Sie opfern oft bewußt, noch öfter aber unbewußt ihre Selbstständigkeit auf; dann aber kommen Momente, Zeiten, wo ihnen fühlbar nahe tritt, was sie gaben, und wie wenig Liebeslohn ihnen dafür ward und wird, und wie wenig man ihre eigne willenlose Liebe werth erachtet; solche Gedanken sind es dann, die tiefe Schatten auf den noch vergönnten Erdentag werfen.

An die Handlungen seines Herrn war Moritz gewohnt, nie einen beurtheilenden Maasstab zu legen; er ordnete stets freiwillig seine Einsicht unter, und fand im Gehorchen das Glück, das Andre im Gebieten finden. Abgehärtet und gestählt war sein Körper durch die mannichfachen Hin- und Herzüge, welche er meist in Begleitung Grumbachs machen müssen; manche Kenntniß hatte er sich dabei erworben, und vorurtheilsfrei schaute er sich das Leben an, aber sein Herz war weich und seine Seele rein geblieben mitten im rauhen Getümmel der Feldlager, wie in selbstüberlassener Einsamkeit.

Als der einsam Reitende der Stelle nahte, wo Grumbach harrte, gab dieser mit seiner Pfeife ein Zeichen, es rauschte im Gebüsch, drei bewaffnete Knechte kamen herbei, während Grumbach nachlässig und zerstreut den Morgengruß seines treuen Schreibers erwiederte. „Wir lauern vergebens auf den Eitel Kaiser!“ sprach er zu den ihn Umgebenden: „Die Zeit verrinnt, Gott oder der Teufel mögen wissen, was ihn abhält, heute früh gen Würzburg

zu reiten, wie uns doch verkundschaftet worden. Rasch, Moritz, rasch, denn es ist keine Zeit zu verlieren, schreibe einen Brief im Namen der Würzburgischen Räthe, er solle alsbald zur Stadt kommen, es sei Wichtiges mit ihm zu reden!"

Moritz gehorchte, das Reiseschreibzeug, das er stets bei sich führte, wurde schnell geöffnet, ein abgesägter Baumstrunk diente zum Tisch. Grumbach spähte wieder unruhig auf die Pfade nach Süd und Nord.

„Aber das Siegel, Herr?" fragte Moritz, indem er endigte.

Der Ritter fuhr mit der Hand in die Tasche, brachte einen Würzburgischen Brief hervor, löste das Siegel des Stadtraths davon ab, und warf es dem Schreiber zu. Als er aus dessen bedenklicher Miene die innere Mißbilligung las, sprach er: „Ich trag keine Scheu, dieß zu thun, drücke nur getrost das Würzburgische Preß auf den Brief. Es ist mein Feind, den ich erlaure, und nach Kriegsbrauch steht mir und Jedem frei, einem solchen beizukommen zu suchen, sei es durch List oder Gewalt. Nichts Neues unter der Sonne! Könnte ich durch ein solches Mittel des Bischofs habhaft werden, wendete ich's gleich auch an, denn ich bin dahin gebracht, keine Rücksicht mehr zu kennen, keine zu nehmen."

Ein Knecht ritt mit dem Brief nach Burg Rimpar, die Uebrigen verstreuten sich wieder in ihre Verstecke; nur Moritz blieb bei Grumbach allein. Die Gedanken des Ritters waren in Würzburg, auch

sein Herz schlug ungewöhnlich stark, ahnungsvoll, ängstlich; oft strengte er sich an, etwas zu hören. Der erst trübe Morgenhimmel hellte sich gegen neun Uhr auf, es wurde hell und schön, und die zerrinnenden Nebelflöre schwebten wie blaue Duftschleier an den Berghöhen, die freundliche Gegend entfaltete ihre stillen Reize. Wandrer zogen auf Straßen und Pfaden sorglos hin, es war Friede, die Gegend um die Hauptstadt war sicher. Ackersleute furchten da und dort die Fruchtfelder; von manchem Kirchthurm klang Glockengeläute; Heerden sah man sich über die frischaufgrünenden Triften verstreuen, die mit fröhlichen Sprüngen und munterm Geschrei die langentbehrte Freiheit begrüßten.

Immer noch blieb alles ruhig nach Würzburg hin; die Marienburg ward sichtbar, als der Morgennebel sich niederschlug, wie friedlich glänzte im Sonnenschein das schöne Schloß! So vergingen einige Stunden.

Der Knecht, der nach Rimpar geritten war, kam zurück. Die Kunde, die er brachte, vereitelte eine Hoffnung. Eitel Kaiser war krank, und konnte der angeblichen Aufforderung des würzburgischen Stadtraths nicht Folge leisten. Grumbach stieß einen Fluch aus, und stampfte unwillig. „Horch!“ unterbrach er plötzlich sein Zürnen: „fiel nicht ein Schuß?“ Alles schwieg gespannt und lauschte nach der Stadt hin und in diesem Augenblick vernahmen sie rasch hinter einander aus großer Entfernung von Würzburg her mehrfachen Knall. Auf Grumbachs

Seele fiel es, wie eine Centnerlast, seine Pulse stockten, er hielt den Athem an.

„Wär' ich doch drin und dabei!“ knirschte er. „So spät! so spät! Moritz, mir ahnt nichts Gutes, hab Acht, die Sache geht übel aus! Daß wir den Fuchs nicht fingen, ist schon ein übles Anzeigen; es ist heute Freitag, ein Unglückstag; verdammt! am Ende brennen meine Jäger ungeschickt den Zobel auf den Pelz, statt ihn lebendig zu fangen.“

Moritz schauderte über den grimmvollen Scherz seines Gebieters, dachte er sich die schreckliche Wahrheit ohne ruchloses Gleichniß.

Eine Weile blieb es still. Die Lauernden und Lauschenden zogen sich noch eine Strecke näher zur Stadt, von wo aus sie die Heerstraße besser überblicken konnten; es zeigte sich nichts Außergewöhnliches auf derselben. Jetzt wurden die Schläge der Sturmglocke vernommen.

„Sie schlagen drinnen an, Herr!“ sprach Moritz.

„Räthsel, Räthsel!“ stieß Grumbach in Spannung heraus. „Wäre der Streich gelungen, müßten sie schon aus der Stadt sein. Verflucht, wenn er mißlang; vielleicht liegen meine Leute schon Alle in Ketten. Ich liege auf der Folter! Komm, laß uns ansprengen bis zum Thore!“

„Thut's nicht, Herr!“ rieth Moritz ab. „Ist's mißlungen, so werden bald genug die Söldner von Hof und von der Stadt herausstreifen. Ists gelungen, dann muß sichs entscheiden, wie, ehe eine Vier-

telstunde ins Land geht. Möglich ists ja auch, daß die Entführung durch ein andres Thor gelang!"

Jetzt schlug der Donner der Lärmkanonen von der Marienburg an das Ohr der Spähenden, das Sturmläuten dauerte fort, und schon füllten sich die Straßen und Pfade mit den Bewohnern der nahen Dörfer und Mühlen, die nach der Stadt eilten, in der Meinung, es sei Feuer; doch färbte kein aufsteigender Qualm den Horizont.

Machtlos und willenlos, in unbeschreiblicher Aufregung seines Innern hielt Grumbach immer noch an einer Stelle; seine Augen traten stierend aus ihren Höhlen, fest auf den Weg gerichtet, voller Erwartung die glühenden Blicke. „Sie kommen!" schrie er plötzlich laut auf und zog das Schwert.

„Es ist nichts, es ist nur ein einzelner Reiter!" bemerkte Moritz.

„Teufel! Teufel! Trügst Du? Aefftst Du? Fragt, fragt!" schrie der Ritter außer sich, und Moritz ritt der Straße näher, dem in Hast derselben entlang Jagenden Rede abzugewinnen.

„Haltet an! Mit Gunst! Was giebts in der Stadt?"

„Der Bischof ist tod! Erschossen!" schrie der Reiter und sprengte im Galopp vorüber, ohne dem blutig gestachelten Roß nur einen Augenblick Rast zu gönnen.

Grumbach hatte das schwere Wort vernommen, und brach in ein gellendes Gelächter aus, vor dem sich selbst seine Knechte entsetzten. Es war, als lache

der Teufel in den Lüften. Dann rief er: „Dacht' ich's doch! Was sagt' ich, Moritz? Verspielt, verspielt! Todt — und nicht von meiner Hand! Todt, ohne mir gerecht zu werden! Zur Hölle gefahren, ohne meine Absolution. In der Hölle wird großer Jubel sein! Sie feiert ihren Jubilatesonntag heute schon! Fort! fort!"

Der Sprechende ließ das Gitter seines Helmes vor das Gesicht fallen, um unerkannt zu bleiben, sprang in den Sattel seines schwarzen friesischen Hengstes und sprengte mit seinen Begleitern, vom Heerweg ablenkend, rasch durch den Thalgrund; sie ließen Rimpar zur Linken und erreichten Maidbrunn nach einem anstrengenden Ritt. In der Nähe des jetzt bis auf die Kirche fast gänzlich zerstörten Klosters hielten Grumbach und seine Gefährten an einer kühlen Stelle, um aus dem Bach, der dicht am Kloster hinfloß, die Pferde trinken zu lassen. Das fromme Haus lag vor ihnen in seiner Thaleinsamkeit, wie versteckt. Das Dörfchen gleichen Namens war kaum vorhanden. In diese friedliche Stille war noch nichts von der Kunde gedrungen, welche bald ganz Franken mit Schreck erfüllen sollte. Ein Stück der hohen Umfangmauer war vom Bauernkriege her zertrümmert und nicht ganz wieder aufgeführt, so daß in den kleinen Klostergarten ein Berittener leicht blicken konnte; in diesem ergingen sich zwei Männer, sie kamen Grumbach bekannt vor. „Schau dorthin!" rief er Moritz leise an. „Kennst Du die Beiden? Friedrich von Wirsberg ist's, der

Domdechant, und Michel von Lichtenstein. Sie haben muthmaßliche Visitation gehalten, oder brauchen hier bei guter Pflege der frommen Schwestern eine Kur von Frühlingskräutern! Verflucht! Wenn euch nur der Löwenzahn nicht schädigt, geistliche Herren! Wenn sie wüßten, was wir wissen! Hab' Acht, sie freuen sich, wenn sie's hören, denn einer von diesen Beiden wird Bischof. Drückt euch vorüber, ich will ihnen einen Schreck machen, den Böcken, die in meinem Garten, auf meinem Grund und Boden der Teufel zu Gärtnern gemacht!"

Die Gefährten umritten das Haus möglichst geräuschlos, und hielten an dessen düstrer Hinterseite, nach der die engen Zellenfenster der Nonnen gingen, die Aussicht auf einförmige Waldbäume und die ausschlagenden Weiden des Bachs, der an der Klostermauer hinschlich. Moritz blickte erwartungsvoll nach der Stelle, wo der Ritter herkommen mußte, da traf der Laut einer weiblichen Stimme sein Ohr. Mit dem zitternden Klang der Wehmuth gesungen, vernahm er die Worte:

„Grüne grüne Weiden,
Grüne Weiden am Bach;
Wer Dich trägt, hat Leiden,
Seufzer und Weh und Ach!
Deine Zweige hangen;
Liebe hat Verlangen,
Liebe hat Ungemach.
Feuchter Baum der Thränen,
Deutest Kummer und Sehnen.
Grüne grüne Weiden,
Grüne Weiden am Bach!"

Verwundert blickte er auf. Eine Frauengestalt, blaß und bleich, stand hinter einem offnen Gitterfenster, stützte den Kopf schwermüthig in die Hand, starrte heraus, und sang. Ein namenloser Schreck durchbebte Moritz, schon öffnete er die Lippen zu einem lauten Rufe, als er vernehmlich des Ritters durch das Helmvisir gedämpfte und ohnedieß verstellte Stimme erschallen hörte, welcher vorsichtig der Mauer genaht war, sich hoch im Steigbügel erhob, und plötzlich laut in den Garten Worte des Predigers rief, mit denen er Worte aus Hiob verband: „Das Herz der Narren ist im Hause der Freuden, während die Leuchte der Gottlosen erlischt, und ihr Unglück über sie kommt!“

Die beiden Lustwandelnden schraken zusammen; wie ein böser Geist war die schwarze geharnischte Gestalt über der Mauer sichtbar, und wie ein solcher schien sie zu versinken und verschwindend hinweg zu rauschen. Daß Grumbach auch im Bibelbuche bewandert war, lag in der Erregung seiner Zeit, in der sich Hohe und Niedere das Lesen und Behalten biblischer Lehren und Sentenzen mit Eifer angelegen sein ließen. Die Frauengestalt aber, welche Moritz gesehen, stieß ebenfalls einen Schrei aus, als die Stimme erscholl, und schwand vom Fenster hinweg. Der Ritter kam, die Renner brausten von dannen. Wirsberg und Lichtenstein fühlten ihre Herzen erzittern. Sie dachten an das, noch in das spätere Mittelalter hereinspukende grauenvolle Gespenst der Fehme, und glaubten, daß dieser Rufer,

wenn kein Geist, doch ein Frohnbote des heimlichen Gerichtes gewesen sei, ihr Gewissen klagte sie sehr ungeistlichen Thuns an, und sie wußten gar wohl die erste Hälfte des Zurufes zu deuten; auch die Deutung der zweiten Hälfte wurde ihnen schrecklich klar, als plötzlich derselbe Reiter, der vorhin die Heerstraße entlang sprengte, zum Klosterhof einritt, und sich als Sendner des Domstifts auswieß, indem er die Schreckensworte den beiden Kapitularen zurief: „Ihr sollet eiligst nach der Stadt kommen, edle Herren! lautet meine Botschaft an euch, denn Unerhörtes hat sich begeben! Der Hochwürdige Bischof Melchior ist nicht mehr; eine meuchlerische Rotte hat ihn erschossen!"

In wilder Hast beschickten jene Beiden ihren Hinwegritt, doch eilten sie zuvor in das Haus, und schieden mit geistlichem Segen und nicht ohne Verheißungen von zwei schönen Schwestern.

Moritz ritt mit gepreßtem Herzen hinter seinem Herrn. Die Gestalt, welche er erblickt, beschäftigte ganz und gar seine Gedanken; es war die Anna's gewesen, es war ihre Stimme, ihre milde, schmerzdurchzitterte, wehmuthsvolle Stimme; er wußte, wo sie weilte, er beschloß, sein Geheimniß sorgsam zu bergen, aber alles zu versuchen, ihr zu nahen, und zu erforschen, wie sie an einen Ort gelangt, der als Asyl der beschaulichen Frömmigkeit zwar recht wohl gelegen und geeignet, als Asyl lichtscheuer Welt- und Sinnenfreuden jedoch von gewissen Seiten her — in der Umgegend nicht minder verrufen war,

wie die Nonnenklöster zu St. Markus und Himmelspforten in Würzburg selbst. — Grumbach gönnte sich nicht Rast noch Ruhe, bis er in Hellingen eintraf; dort wechselte er die Pferde und ritt bei Nacht über den Thüringer Wald.

Zweites Kapitel.

Ganz Deutschland schrak auf, als die Kunde der Ermordung des Bischofs von Würzburg seine Gauen durchflog und durchdrang; der heilige Gottesfriede, welcher gewaltet um die Burgen und Häupter der Gewaltigen, war freventlich gebrochen, die Hand war gelegt an den Gesalbten, an einen Priesterfürsten — und Fürsten, wie Priester, erbebten.

Mitten in den Tagen verderblicher Kriege war solche That nicht geschehen, wie sie jetzt in der friedlichsten Zeit sich zutrug; man mußte nach Jahrhunderten rechnen, um ein ähnliches Beispiel in der Geschichte zu finden, und der Weheruf über den Mörder zeterte vom Aufgang bis zum Niedergang. Die Welt fragte nicht nach dem düstern Warum?

das Zobels Licht verlöschen ließ. Der blutige Schein der ungeheuern That überflammte die trüben Irrlichter persönlicher Zerwürfnisse, rachsüchtiger Pläne, und prophetisch richtend brach im Geiste die öffentliche Meinung den Stab über den Mann, der ihr als Thäter bezeichnet wurde.

Grumbach, so hieß der Mann! Zu allen Beschuldigungen, Lästerungen, Verleumdungen kam jetzt die Last dieser so furchtbaren That. Die Briefe des Kapitels flogen mit der Kunde des Mordes wie Unheil krächzende Raben an alle Höfe, an alle Hochstifte, an alle Magistrate Deutschlands, ja an alle außerdeutschen Potentaten.

Grumbach trat in Johann Friedrichs Zimmer. Er fand den Sachsenherzog düstrer blickend, als er ihn je gesehen. Auf dem Tische lag die Handbibel offen, eine Feder war in sie hineingelegt; man sahe, daß der Fürst einen Spruch gezeichnet haben mochte, oder eine Bemerkung eingeschrieben, wie er oft zu thun pflegte. Der Herzog sah scharf auf den ernsten Mann, in dessen Zügen seine Leidenschaften mehr und mehr Spuren furchten. „Was bringt Ihr uns Neues, Grumbach?“ fragte Johann Friedrich mit einem mehr kummervollen, als strengen Ernst.

„Ich wüßte dermalen nichts zu vermelden, mein gnädigster Herr!“ erwiederte Grumbach.“

„Wir glauben's,“ versetzte, ein bitteres Lächeln mit Gewalt unterdrückend, der Herzog: „denn nach Euerm Spruch geschieht ja nichts Neues unter der

Sonne. So wollen wir Euch Etwas verkünden. Siehe, es steht geschrieben im zweiten Buch Samuelis: Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel? — Leset!" Dabei reichte der Herzog Grumbach einen Brief. Dieser, als er das ihm nur zu wohl bekannte Kapitelsiegel erblickte, welches dem bereits geöffneten Briefe aufgepreßt war, glaubte den Inhalt errathen zu können. „Leset doch! leset uns den Inhalt vor!" gebot der Herzog. Grumbach gehorchte, der Brief enthielt eine ziemlich ausführliche Schilderung des Bischofmordes, nicht minder die Nachricht, daß der Kämmerer Jacob Fuchs von Wohnfurt und Wolf Karl von Wenckheim bereits an den empfangenen Schüssen gestorben, und die übrigen Verwundeten, der Hofjunkherr Friedrich Freiherr von Grafeneck, und die Truchsessen Daniel von Rod und Christoph Voit von Rieneck noch in dem Willen Gottes lägen. Der dringenden Aufforderung und Bitte, Beistand zur Verhaftung der Thäter zu leisten, folgte in dem Briefe deren nähere Bezeichnung, soviel ihrer erkannt worden waren. Die Herbergen, wo sich die Reiter aufgehalten, waren benamt, des Jobst von Zedwitz wurde gedacht, und Grumbachs Hand, in welcher er den Brief hielt, begann zu zittern, als er die Stelle las: „Wir haben auch zu fleißiger Nachforschung so viel befunden, daß Wilhelm von Grumbachs Diener einer hochermelten unsern gnädigen Fürsten und Herrn von Würzburg rc. hochseligen Gedächtniß — den Thäter angezeigt und verrathen, und soll einer,

Peter genannt, so bisher auf Christoph Kretzern gewartet, die That haben vollbringen helfen."

„Möge die Hand dessen verdorren, der sie gelegt hat an den Gesalbten!" rief Grumbach. „Meine Diener? schreiben sie! „Welcher wäre das? Ich weiß von keinem Peter. Und Kretzer? Sollte dieser? Er hat viel Uebles erfahren von dem Bischof."

„Leset nur weiter!" ermahnte mit Ernst in Blick und Wort Johann Friedrich, und Grumbach las: „Auch hat sich nach vollbrachter That ferner zugetragen, als die Thäter im Abziehen gewesen, ihren Weg nach Messelhausen genommen, und Hans Zobel von dannen aus nach Würzburg reiten wollen, ist er diesen Thätern eben in die Hand geritten, von obgedachtem Kretzer mit acht Pferden überrascht und die Faust von ihm gefordert worden. Und da er diese nicht alsobald geben wollen, hat Kretzer ihn geschossen, ihm dann die Faust, sich zu stellen, wohin er gefordert würde, und seinen Petschaftring genommen, hat ihm allen ehrlichen Brauch und Herkommen zuwider beraubt, ihm Ketten, Beutel und was darin, auch Hut und Wehre sammt drei Pferden genommen, so daß Zobel geschossen und verwundet, wieder gen Messelhausen zu Fuße gehen müssen."

Als Grumbach in dem Briefe so weit gekommen war, und seine Augen auf dem Blatte dem Gelesenen vorausirrten, stieß er einen unartikulirten Schrei aus, und seine zitternden Hände krüllten krampfhaft die Blätter zusammen.

„Was stößt Euch an?“ fragte Johann Friedrich, den eine unfreundliche Laune bewog, einen Mann, welchem er gewogen war, auf die Seelenfolter zu legen.

„Zu toll! Zu toll!“ brach Grumbach aus und lachte lauter, als es in der Nähe des Fürsten ein Schranz für geziemend gehalten haben würde. „Das konnte ich mir ja denken, daß ich es sollte gewesen sein! Da steht es! Nichts Neues! Aus welchem allen — hört die Argumente, mein Fürst, und erstaunt, der Bischof wurde erschossen, einer meiner Diener war dabei, und verwundete einen Zobel von Messelhausen — aus welchem allen abzunehmen, daß diese jämmerliche verrätherische Mordthat von Niemand Anderm, denn des Stifts ungetreuen Lehenmann, Wilhelm von Grumbach, herrührt und angestiftet ist! — Ich also muß es gethan haben! Der Belial liegt gefällt, aber die Belialsrotte wird nicht müde, mir verderblich nachzutrachten! Datum Würzburg, den achtzehnten Aprilis funfzehnhundertachtundfünfzig. Friedrich von Wirsberg, Dechant, Senior und Kapitel des Domstifts zu Würzburg. Ich! ich! Was liegt mir an des Bischofs Tod? Kann der Todte mich restituiren? Kann ich mit dem Todten mich vertragen und vergleichen, wie ich gehofft? Wer hat größere Ursache als ich, die verruchten Mörder zu verwünschen? Und nun soll ich es gewesen sein, der den hochseligen Mann ermorden ließ! Freilich, freilich, meine Güter, die müßten sie herausgeben, wenn sie mich nicht stets im Schach

hielten. Dieser fette Bissen schmeckt dem feisten Pfaffengezücht allzu gut!"

„Wir glauben, Grumbach, nicht an die Euch zur Last gelegte Absicht," sprach der Herzog: „aber warnen müssen wir Euch, und vermahnen, auf Eure Sicherheit bedacht zu sein. Nicht nur das Kapitel von Würzburg fordert uns bittend auf, den Thätern nachstellen zu helfen, sondern wir wissen von sichrer Hand, daß von Kaiserlicher Majestät uns befohlen werden wird, zu thun, was das Kapitel bittet."

„Und wird dann Euer fürstliche Gnaden mich ausliefern? Würde ich das verdienen? — Es kann doch unmöglich auf den schmählichen Verdacht des Domkapitels hin die Person eines freien Mannes von Adel bedroht werden!" gegenredete Grumbach. „Andere und stärkere Beweise gehören dazu, ihn, ohne ihm Gewalt anzuthun, verstricken zu lassen, als die Theilnahme eines seiner Diener an einem Verbrechen. Das Verhältniß meines Dieners zum Bischof kann ich Euch mit zwei Worten aufklären. Der todte Mann that ihm, wie mir, er weigerte ihm sein Recht und sein Gut, ein Vermächtniß des Vorgängers — und mein Diener, wenn anders seine Theilnahme wahr ist, wird sich rechtfertigen."

„Dem sei wie ihm wolle," entgegnete Johann Friedrich: „nehmt Ihr guten Rath an, Rath Grumbach, so reitet Ihr flugs mit Sendbriefen von mir an des Pfalzgrafen von Rhein Liebden, und gewinnt von dessen Landen aus das nahe Frankreich, bis der erste Lärm vorüber ist."

„Wie Ihr befehlt, mein Fürst!“ sprach Grumbach, sich verneigend. „Dann laßt jedoch, wenn ich fern bin, mein armes krankes Weib und mein Töchterlein Euch anempfohlen sein, die ich in Hellingen lasse.“

„Ihnen soll kein Haar gekrümmt werden,“ verhieß der Fürst, und brach das Gespräch ab.

Noch an diesem Tage verließ Grumbach Weimar und ritt unter gutem Geleit der Herzoge von Sachsen nach Heidelberg an den Hof Pfalzgraf Friedrich III, den die Geschichte den Frommen nennt; dort war er erfolgreich wirksam, ehe noch die anklagenden Briefe des Würzburger Kapitels anlangten.

Die Thore Würzburgs waren streng bewacht, der Schrecken ob der Frevelthat, die in der Stadt verübt worden, zitterte noch nach in den Herzen ihrer Bewohner, doch fand ein frommer Pilgersmann, der alt und schwach am Stabe daher wankte, ungehindert Einlaß, da er gute Geleitsbriefe vorzuzeigen hatte. Er kam aus dem heiligen Lande und trug schätzbare Reliquien von dort her bei sich: Steinchen vom Oelberg und Erde aus dem Garten Gethsemane; Binsen vom See Genezareth und Rosen von Jericho; Schneckenhäuser vom Berge Karmel

und Cedernspähne vom Libanon. Zwar sahen die Binsen aus wie andere Binsen und die Schneckenhäuser glichen aufs Haar denen, die man in den Weinbergen um Schweinfurt und Würzburg zusammen lesen kann, doch die gesuchten Rosen von Jericho, die in Wasser gestellt, wie frisch ihre Zweige ausbreiteten, ließen keinen Zweifel aufkommen, daß das alles ächt sei, und es vermuthete allerdings Niemand, daß der Pilgersmann, der so eifrig dem und jenem Domkapitularen nachfragte, nie in seinem Leben Palästinas Küste gesehen. Der alte fromme Mann keuchte den steilen Felsenweg zur Marienburg empor; er säumte nicht, an der Stelle, wo Zobel die Seele aushauchte, an jener blutgetränkten Stätte hinzuknien und ein Gebet für das Seelenheil des Ermordeten zu sprechen, wohl aber versäumte er, den Gruß eines andern Mannes zu erwiedern, welcher in der Nähe auf dem sonnigen Rain saß, ein Pergamentblatt in Händen, auf das er einen tröstlichen Kundspruch, dem Hingeschiedenen zum Gedächtniß, niederschrieb, denn der Pilger fühlte kein Verlangen, ein Gespräch anzuknüpfen mit dem hausbackenen Poeten, und schien keinen Sinn für dessen Verse mit aus dem Lande gebracht zu haben, wo einst die Blüthe der Poesie ihr Kronenhaupt wie eine flammende Opferlohe erhoben hatte. Der Fremdling setzte seinen Weg aufwärts weiter fort, und gewann den Eintritt in die Burg.

Seit den wenigen Tagen, in denen der Herzogthron und der bischöfliche Stuhl erledigt stand, war

die Residenz in die Obhut der beiden Domherren, Michel von Lichtenstein und Veit von Würzburg, gegeben; zu dem ersten suchte der Pilger Zutritt. Bald saß er bei dem noch jungen Domherrn, dessen Gesicht blühte und glühte, wie eine volle Päonie, und der die Verlegenheit, welche der Moment ihn brachte, durch ein, seinen glatten Wangen stets zu Gebote stehendes Lächeln verbarg. Lichtenstein drehte einen Brief durch die Finger, den er bereits gelesen hatte, und sprach in dieser Stimmung zu dem Fremdling: „Wahrlich, es ist spaßhaft, mein lieber Moritz, daß Du so spät nach dem Aschermittwoch noch Mummerei und Fastnachtpossen treibst; doch hast Du andrerseits Recht, man könnte Dich verstricken, weil Du unsers Alten Diener bist. Was macht er? Wo steckt er? Sage es getrost, ich verrathe weder Dich, noch ihn!“

„Mich zu verrathen würde Euch wenig frommen und übel kleiden,“ erwiederte Moritz Hausner, der im Pilgerrocke steckte: „und ihn würdet Ihr schwerlich fangen, dazu ist er nun wohl zu schlau. Im Uebrigen hat er nicht einmal Antheil an jener That, wie sehr Ihr ihn beschuldigt.“

„Ganz gut bemerkt, werther Secretarius!“ belobte der Domherr mit listigem Lächeln, und sprach weiter: „Es ist alles recht wohl berathen, den nur zu begründeten Argwohn des Kapitels abzulenken von dem wahren Thäter. Der Mordbube Kretzer, ein treuer Diener seines Herrn, wie Du, Moritz, hat die unerhörte Frechheit gehabt, dem Kapitel zu

schreiben, daß er, und nur er allein die That begangen, weil der hochselige Bischof ihm sein Eigenthum vorenthalten. Auf wessen Antrieb er so geschrieben, begreift ein Kind, mein guter Secretar. Dein Herr ist nicht dumm, das wissen wir Alle, und er fängt es schlau genug an. Er hat mich schon durch meinen Bruder Wilhelm beschickt, nun schreibt er mir auch noch durch Dich. Und was schreibt er? „„Dieweil der Bischof, der mir alles Leids angethan, nunmehr erschossen ist, so will ich nach dem Vertrauen, das ich hege, das Beste thun und fördern helfen, damit ich durch den neuen Bischof, der, wie ich hoffe, wünsche und vermuthe, kein Anderer sein wird, als Du, wieder zu den Meinen, auch zu Friede und Ruhe gelangen möge."" Das wird wohl nicht so schnell gehen und sich schicklich machen lassen, mein guter Hausner." —

„Wolltet Ihr mir nicht einen schriftlichen Bescheid geben, Domherr, damit mein Herr sich überzeuge, daß ich meinen Befehl treulich ausgerichtet?" fragte Moritz.

„Wie gern wollte ich das, mein vortrefflicher Geheimschreiber," versetzte, während immer sein stehendes Lächeln um die Mundwinkel zuckte und spielte, der Kapitular: „wenn nicht wir Stiftsherren uns einander das feierliche Wort gegeben hätten, alle Verbindung mit den Feinden des Hochstifts abzubrechen, und mit keinem derselben in Verkehr zu treten. Auch habe ich vollauf zu thun, da auf morgen oder übermorgen die neue Wahl Statt

findet, und muß Dich bitten, Moritz, mir zu einer gelegenern Stunde Deinen Besuch zu gönnen; sage daher dem Alten: Wenn seine Prophezeihung einträfe, so würde ich thun, was in meinen Kräften stände. Wo hast Du Dein Losament? Ich will Dir einen Geleitsbrief hinabsenden!"

„Gott lohne es Euch, und beschere Euch die Mitra!" dankte und wünschte Moritz. „Ich habe mein Zelt aufgeschlagen im Rebstock, wo ich hoffe, morgenden Tages Euch festlich geschmückt im Ornat als erwählter Bischof und Herzog den Einritt auf diese Burg halten zu sehen." Der Diener Grumbachs verbeugte sich und ging.

Lichtenstein gab sich mit Wohlgefallen einem wachen Traume hin, er sah im Geist die Kapitelversammlung zur Bischofwahl bei verschlossenen Thüren, auf ihn fiel fast einstimmig diese Wahl; draußen vor der Kapitelsstube harrten in ehrfurchtvoller Geduld der fürstliche Hofmeister, der Marschall, der Kanzler, die Räthe, die Kämmerer und die Kammerknaben, die Secretarien und das ganze zahlreiche Personal der höhern Dienerschaft. Jetzt ward die Thüre aufgethan, jetzt führten ihn die Senioren heraus; alles freute sich, jetzt wurde er vorgestellt, jetzt ordnete sich der Zug, voran die Hofdiener, dann der Bischof zwischen seinen Führern, ihm auf dem Fuße folgten die Domherren nach Rang und Alter, die Prälaten, die Aebte, die Dekanen. Jetzt zeigte sich der Neuerwählte dem Volk, und ein donnerndes Lebehoch erfüllte den Domplatz. Im

hellglänzenden Harnisch bildeten die Bürger Spalier; ein junger Domicellar trug das Schwert ihm vor, ein zweiter die Herzogkrone; der glänzende Zug bewegte sich in den Dom; im hohen Chor ward der neue Bischof emporgehoben und auf den Hochaltar gesetzt. Jetzt schlängelte sich aus der Höhe der Strick mit güldenem Quast, der das Häullein zog, der Bischof zuckte dreimal daran, das Glöcklein gellte, und mit erhabenem Klang stimmten alle Glocken der Stadt zusammen, während aus hellen Sängerstimmen im hohen Tempel das Tedeum erscholl. Der Neuerwählte ward vom Altar gehoben, Glückwünschende umdrängten ihn nach allen Seiten, dann saß er im Fürstenstuhl und leistete zum zweitenmal den Eid treuer Erfüllung seiner hohen und schweren Pflichten.

Solch wacher Gedankentraum war allzu anziehend, als daß er nicht hätte gern fortgesetzt werden sollen. Lichtenstein dachte nicht an den strengen Grumbach, nicht an seine Verpflichtungen gegen diesen, er dachte nur an sich, sein Glückstraum umnebelte seine Sinne, wie der Wein, den er jetzt in Gedanken trank an voller brechender Tafel, so daß er schwankend das Roß bestieg, und durch den Freudenjubel des Volkes über die Brücke ritt, hinauf zur Hofburg, in der er sich endlich wiederfand, leider — noch ohne Inful. Da fuhr ihm ein arger Gedanke durch den Sinn. Konnte nicht dieser Moritz — ein Diener, ein Anhänger Grumbachs, ein Spielkamerad aus der Jugendzeit — Manches verplaudern, als unwillkommener Mahner erscheinen,

oder konnte er nicht über einem Mordanschlag gegen Wirsberg, den Grumbach seit lange haßte, brüten, ihn ausführen? Und wenn er ihn ausführte? war dann nicht der Hauptmitbewerber um die Inful aus dem Wege? „Teufel — ich hätte klüger mit dem Schreiber reden sollen! Er muß zurück, muß zu mir, es ist ein gefährlicher, böser Mensch!"

Noch gebot der Verweser als Herr in der Burg, die Diener flogen auf seinen Wink herbei. „Drunten in Rebstock — ein fremder Mann, ein Pilger, der vorhin schon hier war — er soll herauf! Noch einmal zu mir, gleich herauf! Weigert er sich, dann soll man ihn festnehmen, doch ohne Aufsehen, und bei Nacht heraufbringen!"

So gebot Michel von Lichtenstein, der Domherr, und abermals flogen die Diener, aus dem Schloß, den Berg hinab, zur Schenke — da war kein Pilger, kein Fremder erblickt worden; die Abgeschickten liefen von Herberge zu Herberge, sie suchten, bis es dunkelte, vergebens.

Auf wohlbekannten Fußpfaden schritt Moritz im schmalen Thalgrund der Bleichfelde aufwärts. Rastlose Ungeduld beflügelte seine Schritte. Er vermied sorglich die Orte, die auf seinem Wege lagen; es sollte, es durfte ihn keiner der Bewohner von Versbach oder Rimpar kennen, selbst die einzelnen Mühlhäuser vermied er. Die Dämmerung war schon tief hereingebrochen, als er seinen faltigen Wanderrock in der Nähe des Klosters Maidbrunn umkehrte, wodurch dieser wieder zur Pilgerkutte ward, und seinen Hut

auf eine Weise drehte, wie oftmals Gaukler zu thun pflegen, so daß auch dieser die Form eines Pilgerhutes erhielt. So ausgerüstet, läutete er an der Klosterpforte.

Der Wächter und Pförtner des einsamen Klosters wollte den späten Wanderer nicht einlassen, es sei ein armes Frauenkloster, sprach er, das Männer nicht beherbergen dürfe, doch Moritz erwiederte: „Heilige Männer, die der Kirche zugeschworen sind, darf euer Kloster wohl gasten, bewirthet und herbergt sie auch. Ich komme mit Sendung von Würzburg, ich habe Heilthümer zu überbringen an die hochwürdige Frau Aebtissin, die ich mitgebracht aus dem heiligen Lande; ich bringe Botschaft vom Domherrn Michel von Lichtenstein, von Friedrich von Wirsberg.

„An Friedrich von Wirsberg?“ fragte der Pförtner, der so verstanden hatte, und dieses Wörtlein An zündete dem Pilger eine taghelle Fackel an. Er hatte nicht Lust, dem Dombechanten hier zu begegnen, daher sprach er rasch zu dem Pförtner: „Du brauchst den hochwürdigen Mann nicht alsobald zu rufen; mein Auftrag hat Zeit; gönne mir nur ein Ruhekämmerlein einstweilen, hernach spreche ich wohl den Herrn im Refektorium. Ich bin müde von langer Wanderung, Freund, und Sankt Kilian wird Dir segnen, was Du an mir thust, auch könnte ich mich wohl entschließen, Dir dieses Heilthum aus Jerusalem, ein Stückchen Erde vom heiligen Grabe, von dem ich mich nimmermehr trennen wollte, zum Andenken zu überlassen.“

Der gläubige Pförtner horchte hoch auf, seine Hand griff mit Hast nach dem dargehaltenen winzig kleinen Schächtelchen, in das Moritz kurz vorher, ehe er die Klingel zog, ein Klümpchen Mörtel von der Klostermauer gethan, und bald sah er sich im Gemach des dankbaren Pförtners mit Speise und Trank gelabt, und sah nebenbei mit Ungeduld der völligen Nacht entgegen; er hoffte, der Dechant werde vor Abend hinwegreiten, und dessen Anwesenheit im Frauenkloster war ihm so unerwünscht, als die seinige Wirsberg gewesen wäre, hätte dieser sie ahnen können.

Nur wenige Spuren gothischer Architektur werden heute noch erblickt an dem Bauernhause zu Maidbrunn, das einst zu den Klostergebäuden gehörte, und von dessen Hinterfenstern man in den ehemaligen Garten blickt, dessen beschränkter Raum noch jetzt als solcher benutzt wird. Fast drei Jahrhunderte haben so mächtig, wenn auch allmälig verwandelt, daß in dem Winkelchaos des Heute die Anordnung des Sonst zu erblicken unmöglich ist. Moritz wußte aber Bescheid, denn er war als Knabe oft im Kloster gewesen, wenn er Botengänge that zwischen Burggrumbach und Rimpar, kannte das Haus von innen und außen, auch jeden Gang, jede Zelle, und hatte sich die gar wohl eingeprägt, in der er Anna von Grumbach bemerkt zu haben sich überzeugt hielt.

Die Nacht war da; ein Schlaftrunk fesselte die Wachsamkeit des Pförtners, ein wenig künstliche Nachhülfe lieh dessen Gast seine Gestalt. Im Dorfe

tönte später Wächterruf. Moritz schlich durch das stille Haus; er barg sich scheu in wohlbekannte Winkel, wenn da und dort eine Thüre knarrte, wenn ein Licht sichtbar wurde, wenn vollends eine oder die andre alte Nonne unheimlich vorüber und in ihre Zelle schritt, in deren einer er auch ein Kind vernehmlich schreien hörte. Es wurde sehr dunkel auf dem schmalen Zellengang, und endlich so still, daß der Tritt eines Mannes, auch wenn er noch so leise schlich, kaum ungehört bleiben konnte. Noch hatte der besorgte Lauscher sein Ziel, die letzte Zelle, nicht erreicht, so öffnete sich die vorletzte Thüre, so rauschte ein Frauengewand; Moritz fühlte von einer weichen, warmen Hand seine Hand berührt, und es flüsterte eine zarte Stimme: „Komm mein Friedrich!“ Zugleich ward er sanft in die Zelle hineingezogen, die unerleuchtet war. Ein Mädchen, ein liebefeuriges Mädchen hing an seinem Halse, umschlang ihn, überdeckte ihn mit Küssen, und es schien solches Thun ihr eine süße Gewohnheit. Welche Lage für den solcher Zärtlichkeit ungewohnten, der Liebe gänzlich fremd gebliebenen Jüngling! Wenn er durch einen Laut verrieth, daß er nicht der, wie es schien, mit ungestüm flammender Sehnsucht Erwartete sei, so war alles verrathen, sein Zweck verfehlt, und er sicher der grausamsten Rache verfallen. Der junge Mann mußte schweigend dulden, was zu dulden nicht schwer fiel, und empfing für sein gutes Vorhaben einen überschwenglichen Lohn voraus. Die glühende, in Entzückungen schwärmerisch schwelgende

Nonne gab ihm die süßesten Schmeichelnamen, endlich aber fiel ihr auf, daß er diese nicht erwiederte, und sie flehte zärtlich: „O so sprich doch! Sprich doch auch zu mir ein Liebeswort, mein Friedrich! Mein Gott, mein Gatte! Mein Herz, meine Seele!“

Moritz wagte, kaum vernehmlich zu flüstern: „Still, Engel, still, die da drüben!“ In ihrem Glück merkte die Gluthbegeisterte nichts, und erwiederte: „Die Anna meinst Du, Seelenbräutigam? Sahst Du sie? Begegnetest Du ihr? Sie wandelt die halbe Nacht auf dem Gang, und stört mit ihrem Gesang die Schlafenden. Schaffe sie fort aus dem Kloster, die alte Tolle, Du kannst's; ich bitte Dich, willst Du mir Das zu Liebe thun?

„Ja ja, mein Lieb! heute noch, wenn Du willst, aber wie? Sag' mir das an!“ flüsterte Moritz in Erwartung zitternd. Er blieb immer noch für den gehalten, der er nicht war, und Jene sprach: „Nichts leichter. Sie redet immer von einem Moritz, der solle und werde kommen, und sie fortführen. Es war eine Narrheit von unsrer Aebtissin, die Thörin aus Mitleid aufzunehmen, als sie verwildert im Gramschatzer Walde gefangen worden war, und sie so lange zu behalten, doch sagte sie, sie hielte diese verrückte Person auf höheren Befehl in klösterlicher Haft. Du mußt es ja wissen, guter Friedrich. Verstelle Deine Stimme, sage ich bin Moritz, sie folgt Dir hinaus, und wir sind sie los. Horch! Horch!“ —

Tritte wurden auf dem Gang vernommen, den jetzt spärlich das Licht des indeß aufgegangenen

Mondes erhellte. Die Nonne hieß Moritz hinter sie treten, und lugte durch das halb und leise geöffnete Thürlein hinaus. Er sah über ihre Schulter, und in ein lieblich geformtes bleiches Mädchenantlitz, das eher geeignet war, Mitleid ob verfehlten Lebenszweckes einzuflößen, als strengasketisches Verdammungsurtheil eines fehlerhaften Lebens fällen zu lassen. Draußen wandelte im weißen Gewand eine schlanke Frauengestalt über den Gang, leisen Trittes, abwallenden Haares, das Haupt gebeugt, die Hände gefaltet und vor sich hin haltend. Sie ging vorbei, sie kehrte um, bis zu ihrer Zellenthür, und wandelte nochmals nach vorn. Plötzlich ward eine Stimme in dem halblauten Rufe laut: „Bist Du's, meine Else?" und beide Lauschenden sahen, wie ein starker Mann die Wandelnde kräftig umfaßte. Diese aber stieß einen gellenden Schrei aus, der sich mit einem zweiten mischte, den das junge Nönnchen ausstieß, die jetzt wahrnahm, daß ein ungeheurer Irrthum sie betrogen. Jene Gestalt aber rang sich augenblicklich los, kratzte und schlug, und der Mann stand erschrocken, während Else ihrerseits Moritz wild anpackte und verzweifelnd knirschte: „Wer bist Du! Wer seid Ihr? Frecher Bube!"

„Ich bin Moritz!" rief schnell gefaßt und überlaut, einen Dolch ziehend, der so unverhofft Begünstigte, und alsbald rief Anna in äußerster Freude „Moritz! Moritz!" während Else sich zitternd und fast weinend in ihres Friedrich Arme warf. Ehe dieser sich sammelte, ehe die alten Nonnen aus den Betten

fuhren, ehe sie Licht schlugen, nach dem Lärm zu sehen, und einander verwundert über allen Teufelsspuk in die rothen Augen und scheußlichen Angesichter leuchteten, war Moritz mit Anna, die sorglos seiner Leitung folgte, ein Treppchen hinab, durch die schnell eröffnete und wiederverschlossene Pforte geschlüpft, unbekümmert um den Lärm, der hinter ihm zeterte und polterte, und um die Eröffnungen, die einem zu spät Gekommenen gemacht werden möchten. Die Entrinnenden hatten nicht weit den Bach entlang durch die Mondscheinnacht zu gehen, so nahm ein alter dunkler Forst sie auf; der zur Bleichfelde sich abwärts ziehende Zweig des zehn Stunden in Umfang haltenden Gramschatzer Waldes. Ehrerbietig leitete Moritz die Unglückliche, die sich vertrauungsvoll an ihn hing. In einem Gehöft, auf dem ehemaligen Grumbachischen Gebiete wohnten ihm vertraute Leute, dort brachte er sie hin als nächste Zuflucht, um sie später weiter an einen gesicherten Ort zu geleiten.

Es waren Jahre vergangen, keine theilnehmende Seele hatte zu ihr gesprochen, jetzt machte sie, auf diesem nächtlichstillen Gange, ihrem Herzen Luft, sie sprach, ach so viel Trübes, Schmerzliches, Unerhörtes, daß Moritz oft seine Thränen nicht zurückzudrängen vermochte, und daß sein innigstes Mitleid mit ihr nur noch gemehrt wurde. Ach, wie manches ging aus ihren, fast gar nicht mehr irrklingenden Reden hervor, das ihm furchtbare Geheimnisse theils enthüllte, theils nur andeutete; Dinge und Thaten,

deren sie selbst sich nur dunkel bewußt schien. Das einzige, was ihm aus ihren Mittheilungen mit Freude erfüllen konnte, war der Strahl einer schönen Hoffnung, der, daß ihr getrübtes inneres Licht ihr vielleicht ganz wiederkehren werde. Sie fragte so klar nach ihren Verwandten, nach deren Leben, Wohnen und Sein, nur nach Einem ging keine Frage aus ihrem Mund.

Ein reges Leben bewegte im Monat Juni 1558 die Residenz dreier Herzoge, Weimar, wie seit lange nicht. Zwei ganz verschiedene Zurüstungen setzten tausend Hände in Bewegung, zwei nie befreundeten Göttern schien man prangende Altäre neben einander errichten zu wollen, dem Mars und dem Hymen. Die Straßen, die Häuser wimmelten von Kriegsvolk, man sah vor den Thoren die blanken Schaaren von Kürissern und Reissigen sich in den Waffen üben, während das fürstliche Residenzschloß mit Kränzen verziert wurde, während grüne Triumphbögen sich aufbauten, und alles auf das Festgepränge einer fürstlichen Hochzeit hindeutete.

Die beiden ältern Sachsenherzoge, Johann Friedrich und Johann Wilhelm, waren allein beisammen, und pflogen in brüderlicher Eintracht zwar, aber nicht ohne ein gewisses höfisches Ceremoniell, das zum Theil die Sitte der Zeit gebot, ernste Gespräche.

„Wie ich Euer Liebden schon sagte," sprach Johann Friedrich: „es schmerzt mich, daß Ihr nicht durch Eure werthe Gegenwart mein Vermählungsfest verherrlichen wollt und könnt, und auch meine Fräulein Braut wird Euch ungern vermissen."

„Ihr dürft voraussetzen, mein Herr Bruder," entgegnete Johann Wilhelm: „daß ich ungern solcher Freude entsage; allein einmal bindet mich mein fürstlich Wort, nicht länger zu zögern; dann lag es nicht an mir, daß Euer Ehrentag so lange hinausgeschoben wurde, und mit meiner Abreise zusammentreffen mußte, und endlich möchte Euer Oberhofmarschall in nicht geringes Entsetzen gerathen, wenn zu den vielen übrigen Hochzeitgästen ich und meine Dreitausend kämen, die man nicht leer abspeisen könnte, bliebe ich selbst."

Der letzte finanzielle Grund wog schwer; Johann Friedrich sah ein, daß sein Bruder in wohlmeinender Absicht auf die Festfreude verzichte, und ließ diesen Gegenstand des Gespräches fallen. Nach einigen andern gleichgültigen Wechselworten begann Johann Wilhelm: „Vom Grumbach hören wir ja seltsame Zeitung, mein Herr Bruder. Der unruhige Mann hat in Frankreich Kiegsbestallung erhalten, nennt und schreibt sich der Krone Frankreich Obrist, hat viel Kriegsvolk geworben auf eigne Faust, und ist im Anzug gegen Deutschland, muthmaßlich gewillt, in die Fußtapfen seines ehemaligen Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu treten."

Johann Friedrich wußte recht wohl, daß sein Bruder Grumbach nicht liebe, und fühlte nur zu gut, daß jener jede Gelegenheit hervorsuchte, in seine Aeußerungen einen Tadel der Bevorzugung zu legen, deren sich Grumbach bei ihm zu erfreuen hatte. Doch bezwang der ältere Herzog die Empfindlichkeit, die in ihm aufwallen wollte, und entgegnete mild: „Des Herrn Bruders Liebden neue Zeitung scheint um ein Weniges älter zu sein, als die, so uns geworden. Es ist zwar nicht Ohne, daß Grumbach gethan, was Ihr selbst, nämlich französische Kriegsdienste genommen, und daß er Kriegsvolk aus Frankreich nach Lothringen geführt, Willens, nach Deutschland herauszukommen, und sein überall verweigertes Recht mit dem Schwert in der Hand zu suchen, doch haben ihm, wie ich durch ihn selbst und durch meines Herrn Schwiegervaters Liebden weiß, die vier Kurfürsten des Rheins: Mainz, Kölln, Trier und Pfalz bittlich ansagen lassen, sein Volk zu dimittiren, und ihm sichre Verheißung gethan, ihm mit dem neugewählten Bischof zu Würzburg, dessen Name Friedrich von Wirsberg ist, zu vertragen. Dieser fürstlichen Zusage vertrauend, hat der den Frieden mehr, als den Krieg liebende Mann dem Gebote gewillfahret, hat freies Geleit erlangt, auf dem jüngstgehaltenen Reichstag zu Augsburg zu erscheinen, dort sein Recht zu suchen, und wird demnächst wieder bei uns eintreffen.“

„Möge doch niemals die Huld und Gnade, die Ihr diesem Ritter schenkt, Euch zum Nachtheil gerei-

chen, dieß ist mein bester Wunsch für Euch, mein Bruder, indem ich scheide," sprach Johann Wilhelm. „Ich kann mich bei seinem Anblick eines Gefühls von Bangigkeit nimmer erwehren."

„Fürchtet nichts, Herr Bruder," erwiederte Johann Friedrich: „Wir trauen uns wohl ohne Selbstschmeichelei Einsicht genug zu, wahre Freunde von falschen, Treumeinende von Uebelmeinenden, Recht von Unrecht, unterscheiden zu können. Euch wünsche ich von ganzem Herzen das beste Glück auf diese kriegerische Fahrt, und daß Ihr bald, gleich mir, in den Hafen des Eheglücks einsteuern möget. Laßt mich und meine fürstliche Braut und demnächst Gemahlin Euerm brüderlichen Andenken im Besten empfohlen sein!"

Johann Wilhelm erwiederte mit wohlgesetzten Worten solchen freundlichen Wunsch, und die Brüder trennten sich.

An diesem Tage noch, es war der zehnte des Heumondes, riefen schmetternde Trompeten das kleine Heer von 3400 Reitern zusammen, an dessen Spitze im blanken Goldharnisch Herzog Johann Wilhelm einherritt, von seinen Brüdern und vielen Edlen des Thüringer Landes bis Gotha geleitet, um von da weiter, nach Frankreich zu ziehen, und der Krone dieses Landes seine Truppen zuzuführen.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis, den zwölften Juni, sah das entzückte Weimar im festlichen Brautschmuck die strahlende Schönheit seiner jungen Herzogin. Nie wurde dort vorher ein freundliche-

res holdseligeres Paar erblickt, als Johann Friedrich und Elisabeth von der Pfalz. Der junge erst neunundzwanzigjährige Wittwer war ein Musterbild männlicher Schönheit, seine Gestalt war schlank, seine Haltung heroisch und fest; auf der hohen Stirne thronte ein milder Ernst, der Blick seines blauen Auges war freundlich und leutselig. Elisabeth, die süße achtzehnjährige Braut war ein wonniger Mädchenengel, eine zartaufgeknospete Rose. Die innigste Liebe und Treue strahlte aus ihren lichtbraunen Augen, an dem lieblichen Oval des kleinen Gesichtchens war kein Makel aufzufinden. Holde bräutliche Schaam färbte mit glühender Röthe ihre Wangen, und aller Zauber edler unbefleckter Jungfräulichkeit war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Ihr Vater, ihre Mutter, und ihre Schwester Dorothea Susanna waren von Heidelberg mit ihr eingetroffen; Stadt und Land begrüßte die Ersehnte mit Jubel, denn das Volk hing mit voller Liebe an seinen jungen Fürsten, und suchte durch aufrichtige Treue das Gefühl der empfindlichen Verluste minder herb zu machen, die ihres Vaters unseliges Geschick ihnen zugezogen, auch betrachtete dieses Volk, ungewohnt, drei Gebieter zugleich zu haben, den Aeltesten derselben als seinen eigentlichen Herrn, und wünschte schon deshalb seine Wiedervermählung. Zudem hatte ein Vertrag mit seinen Brüdern dem Herzog im vorigen Jahre die Regentschaft über die nach des Vaters letztem Willen untheilbaren Gesammtlande aufs Neue übertragen.

Der zweite Tag der Vermählungsfeier sollte nicht minder festlich begangen werden, wie der erste; zu Lustbarkeiten im Freien ward eifrig zugerüstet, und vom frühen Morgen schon durchwimmelte eine geschmückte erwartungsfrohe Volksmenge die Straßen, und umwogte das fürstliche Residenzschloß, oder eilte schon den Plätzen zu, die bestimmt waren, fröhlichen Prunk in sich aufzunehmen, und allgemeiner Lust zu dienen, zu dem traulichen Gehölz des Webicht, dem heitern Schützenhofe, den übrigen nahen Hainen.

Als sich am Morgen dieses Tages der junge Herzog und sein Schwiegervater freundlich begrüßten, trat Pfalzgraf Friedrich seinem Eidam mit einer Schrift in der Hand entgegen und sprach: „Mein geliebter Sohn, es hat unsre Armuth uns nicht vergönnt, unsre Tochter, nunmehr Euer Gemahl, mit so viel Heirathsgut auszusteuern, als unsres Herzens Wunsch gewesen wäre, doch damit Eure Liebden unsern guten Willen sehen, so bitten wir Euch, diese Verschreibung von uns freundlich anzunehmen, darin wir geloben, über die sechzehntausend Gulden Ehegelder, die wir mitgegeben, noch einmal so viel zu zahlen, sobald wir demnächst zur Kur gelangen, und wünschen, daß Euer Liebden damit einstweilen für Lieb nehmen mögen.“

„Wir danken Euch von ganzem Herzen,“ antwortete Johann Friedrich, aber eine Wolke trat auf seine Stirne, indem er die Schrift annahm, und fortsprach: „doch wollten wir gern auf Euer gütiges Geschenk verzichten, blühte uns solche schöne Hoff-

nung, wie Euch, verehrter Vater. Eure Stirne wird bald der Kurhut schmücken, der auch uns gebürt nach Geburt und Recht, aber wir müssen uns mit dem magern Herzogsreif begnügen. Das frißt am Herzen."

„Es ist ja alles Gottesfügung, was uns auf Erden wiederfährt, theurer Sohn," versuchte der Pfalzgraf zu trösten, aber der Herzog, sonst so fromm gesinnt, hörte nicht darauf, sondern erwiederte: „Das Unrecht, die Herrschsucht, die Gewalt und die Hinterlist sind keine Gotteskinder, und ich gehöre nicht zu den Blindergebenen. Ihr habt ein Weib in meine Arme gelegt, mein Vater, der eine Königs- eine Kaiserkrone wohl stehen würde; meiner Elisabeth möchte ich die höchste Würde zu Füßen legen. Hoffe auch zu Gott, mindestens die noch zu erlangen, welche mir gebührt. Ihr sollt sehen, daß ich des alten Sachsennamens werth bin, denn vor Alters schrieb unser Stammvolk sich Saren und wurde Kieselinge geheißen. Steinfest soll die Welt uns noch in der Folge finden!"

Der Pfalzgraf schwieg, um nicht durch Widerspruch den vortrefflichen, aber in diesem Punkt äußerst empfindlichen Schwiegersohn zu verletzen. —

Die junge Herzogin trat, von dienenden Frauen und Jungfrauen umgeben, in den Kreis ihrer Verwandten, entließ mit freundlichem Wink die Begleiterinnen, und warf sich bewegt an die Brust ihrer Mutter, umarmte zärtlich ihre Schwester Dorothea, und öffnete dann aufathmend ein Fenster. Ihre Brust

war unruhevoll bewegt, und die süße verschämte Freudigkeit einer jungen Gattin nach der Hochzeitnacht schien es nicht allein zu sein, welche in ihr eine Stimmung hervorrief, die fast bang und ängstlich genannt werden konnte. Der fürstliche Gatte trat jetzt mit ihrem Vater ein, und liebevoll eilte Elisabeth, als wolle sie einem unwillkommenen Gefühl entfliehen, in des Herzogs ihr geöffnete Arme. „Ach, mein Herr, mein Gemahl,“ sprach sie: „mir ist so beängstigend, so schwül; ich weiß nicht, liegt es in mir, oder liegt's am Wetter; mir ist, als drohe ein großes, großes Unheil!“

„Mein trautes Elisabethlein, mein süßliebes Gemahl, fürchte nichts!“ tröstete Johann Friedrich mit milder Stimme. „Der Gerechte entgeht der Angst! Es mag wohl in der ungewöhnlichen Schwüle des Firmamentes liegen, daß Euer Blut bewegter wallt. Ist die Herzogin meines Herzens bange vor Gewittern?“

„Ein wenig, wie wir Frauen alle,“ nahm die verständige Pfalzgräfin für die geliebte Tochter, um deren Wohlbefinden ihr Mutterherz besorgt schlug, das Wort: „doch fürchtet meine Elisabeth sich nicht kindisch vor dem Zürnen des Herrn im Wetter, sondern vertraut ihm, von dem es heißt: Er läßt es wunderlich nach einander blitzen, daß sich der Himmel aufthut.“

„Der Himmel gewinnt aber fast ein bedrohlich Ansehen,“ sprach Pfalzgraf Friedrich, indem seine Blicke bedenklich dem Zuge der Wolken folgten. Mehr

und mehr verdichtete sich die schwüldunstige Atmosphäre zu einer röthlichgrauen Decke, und am Saum des Horizontes stand eine tiefschwarzblaue Wolkenwand, auf der einzeln zerrissenes lichtgraues Gewölk schwamm.

„Uns und den guten Leuten hier wird die gehoffte Freude des heutigen Tages wohl zu Wasser werden," nahm die Prinzessin Dorothea das Wort, und ihr Vater bestätigte: „Wenn nicht ein gnädiger Wind sich erhebt, und das dort aufsteigende Wetter verjagt, so haben wir uns nichts Gutem zu versehen. Es steht schon lange und zieht langsam heran."

„Wir wollen die Glocken läuten lassen, und eine Betstunde halten, der Kaplan soll sogleich in die Schloßkapelle berufen werden!" sprach der Herzog und gab die nöthigen Befehle, dann mühte er sich mit aufrichtiger Zärtlichkeit, seine zagende Neuvermählte zu beruhigen, die in Thränen ausbrach, als ihre Schwester unbedacht und ohne verletzen zu wollen, die Aeußerung hinwarf: „Es ist traun unerfreulich, und könnte besorglich machen, daß der erste Morgen eures Ehelebens so wolkengrau, drohend und düster aufgeht, und einen angstvollen Tag ankündigt, statt wolkenlosen Sonnenschein glückverkündend zu bringen."

Ihr erwiederte sogleich mit freundlicher Würde, indem er Elisabeth an sich drückte, der Herzog: „Ihr sollt euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie die Heiden sich fürchten."

Am Saum des Horizontes zuckte es meteorisch, nicht lange, so liefen wie Leuchtkugeln und Schwärmer eines Feuerwerks rosenrothe Schlangen über das weite, einförmige, graue Wolkengefild, das mehr und mehr aufsteigend, den ganzen Himmel einnahm. Die Glocken der Kirchen und Kapellen erklangen; in langen eilfertigen Zügen strömte das ins Freie gewanderte Volk der Stadt zu; ängstlich beflügelten zagende Mütter, welche Kinder mit sich genommen, ihren hastigen Lauf, bald überholt von den sprühenden Blitzen, die grellblendend flammend den ganzen Himmel und das bangende Gefild überloderten, anhaltend grollte ferner Donner, und ein unheilkündendes Rauschen aus weißlicher Wetterwand, die an die schwarze Wolkenmasse sich ansäumte, zog der Aernte Vernichtung drohend näher und näher heran. Dabei war es außerdem in der Natur tief still, es wehte kein Lüftchen, säuselte kein Blatt, schwankte keine Aehre und eine den Odem beengende Hitze ruhte preßhaft, wie ein Alp, auf dem Leben der Creaturen.

Zu dieser Stunde jagte in der Richtung von Erfurt her ein Reiter nach Weimar zu, der Mühe hatte, sein vor den Blitzen scheuendes Roß auf der Heerstraße zu halten. Er hatte auf dem jetzt menschenleeren Wege volle Gelegenheit, das Ungewitter in seiner ganzen grausenvollen Erhabenheit zu betrachten, das mit furchtbarer Macht losbrach. Die Wolken ruhten nicht mehr auf dem Haupt des hohen Ettersberges zur Linken, sie hingen tief herab, sie öffneten ihre Schleußen, sie ergossen sich, wie zorn-

volle Ströme, wie ein Meer, das über sichernde Dämme fluthet. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte, und bald prasselte furchtbarer Hagel nieder. Der Reiter vermochte kaum, zehn Schritte weit vor sich zu sehen; die Wallendorfer Mühle, die zur Rechten unten im Thale lag, war eingeschleiert von dem strömenden Regen, nur zur Linken ragte, so schien es, auf niedrer Anhöhe dicht am Weg, ein graues Haus, wie ein Burggemäuer, und dort hinauf ward das keuchende Roß getrieben. Es war der einzige Schutz, der hier sich bot. Doch vergebens blieb die Hoffnung auf diesen Schutz, das kleine Pförtlein — ja, das war nicht verschlossen, aber es führte nur zu einem runden offenem Raum, und drei Steinsäulen ragten von den Mauern empor, die an den Enden durch Balken zu einem Dreieck verbunden waren. Am Boden lagen, halb schon von aufgehäuften Schlossen bedeckt, Knochen und Gerippe, oben schwebten und schwankten, wie ein Spiel der lodernden Blitze, einige Gehenkte.

„So führt mich mein tückischer Stern, statt in das Fürstenschloß, unter den Galgen!" rief der Schutz suchende Reiter mit einem Fluche aus, und barg sich und sein ermüdetes Pferd an die dem Ettersberg, von dem zumeist das Wetter herbrauste, ab- und der Straße zugekehrte Mauer, wo er mit Seelenschauder wahrnahm, wie der ganzen Gegend entsetzliches Verderben hereinbrach. Mit dem Feuer der Blitze, dem brausenden Hagel vereinigte sich ein Wolkenbruch; jener vernichtete ringsum die herrlichgrünende

Saat, dieser wälzte der tiefer gelegenen Stadt bedrohliche Wogen zu. Plötzlich gewahrte der einigermaßen gesichert Stehende auf der Heerstraße unter sich einen Menschen zu Roß, der dem Aufruhr der Elemente zu erliegen drohte; sein Pferd glitt aus auf dem scharfen Hagel, der mehr als Fuß hoch die Flur und den Weg bedeckte, und ward mit Mühe emporgepeitscht, des Reiters Gesicht und Hände bluteten, er wankte wie ein Halbohnmächtiger im Sattel; sank er, so war er des Todes.

„Hierher! Hierher! Hier, Schutz und Schirm!" schrie droben laut der Mann, aber ein prasselnder Donnerschlag überdröhnte seine starke Stimme, und wer weiß, ob sie auch ohne den Donner vernommen worden wäre, denn der Blitz, der mit dem Donner zugleich kam, und einen Baum in der Nähe zerschmetterte, blendete das Roß drunten so heftig, daß es sich hoch bäumte und rücklings mit seinem Reiter sich überschlug. Jetzt rief oben der Mann: „Herr, Herr! Gedenke nicht unsrer Missethat, erbarme Dich unser!" und sprang, keiner Gefahr achtend, den Rain herab, dem Gefallenen zu Hülfe. Bis an die Kniee stürzte ihm ein Wasserschwall die Straße abwärts entgegen, aber er schritt fest hindurch, riß den Ringenden kräftig in die Höhe, und ihn halb tragend, halb führend durch die unaufhörlich vom Himmel gießende Regenfluth wieder zu seinem vorigen Standpunkt leitend, entwickelte er fast übermenschliche Kraft. Droben angelangt, sah er, wie der Körper des gestürzten Rosses, das nur noch machtlos sterbend

arbeitete, sich aufzuraffen, langsam vom Wasser abwärts fortgeschoben wurde hinab in den See, den die ganze Thalflur um Weimar zu bilden schien.

Der Gerettete stöhnte auf; er hob seine wunden Hände zu seinem wunden Gesicht, er blickte seinen Retter an, er erkannte in ihm den, zu dem er gewollt, dessen Briefe ihn bestellt an diesem Tag, um diese Stunde, mit ihm zugleich in Weimar einzutreffen, und rief aus: „Ihr, Herr? Mußtet Ihr hier meiner harren, um mich dem Untergang zu entreißen! Wie danke ich Euch?"

„Mein Moritz, mein Junge!" erwiederte Grumbach: „Den besten Dienst leistete ich mir selbst. Ein Teufelswetter, das, und nimmt kein Ende! Erst fluchte ich, daß mich's hier packte, und doch ward's zu meinem Glück, und ich schüttle mich geduldig, und achte nicht der blauen Flecken, da ich Dir helfen konnte. Fasse ein Herz, Moritz, hier hilft nicht Heulen und Zähnklappern. Hier, thue einen frischen Trunk!"

Moritz trank aus der Flasche mit gebranntem Wasser, das auf Reiseerlebnissen solcher Art oft heilsamerkräftigend und erprobt befunden ward, erwärmte sich so von innen, hielt den nassen, schweren Mantel über sich, wie auch Grumbach that, drückte sich dicht an die Mauer, und begann zu berichten, was er gehört, gesehen, gethan. Wer sie gesehen hätte, die dunkeln unheimlichen Gestalten, so ernst, so unbeweglich, wie steinern stehen unter dem Hochgericht, er würde schauderd vorüber geeilt sein.

Aber es schritt kein Wandrer, es ritt kein Reiter jetzt auf der von der Fluth zerwühlten Straße; Niemand nahte der Stadt und vermochte ihr zu nahen, in welcher Angst und Schreck alle Häuser, alle Hütten erfüllte. Niemals, so weit die ältesten Leute zurückdachten, hatte solch unheilvolles Gewitter dort getobt, unsaglicher Schaden geschah durch den Hagelschlag, eine Menge Menschen, zum Theil Solche, die nicht schnell genug heimkehrten, fanden ihren Tod im Freien, und die Umwohner des Frauenthores zumal glaubten das Ende der Welt nahe, als plötzlich die Stadtmauer wankte, und ein Stück derselben, zwanzig Ellen lang, mit Donnerkrachen zusammenbrach, und Steine und Erde abwärts nach dem großen Markte gefluthet wurden. Die leichten schönen Triumphbögen, die Laubgewinde, die Blumenkränze, alles wurde zerbrochen, zerschlagen, verweht. Da war an kein Freudenfest mehr zu denken, und die Herrschaften allzumal lagen auf ihren Knieen im Gebet, mit Litaneien und Bußpsalmen den entsetzlichen Zorn des Himmels zu versöhnen. Endlich sank, von Angst und ahnungsvollen Gefühlen erschüttert, Elisabeth in todtähnliche Ohnmacht. —

Das Wetter zog vorüber, und nun ward erst sichtbar und offenbar, wie es getobt, geschädigt, getödtet, und eine allgemeine, herzzerschneidende Wehklage schlug aus der armen Stadt zum Himmel auf.

Ein müdes Pferd am Zügel führend, gingen zwei übel zugerichtete Männer zum Erfurterthore her-

ein, und sahen sich angestaunt von dem Volk über ihre Erscheinung, und hörten, wie die Leute weinten und klagten, und großes Unheil daraus prophezeiten, daß gerade an *diesem* Tage die Stadt so Schreckliches betroffen habe.

Drittes Kapitel.

Aus dem Frankenlande über den Thüringerwald ritt, wie es schien, eine Jagdgesellschaft. Herzog Johann Friedrich hatte die Heldburg besucht, und mancherlei angeordnet, zum Abbruch des größern Theils des alten Hauses, um in den nächsten Jahren einen herrlichen Neubau auf der günstig gelegenen Berghöhe erstehen zu lassen. Grumbach begleitete den fürstlichen Herrn, und außer ihm bildeten noch der Kanzler Brück, der Stallmeister Kaspar von Poseck, der Geheimschreiber Hans Rudolf, der Leibjäger Kliening, der Kammerdiener Philipp und Moritz Hausner, nebst einigen Jägern und Stallleuten dessen Gefolge. Es war nicht eben der geradeste Weg gewählt worden, um aus Franken nach Wei=

mar zu gelangen, sondern ein Umweg führte die Reisenden zu dem schönsten, romantischen Theil des Waldes, dessen tiefgrüne weit ausgebreitete Tannenforste vergessen ließen, daß bereits der Winter seine Schneeschwingen über die Fluren geschüttelt. Zudem waren nur die höchsten Bergkronen tief überschneit, auf den niedrigeren Bergen und in den Gefilden der Thäler und Ebenen hatte des Winters Hauch nur die Wege fest gemacht, hatte sich an Bäumen und Zäunen krystallisirt, und war zum reizendsten Brillantschmuck der Wälder geworden.

Das Gespräch des Herzogs mit seiner nächsten Umgebung drehte sich meist lebhaft um Zukunfthoffnungen. Nur zu gern blickte Johann Friedrich in den Wunderspiegel dieser ewigen Zauberin, und er sah sich selbst dann im größeren Glanze, als der war, mit der die Gegenwart ihm vergönnte, sich zu umkleiden.

Auf einer schönen hochliegenden Waldwiese, deren erstorbenes Grün silbern überreift war, bot sich eine jener lachenden Aussichten in das Thüringische Flachland dar, die von fast allen Bergen der nordwestlichen Seite der Waldkette so mannichfach reizend erscheinen. Die Reisenden sahen Gotha liegen, halb versteckt von der trotzigen, winkelvollen, starrfesten Burg Grimmenstein; ihnen näher lag, freundlicher einladend, Schloß Tenneberg über der Waldstadt Waltershausen. „Seht, gnädigster Herr,“ nahm Grumbach zum Herzog das Wort: „Diesen schönen, selbst im Winter reizenden Landstrich! Dort eine

wohlbewahrte, größere und bessere Stadt, als Eure jetzige Residenz Weimar, beschirmt von einer stattlichen Veste, die hinlänglichen Raum zur größesten Hofhaltung darbietet, die schon den alten Herrschern dieses Landes, dem Thüringerlandgrafenstamm, als Burg diente, und so recht mitten in Euerm Lande liegt, und nun blickt auf diese unermeßlichen, wildreichen Forste, für fürstliche Jagdlust nicht wünschenswerther zu erdenken, und diesen so nahe ein zweites freundliches Schloß, jenes Tenneberg, stattlich von seiner Höhe schauend. Lockt Euch solches alles nicht dieser Gegend näher?"

„Es ist wahr," erwiederte der Herzog: „Die Burgen und Städte dort sind wohl gelegen. Was meinst Du, Brück, sollten wir ausführen, was dieser Getreue so wiederholt uns gerathen, unsre Residenz von Weimar nach Gotha, und unsre Regierung nach Waltershausen zu verlegen?"

Der Kanzler antwortete: „Euer Durchlaucht könnten ja einmal mit der Residenz eine Probe machen, könnten in Erfahrung bringen, wie sich's auf Schloß Grimmenstein wohnt, und gefielen es höchster Herrschaft dort wohl, würde für die Dauer der Sitz der Regierung in dem nahen Waltershausen zweckmäßig befunden, längern Aufenthalt belieben, vielleicht für immer."

„Für immer?" fragte mit schnellem Stirnrunzeln der Fürst, in dessen Seele ganz andre Pläne schlummerten, als bis zum Lebensende herzogliche Residenzen zu bewohnen, und der Kanzler erschrak,

da er wahrnahm, etwas Unbedachtes gesprochen zu haben; doch galt er zu viel, als daß sein Wort hätte nachhaltig verletzen können, und Johann Friedrich erläuterte, schnell wieder heiter werdend, seine Frage mit einem Bibelspruch: „Heute oder morgen wollen wir gehen in die und in die Stadt, und wollen ein Jahr daliegen, und handthieren und gewinnen."

„Gewinnen ließe sich wohl Manches in dieser Gegend," nahm Grumbach die Rede auf.

„Wie so? Wie ist das gemeint?" fragte schnell der Herzog, und sah den Sprecher gespannt an.

„Wenn mich nicht alles trügt, mein Fürst," entgegnete der Vertraute: „so tragen diese Berge in ihrem tiefen Schooße Bäume des göttlichen Sol, der jungfräulichen Diana, so fördern die murmelnden Quellen Gold zu Tage, und rollen es durch die krystallklaren Thalbäche fort." —

„Gold! Gold!" rief mit sonnenhellem Antlitz Johann Friedrich. „Versteht sich auch darauf Dein Wissen, Grumbach?"

Während der Ritter geschmeichelt mit einem geheimnißvollen Lächeln bejahte, sprach der bejahrte Hans Rudolf, der Geheimschreiber, welcher das Gespräch vernommen, mit einigem Spott: „Ei das könnt Ihr glauben, gnädigster Herr, das hat mir in meiner Jugend die alte Großmutter oft erzählt, daß es Gold giebt in diesen Bergen, und auch andere Schätze genug, wer sie nur heben könnte! Aber Geister, Drachen und Höllenhunde bewachen sie, da heißt's Kunst."

Der Herzog antwortete nicht auf des Dieners Rede; ein Zug tiefen, sinnenden Nachdenkens trat auf seiner schönen gewölbten Stirne dauernd hervor, wie es oft der Fall war, wenn Erinnerungen oder Hoffnungen seine Seele bewegten. Jetzt war es ein gläubiges Hoffen, das leuchtend, wie eine Friedenstaube, durch seine Gedanken flog, und in seinem Innern tönte eine Zauberstimme verlockenden Sirenensang, dessen Echo Gold klang, Gold! —

In so hoffnungerregter Stimmung traf der Herzog in Gotha ein. Er durchwandelte mit den Vertrauten und dem Landhofmeister und Oberbefehlshaber der Burg, Bernhard von Mila, alle Gemächer der Feste Grimmenstein, bestieg den hohen Thurm, erfreute sich der weitgedehnten Aussicht über sein Land und die nahe Thüringer Waldkette, und verschmähte sogar nicht, hinabzusteigen in die unterirdischen Gewölbe, deren ungeheure Räumlichkeit ihn in Erstaunen setzte. Der Landhofmeister erhielt Befehl, ein Laboratorium bauen und mit allen nöthigen Utensilien einrichten zu lassen, er erhielt Befehl, auf mancherlei Vorräthe bedacht zu sein, an Holz, Kohlen, Getreide, Getränken, und zugleich einen Theil der Zimmer für fürstliche Bewohner und angemessene Dienerschaft in Stand zu setzen.

Während die Herren in Begleitung des Regenten eine genaue Besichtigung des umfang- und gebäudereichen Schlosses vornahmen, und das übrige Gefolge sich's wohlsein ließ im Speisesaal der Dienerschaft neben der Hofküche, weilte Moritz Hausner noch in

der Wohnung des Oberbefehlshabers, welche sich über die hohen Umfangmauern, Wälle, Basteien und Wassergräben hinweg der Aussicht auf die Stadt Gotha erfreute, die wohlbefestigt und verbollwerkt sich gegen diese Seite des Schlosses emporzog. Moritz weilte noch, und konnte sich kaum Rechenschaft geben, warum er dieß that, denn nicht die Aussicht auf Stadt und Land war es, die ihn fesselte, sondern eine Jungfrau von seltner Wohlgestalt, eine früh-entwickelte, vollblühende Mädchenrose, Gertrud von Mila, die Tochter des Landhofmeisters. Mit der siegreichen Sicherheit unbewußter Unschuld stand sie unbefangen dem fremden Manne Rede, der von ihren hohen und süßen Reizen sich magisch befangen fühlte, und dem es war, als webe der wunderbare Ausstrom ihres lieblichen Wesens ein Zaubernetz um ihn, aus dessen Schlingen kein Entrinnen möglich.

„Ihr seid ermüdet vom langen Ritt," sprach sie freundlich, indem sie goldne Fluth in einen bunt-glasirten Apostelkrug perlen ließ; „setzt Euch und trinkt, und ruht Euch aus, bis die Herren zurück-kommen mit dem Vater. Wollen sie alles im Grimmenstein beschauen, so haben sie einen langen Weg."

„Euer Wohl, mein hochverehrtes Fräulein, mit meinem besten Dank!" rief Moritz, den Becher rasch zum Munde führend, an der Stelle, wo Gertruds Lippen ihn kredenzend, leise, doch weihend berührt. „Und vergönnt Ihr mir wirklich, hier zu weilen, und vergönnt Ihr mir Eure Gesellschaft?"

Die Purpurrosen auf Gertruds Wangen flammten im höhern Roth, als sie die stillgeheime Huldigung wahrnahm, als sie sah, daß Moritz da trank, wo sie genippt, und es fuhr ihr wie der Stich eines freudigen Schrecks in das unbewachte Herz. Sie senkte die Wimpern erglühend, und erwiederte: „Warum nicht, wenn es Euch freut?“

„Euer Anblick, Fräulein von Mila,“ fuhr Moritz fort zu sprechen: „bringt mir eine auffallende Aehnlichkeit vor die Seele, die Ihr mit der Tochter meines Herrn habt, mit Fräulein Ursula von Grumbach, nur daß diese um wenige Jahre jünger sein mag, als Ihr. Doch verspricht sie, fast eben so schön und reizend aufzublühen, wie Ihr zur Freude Eurer Aeltern aufgeblüht seid.“

„Meine Mutter ruht schon lange, ich bin meines Vaters einziges Kind,“ entgegnete, die Schmeichelei mit Absicht überhörend, Gertrud. „Uebrigens freut es mich, wenn ich einem guten Mädchen ähnlich sehe; darum betrachtete mich auch wohl vorhin so fest und lange der ernste Ritter, welcher den gewaltigen Bart trägt, daß ich beschämt die Augen niederschlagen mußte. Das war wohl Euer Herr, dem man so mancherlei Schlimmes nachsagt?“

„Dringt böser Leumund sogar in die stillen Klosets der Jungfrauen?“ fragte Moritz zurück, und Gertrud erwiederte: „Ich walte nicht viel im stillen Kloset, ich bin des Vaters Schaffnerin; er spricht gern mit mir von der Zeit und ihren Begebenheiten; ich höre oft zu, wenn zusprechende Freunde

und Herren die Welthändel bereden, indem ich werthen Gästen als Mundschenkin diene."

„Wer doch recht lange in Eurer lieben Nähe weilen dürfte!" wünschte Moritz: „Ihr fesselt, liebes Fräulein!"

„Und Ihr schmeichelt, Sekretarius!" war Gertruds rasche Gegenrede, die nun einen langen prüfenden Blick auf ihren Gast richtete. Sein nicht mehr jugendliches, festes Wesen, seine gebräunten Wangen voll Frische, seine edelgeformte Gestalt gefielen ihr wohl. „Ihr werdet schon noch öfter auf den Grimmenstein kommen," fuhr sie fort, als Moritz verlegen schwieg. „Wir wohnen hier schön und frei, und Euch soll dann ein recht traulich Gemach angewiesen werden."

Die Beiden plauderten noch lange Zeit mit einander, und plauderten sich in eine sittsame Vertraulichkeit hinein, die ein Erbtheil unverdorbener Gemüther ist. Als die Zeit, viel zu früh für Moritz, diese ihm so ungewohnte, so seltene Freudenstunde endete, schied er mit einem Pfeil im Herzen, mit hoher Achtung erfüllt gegen das engelreine, unbefangene Mädchen, ihr aber ließ sein Weggang noch keine Wunde zurück, und sie erzählte mit kindlicher Freudigkeit ihrem Vater, wie angenehm sie der junge Mann unterhalten habe.

„Mein theures Kind," sprach der gereifte Landhofmeister: „verkehre nicht allzuvertraulich mit diesen Gästen, so sie wiederkommen; es möchte Dir, es möchte mir nicht frommen! Wer weiß, wie bald

werden die Räume dieser jetzt so stillen Feste erfüllt von zahlreichen Höflingen, vom Troß der Diener und Trabanten unserer Herrschaft, dann darfst Du nicht bei jungen Männern so allein im Gespräch verweilen. Ich wünschte Dich unter die Ehrenfräu-lein unserer Herzogin aufgenommen, da muß Dein ganzes Wesen nur von höchster Sittsamkeit zeugen."

„Habe ich denn etwas Böses, Unsittsames ge-than?" fragte schmerzlich überrascht, aus dem Him-mel ihrer Freude fallend, Gertrud.

„Nein, nein — mein gutes Kind!" tröstete Mila, und küßte sie auf die Stirne, dann wandte er sein sorgenvolles Gesicht rasch ab, zum Fenster, auf die friedliche, wohlgesicherte Stadt. In Ger-truds Auge stahl sich eine Thräne, aus ihrem Busen, der Seufzer bisher noch nicht kannte, rang ein Seufzer sich los.

Der Herzog saß am Morgen nach seiner Rück-kunft in Weimar in seinem Arbeitszimmer, und durch-las aufmerksam die eingelaufenen Briefschaften. Es waren theils neue Zeitungen, theils Briefe von sei-nem Bruder, von seinem Schwiegervater, theils auch Berichte der Behörden und Bittschriften. Er legte einen nach dem andern bei Seite, notirte auf manchem einige Worte, und betrachtete jetzt auf-

merksam die Aufschrift zweier Schreiben an ihn, die von einer und derselben Hand waren, aber von einer sehr unleserlichen Hand. Er entfaltete sie, und sein Gesicht wurde über dem mühsamen Lesen immer nachdenklicher, immer ernster. „Wunderbar! Seltsam!“ rief er halblaut vor sich hin. „Große, tiefe, Geheimnisse — entdecken — mir von meiner Muhme, der seligen Frau Mutter Liebden Schwester — Anna von Cleve, Königin von England! Einen Vertrauten nach Eckartsberga senden, dem mündlich das Wichtige mitgetheilt werden könne! Wie ist mir denn? Träume ich? Stehen die Todten auf und reden? Anna von Cleve ist ja seit einem und einem halben Jahre verstorben; wir haben Trauer um die hochselige Königin Muhme angelegt, und nun soll ich noch Wichtiges von ihr erfahren! Und so eilig hat es die Schreiberin; einen Brief fand ich gestern bei der Rückkehr vor, einen zweiten sendet sie heute, und unterschreibt sich in einem, wie in dem andern: Anna, Herzogin von Aybelen, weiland Herzogs zu Scypern in Irland Wittwe! Wen senden wir hin? Das wäre ein Auftrag für Grumbach, hätte ich ihn nicht in Grimmenstein zurückgelassen, das Laboratorium, das Schmelzwerk und die neue Münze einzurichten, in welcher wir, so es Gott geliebt, im nächsten Sommer von unserm Golde blanke Dukaten in Fülle zu prägen gedenken.“

Der Herzog warf eigenhändig einige rasche Zeilen auf ein Blatt, siegelte und adressirte, hierauf schellte er, und der Kammerdiener Philipp trat ein.

Rufe den Boten von Eckartsberga, wir wollen ihn sprechen!" gebot Johann Friedrich, und bald ward ein Bursche hereingeführt, der verlegen seine tiefe Referenz machte. Der Herzog richtete mehrere Fragen an ihn, aber aus seinen Antworten ging hervor, daß er nichts wußte, als: es sei eine gar vornehme Dame, die in der besten Herberge zu Eckartsberga gaste, sie habe zwei schöne Kammerzofen, eine Magd und ein Büblein, sei etwas unpaß, und er habe sie selbst nicht gesehen, sondern durch die Wirthin den Brief zur Bestellung erhalten.

Diese Nachrichten konnten den Herzog, dessen Neugierde erregt war, nicht befriedigen; er gab dem Boten den Brief, ein Stück Geld, und entließ ihn.

Als Johann Friedrich wieder allein war, sann er noch lange darüber nach, was wohl diese Dame ihm zu entdecken haben möge, und brachte sie nicht aus seinen Gedanken. Er hatte geantwortet, er werde Jemand senden, dem sie offen ihre Mittheilungen machen könne, aber diese Antwort reute ihn. Eckartsberga lag nicht in seinem Land; es konnte Argwohn und Mißdeutung erregen, ritten seine Diener dort, mit einer Fremden verkehrend, aus und ein; der Herzog wollte alle Berührung mit seinen Vettern und ihren Räthen vermeiden. Den ganzen Tag und Abend beschäftigte ihn kaum ein anderer Gedanke, als der an die geheimnißvolle Herzogin, ja noch des Nachts scheuchte dieser Briefwechsel den Schlaf von seinem Auge, und seine lebhafte, sich stets auf allen Schwingen kühner Wünsche

wiegende Phantasie malte sich allerlei schöne Bilder aus.

Das Erste, was Johann Friedrich am andern Morgen that, war, einen zweiten Brief zu schreiben, darin er der Unbekannten sagte, er halte für wohlgethan, sie begebe sich in sein Land; er schlug ihr Buttstedt vor, das nur wenige Stunden von Eckartsberga liegt. Dorthin wolle er kommen und vernehmen, was sie ihm von seiner verstorbenen Königin Muhme, löblicher Gedächtniß, zu vertrauen habe.

Der treue Philipp ritt mit diesem Briefe nach Eckartsberga. Mit Ungeduld erharrte der Herzog dessen Rückkunft. Diese erfolgte, aber die Nachricht, welche der Kammerdiener brachte, entsprach nicht den Erwartungen des Herrn. Die Dame sei nicht von besonderer Schönheit, nichts weniger als jung, und ihr Aeußeres, wie ihre Umgebung, verrathe Mangel. Sie habe ihm nicht das Mindeste anvertraut, habe noch über Uebelbefinden geklagt, und nur lebhaft den Wunsch geäußert, den Herzog selbst zu sprechen.

Ein leiser Argwohn, ein gewisses Mißtrauen überschlich des Fürsten Herz bei diesem ungünstigen Bericht, es kam ihm der warnende Gedanke, die Fremde möge am Ende gar eine abenteuernde Bettlerin sein, und es wollte ihm schon gereuen, sich mit ihr eingelassen zu haben. Dann aber bedachte er, daß des Dieners durch die Dame unbefriedigte Habsucht diesen vermocht haben könne, die Farben seiner Schilderung so dunkel aufzutragen; — doch

gelobte er sich Vorsicht, und besprach nun auch diese seltsame Angelegenheit mit seiner geliebten Gemahlin. Elisabeths Verstand war nicht minder hell und klar, wie ihr goldreines Gemüth, ihr seelenvolles Auge. Sie sprach: „Ist die fremde Frau, wofür sie sich ausgiebt, so ziemt ihr standesmäßige Begegnung, ist sie es nicht, so wird das gar bald an Tag kommen; ist sie eine Hülfsbedürftige, so wollen wir ihr Unterstützung nicht vorenthalten, soweit unsere Kräfte reichen. Hat sie schlimme Nachrichten mitzutheilen, so müssen wir sie hinnehmen, wie alles Trübe, was Gott schickt; hat sie Gutes und Erfreuliches uns zu verkünden, so erwirbt sie sich um so mehr Anspruch auf unsere Dankbarkeit und Freundschaft; doch würde ich nicht für fürstenwürdig halten, bevor man die Fremde näher kennt, sie persönlich heimzusuchen."

Der Herzog freute sich innig, solche Gesinnung bei seiner theuern Elisabeth wahrzunehmen, da er wohl fühlte, daß eine Andere leicht argwöhnender und unfreundlicher sich äußern möchte, wenn ihrem Gatten so geheimnißvolle, räthselhafte Botschaft von unbekannten, aus der Ferne hergereisten Frauen käme, und so sandte er, froh, seine Gemahlin in das Geheimniß eingeweiht zu haben, am nächsten Tage seinen Stallmeister mit einem Credenzschreiben ab, daß die fragliche Herzogin sich diesem anvertrauen möge. Aber seltsam, auch der feste Kaspar von Poseck kam ziemlich unverrichteter Sache zurück. Seine Schilderung von der Dame entwarf kaum ein gün-

stigeres Bild, wie Philipp; sie hatte nicht Lust bezeugt, sich ihm zu offenbaren, nur wiederholt den Wunsch geäußert, den Herzog selbst zu sprechen, und zu dem Ende wieder einen Brief an diesen geschrieben.

Obgleich die Ungeduld den Herzog unwillig machte, so ward sie doch von der Neubegierde überwunden, endlich diesen Räthselschleier lüften zu dürfen, und so mußte nun wieder Philipp mit einem Briefe fort, darin der Herzog seiner angeblichen Standesgenossin schrieb: sie möge sich nach Roßla begeben, wo auf alle Weise für sie und ihren Hofhalt gesorgt werden solle, und wo er sie besuchen werde. Roßla war gerade die Weghälfte zwischen den beiden Städten.

Als die Dame diesen Brief gelesen hatte, stellte sie dem Kammerdiener vor, daß ihre gestörte Gesundheit in dem rauhen Decemberwetter kaum eine längere Fahrt, als eine Stunde weit, erlaube. Der Kammerdiener, der diesesmal noch besondere Instruktionen hatte, besorgte rasch einen Wagen, und fuhr die Frau Herzogin von Scypern mit ihrem Hofstaat, bestehend aus den beiden Kammerjungfern, einem kleinen, zartgebauten und wie es schien kränklichen Knaben von etwa acht Jahren, und einer Magd, nach dem nahen Jagdschlößchen Trebra beim Dorfe gleiches Namens, das nur eine Stunde von Eckartsberga entfernt, im Weimarischen Gebiete lag. Dem erwähnten Knaben schien die Dame mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan, doch ward nicht ver-

lautbart, in welchen natürlichen Gründen diese Zärtlichkeit wurzle.

Philipp eilte zurück, treuen Bericht von allem erstattend, und der Herzog scherzte: „Wir müssen wieder eine Taube fliegen lassen nach dem Oelblatt des Geheimnisses. Diesesmal soll Hans Rudolf als unser Abgesandter hin, und in unserm Namen um Mittheilung werben. Einem Manne, dessen Kopf und Feder wir unsere geheimsten Gedanken und Angelegenheiten anvertrauen, wird die Fremde sich hoffentlich nicht weigern, sich zu entdecken.“

So wurde denn der geheime Secretarius beordert, der Dame mit Freundlichkeit zu nahen, ihr einen abermaligen Credenzbrief zu präsentiren, und das, was sie ihm sagen würde, zu Papier zu bringen.

Und siehe, die Dame empfing ihn würdevoller, als die frühern Boten, und that nach des Herzogs Wunsche.

Gespannt auf den endlichen, so lang ersehnten Bericht, saß Johann Friedrich mit seiner Gemahlin in deren Zimmer, alle Zeugen waren entfernt, auch dem Allervertrautesten sollten die Offenbarungen der mystischen Herzogin vor der Hand verhüllt bleiben, und so ward zur geheimsten Audienz bei den hohen Herrschaften der rückkehrende Hans Rudolf beschieden. Dieser, ein schon bejahrter Mann, der bereits dem Vater des Herzogs gedient hatte, trat ein, ernster Ausdruck beherrschte seine Züge, hervorgerufen durch die ihm gewordenen Mittheilungen, durch die erhöhte

Wichtigkeit seiner Sendung. Langsam und bedächtig las er vor:

„Dieses Wort für Wort Nachgeschriebene sind die Nachrichten, welche die fremde Dame zu Trebra mir, Hans Rudolf, für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn in die Feder gesagt.“

„Anna von Cleve, Königin von England, Schwester der Frau Kurfürstin Sybilla hochseliger Liebden ist nicht gestorben, sondern sie lebt wohlgeborgen vor der Verfolgung ihrer Feinde.“

Ein Ausruf des Erstaunens beider fürstlichen Gatten ward laut, doch hemmte Erwartung die fernere Rede, Rudolf fuhr fort:

„Anna von Cleve schmachtet in Armuth und im Elend, gemißhandelt, verfolgt, aber voll zuversichtlicher Hoffnung, einen Schirmer und Retter zu finden in ihrem mächtigen Schwestersohn, dem Durchlauchtigsten Herzog Johann Friedrich dem Mittlern zu Sachsen.“

„Ich bin die Herzogin von Scypern, der Königin vertraute Freundin und Leidensgefährtin. Die Leiden der Königin, ihre wunderbare Rettung aus den engländischen Kerkern und so manches Andere dem Papier anzuvertrauen, würde Tage erfordern, dies kann ich dem Herzog nur persönlich entdecken.“

„Ueber mich sei nur so viel gesagt: Meine Freundschaft, meine Anhänglichkeit an die Königin, mein eifriges Festhalten an der reinen Lehre Luthers hatte die wüthende katholische Maria vermocht, mich in den Tower zu London setzen zu lassen, meiner

guten Königin aber ward ein Kloster zum Kerker angewiesen, während man sie für todt ausgab und ihr Leichenbegängniß feierlich hielt."

„Wir haben selbst Trauer um sie angelegt und bei Hofe angeordnet!" unterbrach' der Herzog. —

„Doch ich fand befreundete Herzen, hülfreiche Arme. An einem Seil ließ ich mich unterm Schleier der Nacht aus meinem Gefängniß, ward auf ein Schiff gebracht, und gelangte glücklich nach Danzig. Dorthin kam, zu meiner Freude, auch meine Königin mit großen geretteten Schätzen, wie durch ein Wunder entronnen; das wird gerade vierzehn Tage vor künftiger Fastnacht ein Jahr. Wir, die Königin und ich, verabredeten, nach Wien zu reisen, und dem Kaiser uns zu vertrauen, seinen Schutz für uns anzuflehen. In Warschau gab uns der König einen Geleitsbrief, allein deßohnerachtet stieß uns grausames Unheil zu, denn als wir zwischen Warschau und Krakau in einem offnen Flecken, das Neustädtlein genannt, übernachteten, wurde dieser von einer feindlichen Partei überfallen, welche Feinde Tofzki und Lessynski hießen, und wir büßten bei diesem schrecklichen Ueberfall fast all unser Gut ein, nebst unserm treuen Gefolge. Ich rettete nur durch einen Sprung aus dem Fenster, im bloßen Hemde, mein Leben, und brachte nichts davon als eine güldne Kette und meinen Wetscher. Meine Kammerfrau, Katharine von der Recke, eine Schwester des Hofmeister des Herzogs von Jülich, schrie um Hülfe, und wurde von den Räubern die Treppe der Her-

berge hinabgestürzt, wo sie für tod liegen blieb. Mein Kavalier, Johann von Hettersheim, wurde erschlagen, und einem andern Getreuen, Wilhelm von Zieritz, einem irländischen Edelmann, wurde bei unsrer Vertheidigung die Hand abgehauen. Der Hofmeister der Frau Königin aber und fünf ihrer Kammerfrauen wurden gefangen fortgeschleppt. Diese sind nach dem Orte Kußmarkt bei Posen geführt worden, und müssen noch viele Juwelen bei sich tragen. Der Verlust unsrer Schätze betrug acht Tonnen Goldes."

„Merkwürdig! Seltsam! Und die Königin?" rief der Herzog verwundernd und fragend aus.

„Ich nahm meine Zuflucht," las Rudolf weiter: „von Schrecken krank und matt, und aller Hülfsmittel entblößt, nach Liegnitz, wo Herzog Friedrich mich gastlich aufnahm und zwölf Wochen lang verpflegte; von dort aus berichtete ich klagend die erlittenen Unthaten und den Raub an den Woiwoden von Krakau, aber Lessynski war sein naher Vetter, und er mochte ihm nichts thun. Unterdessen war meine arme Königin ebenfalls an einen sichern Ort geborgen, während uns von England aus eifrig nachgestellt wurde, und man dort Demjenigen fünf Tonnen Goldes als Preiß bot, der uns gefänglich einliefern würde. Zum Glück ist der Schatz der Königin zum größern Theil in treue Hände niedergelegt, ein reicher Kaufmann zu Augsburg, Jobst Reffhausen, hat ihn in Verwahrung, und Bescheinigungen darüber ausgestellt, die in meinen Händen sind, da

mich die Königin beordert hat, ihren Durchlauchtigsten Neffen um Schutz und Hülfe anzuflehen. Leider bin ich auf der Reise nach Weimar zu Wittenberg erkrankt, habe fast alles Werthvolle versetzen müssen, um mich und meine Leute zu verköstigen, ja manchen Getreuen gar abdanken. Darum erblickt man mich jetzt in einem Zustande der Dürftigkeit, die nicht erlaubt, standesgemäß am Herzoglichen Hofe zu Weimar aufzutreten."

„Worin bestehen die erwähnten Schätze? Sahst Du die Bescheinigungen?" fragte Johann Friedrich mit einiger Hast, und der Sekretar erwiederte: „Wohl habe ich diese Letztern gesehen, gnädigster Herr! Der eine Schein war ausgestellt über der löblichen Krone England Scepter und Reichsapfel, und über die englischen Privilegien, die man nennt magna charta. Der zweite Schein lautete auf ein kostbares Edelsteinhalsband mit einem großen Karfunkel. Außerdem sollen die Schätze der Königin, die zu Augsburg verwahrt sind, wie mein Protocollum lautet, an Werth halten fünfundzwanzig Tonnen Goldes, und bestehen aus Königskronen, sieben Perlen- und drei Goldröcken, vierzehn Goldketten, die fünftausend Kronen wiegen, vierundzwanzig Armbändern, zweitausend Kronen an Gewicht, vierzehn Gürtel und Leibketten, siebentausend Kronen wiegend, zwölf Perlenhauben, vierzehn Barette und ein Halsband, dreitausend Kronen werth."

„Welch eine Fülle des Reichthums!" rief unwillkührlich sich einer Psalmstelle erinnernd, deren

Inhalt nicht auf Irdisches zielt, der Herzog aus, auch Elisabeth that ihr Erstaunen kund. Rudolf las fort:

„Ich, die Herzogin von Scypern, erwarte nun den Kavalier der Königin, Wilhelm von Zieritz, um mit ihm gen Augsburg zu fahren, und diese Schätze zu heben. Solches ist der Königin Wunsch, daß der Durchlauchtigste Herzog Johann Friedrich uns einen Vertrauten auf dieser Reise zugeselle, denn sie denkt ihre Tage in Ruhe zuzubringen, und ihren Neffen die fünfundzwanzig Tonnen Goldes zu schenken."

„Uns! Mir!" rief der Herzog, überrascht aufspringend, und den Leser scharf fixirend.

„Es dünkt uns, wir träumten!" sprach Elisabeth mit sanftem Lächeln.

„Ihren drei geliebten Neffen, gnädigster Herr!" ergänzte der Vorleser. „Scepter, Kronapfel und Privilegien sollen zu fernerer Verfügung aufbewahrt werden, und diese soll Herzog Johann Wilhelm dann erhalten, wenn er die Tochter des Königs von Frankreich zur Gemahlin nimmt, um welche die Königin schriftlich für ihn werben will. An der Einwilligung Sr. Majestät ist nicht zu zweifeln, da Höchstdieselbe dem Herzog äußerst geneigt, und ihm schon vorlängst die Herrschaft Chatillon sur Seine zum Lohn treugeleisteter Kriegsdienste gegen Hispanien, geschenkt hat, ihn auch von Neuem verpflichtet ist."

„Alles Uebrige kann ich nur dem Herzoge selbst in geheimer Audienz vertrauen, dessen Liebden wohl-

thun werden, zur Reise nach Augsburg baldigst hülfreich zu sein, bevor dort der Reichstag eröffnet wird."

Hans Rudolf endete mit einer tiefen Verbeugung seinen amtlichen Vortrag, und nun bestürmte ihn der Herzog noch mit mancherlei Fragen, deren Beantwortung zum Theil befriedigend, zum Theil ungenügend ausfiel. Auf keinen Fall war das Räthsel ganz gelöst, die Erwartung war nur noch mächtiger gespannt; diese Königin war also keine Hülfsbedürftige, sondern eine Glückbringende, im besten Sinn Wohlwollende, und der Weg zu ihr ging, so schien es offenbar, nur an der Hand der befreundeten Herzogin.

Das Christfest war schön und erfreuend vorübergegangen, und die Freigebigkeit des Herzogs hatte nicht vergessen, die einsame Fremde, die jetzt nach Roßla gezogen war, mit leiblicher Equickung zu bedenken; sie wurde auf seinen Befehl mit Wildpret und Wein versehen, wie mit Sammt und Tuch zur Winterkleidung. Ihre Nähe zog ihn von allen andern Interessen ab. Kanzler Brück mußte nach Wittenberg schreiben, die versetzten Stücke dort einzulösen, und gleich nach dem Feste ritt der Herzog, nur von Philipp begleitet, nach Roßla in das Schloß, und ließ sich bei der Herzogin anmelden.

Mit freundlicher Würde trat ihm eine einfach, doch gewählt gekleidete Dame entgegen, von nicht allzuhohem und auch nicht schlanken Wuchs, vielmehr von einiger Fülle, mit einem noch nicht ganz verblühten Gesicht, und besonders lebhaften Augen und begrüßte ihn mit einer etwas männlichsonoren Stimme in gewählten Worten.

„Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!" sprach sie. „Ja, Ihr seid der Neffe meiner Königin, ich erkenne in Euern Zügen die Aehnlichkeit mit allen fürstlichen Gliedern des ruhmreichen Sachsenstammes. O habt Dank, Herzog Hans Friedrich, mein theurer — Fürst, für alle Güte, die Ihr mir angedeihen lassen, und die Euch bei Gott nicht reuen soll. O wüßtet Ihr, was ich alles erlitten — doch, geliebt es Euch nicht, Platz zu nehmen in Euerm Eigenthum?"

Des Herzogs Phantasie hatte eine etwas reizvollere und minder bejahrte Dame vorgeschwebt, als er vor sich stehen sah; mit höflicher Verbeugung rückte er sich einen Sessel zurecht, und überließ der Herzogin den Sitz auf dem Lotterbett. Diese griff sogleich mit ächt frauenhafter Beredsamkeit den Faden des Gespräches wieder auf: „O sähe doch meine gute Königin, wie stattlich, wie schön und kräftig ihr fürstlicher Neffe vor mir steht, der blühendste Zweig des erlauchten Sachsenstammes! Könnte doch Eure hochselige Frau Mutter, weiland Kurfürstin Sybilla Liebden herabblicken von dem Thron im himmlischen Reiche, und sehen, wie gut Ihr es meint,

wie Ihr ein Trost, ein Schutz, ein Schirm der Hülflosen und Bedrängten seid, wie Ihr ihrer unglücklichen Schwester ein Asyl bietet, daß sie wird sagen können: „Du bist der Armen Stärke in Trübsal; eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, wenn die Tyrannen wüthen, wie ein Ungewitter wider eine Wand.“

„Darf ich fragen und wissen, Frau Herzogin, wo meine königliche Muhme weilt?“ forschte der Herzog, und Jene entgegnete: „O Herr, laß Deine Augen stracks vor sich sehen! Ach, wenn Sybilla noch lebte! ihr scharfer Blick würde die Schwester erkennen, obschon Kummer und Leid sie vor der Zeit alt gemacht, ihr würde sein, als sähe sie in einen Spiegel, denn auch ihr ward herbes Dulden auferlegt. O Hans Friedrich, es wohnt kein wahres Glück auf den Thronen!“

Die Stimme der Herzogin wurde immer bewegter, ihre Züge nahmen einen schmerzlichen Ausdruck an, ein leises innerliches Weinen zuckte um ihren Mund, ihre Augen schimmerten thränenfeucht.

Das Herz des Fürsten ward von Mitleid erfüllt, eine seltsame Stimmung überkam ihn, eine Ahnung — dunkle Bilder erwachten in der Farbenfrische des Einst in seiner Seele, es war ihm, als höre er die Stimme seiner Mutter, als sähe er ihre leidensvollen wehmuthüberschatteten Züge im Gesicht der Fremden.

Diese nahm seine Bewegung wahr, der er nicht Worte zu geben wagte, und sprach: „Wozu noch länger mit unwürdiger Täuschung Euch hinhalten?

Ich bin Eure Muhme, bin Anna von Jülich und Cleve, bin die unglückliche, todtgesagte, scheinbar begrabene, verstoßene Königin von England!"

Der Herzog sprang ehrerbietig vom Stuhl, trat einen Schritt zurück vor der stolz aufgerichteten Gestalt der wunderbaren Frau, und suchte sich zu sammeln. Sie schwieg, es war an ihm zu reden. Er nahte ehrfurchtsvoll, und küßte der Dame formell die Hand, dann sprach er mit Würde: „So seid Gottwillkommen, Frau Königin Muhme. Ich muß bei Euerm so werthen Besuch der Schrift gedenken, die erzählt in den Büchern der Könige: Und da das Gerücht Salomos, von dem Namen des Herrn, kam vor die Königin vom Reich Arabien, kam sie, ihn zu versuchen mit Räthseln."

„Und sie gab ihm" — antwortete die Königin ebenso bibelfest: „hundertundzwanzig Centner Goldes und sehr viel Specereien und Edelsteine." Der Herzog erstaunte, er war an seiner schwächsten Seite gefesselt.

Das Gespräch, das nun zwischen den beiden erlauchten Personen geführt wurde, war anhaltend und wurde für Johann Friedrich immer interessanter. Um jeden möglichen Zweifel von der Wahrheit ihrer Worte gleich von vorn herein niederzuschlagen, zeigte Anna von Cleve dem Herzog ein kleines Miniaturbild, darauf sie als Kind neben ihrer jüngern Schwester gemalt war; dieses Bildes entsann sich der Herzog; seine Mutter hatte es seinem Bruder geschenkt, und die Aehnlichkeit war noch immer unverkennbar. Sie zeigte ihm eine Narbe an ihrer Stirne,

herrührend von einer Wunde, die ihre Schwester ihr einst verursacht, da sie im Zorn mit einer großen Schneiderscheere nach ihr geworfen. Ferner zeigte Anna dem Herzog einen, nur in der Familie bekannten, kleinen Leibesfehler, den auch, aufgeerbt vom Vater, die verstorbene Kurfürstin gehabt, eine ungewöhnliche Verkrüppelung der großen Zehen an beiden Füßen, und endlich wußte sie ihm so viel Beziehungsreiches über ihre, wie über seine eigene Familie zu sagen, Dinge, die nur die allervertrautesten Personen wissen konnten, daß dem Herzog kein Zweifel mehr in den Sinn kam. Er dankte der Königin, daß sie zu ihm ihre Zuflucht genommen, entschuldigte sich, daß er nicht schneller ihrem Wunsche persönlichen Besuches nachgekommen, und versprach, sich ihrer redlich als Neffe anzunehmen. Sie aber bat ihn, ihr Incognito vorerst beibehalten zu dürfen, und ließ sich geloben, ihr Geheimniß zu bewahren.

„Ihr könnt mich schützen und schirmen gegen offenbare Gewalt, mein theurer, geliebter Neffe,“ sprach sie: „aber nicht gegen den Dolch des Meuchelmörders, gegen den heimlich schleichenden Verrath. Ich bin todt für die Welt, gestrichen aus dem Buche der Lebenden. Wird mein Aufenthalt kund, dann sendet Englands rachsüchtige Königin ihre Späher, oder schreit mich als eine Betrügerin aus. Ich will nichts haben, als einen ruhigen Wohnsitz, mir haben Gold und Kleinodien kein Glück gebracht, was mein ist an Erdengütern, das soll Euer sein, Euer und Euern Brüdern.“

„Eure Zukunft, verehrte Frau Muhme,“ erwiederte Johann Friedrich: „wollen wir noch weislich gemeinsam bereden und berathen. Zum Glück kann ich Euch ein Asyl anbieten, in das kein englischer Spion zu dringen vermag, das ist der feste Grimmenstein in Gotha. Dorthin will ich Euch fahren lassen mit Eurer Dienerschaft; unterwegs rastet Ihr einen Tag bei uns im Schlosse zu Weimar, damit mein trautes Ehegemahl Elisabeth Euch und Ihr sie kennen lernt. Ihr könnt ja unter einem fremden Namen reisen, und da es in unserm Geleit geschieht, hat ohnehin Niemand nach Euerm Namen zu fragen.“

Die Königin war ganz Dankbarkeit, und nach langem Gespräch trennten sich Beide, mit einander gegenseitig wohl zufrieden.

Viertes Kapitel.

In gesicherter sorgenloser Lage lebte den Winter über die Dame aus England mit ihrer Bedienung auf dem festen Schloß Grimmenstein, und wußte sich durch Leutseligkeit dessen übrige Bewohner bald zu befreunden, während sie mit der Herzoglichen Familie zu Weimar im steten, verbindlichen Briefwechsel blieb. Sie gewann bald das Vertrauen des biedern Landhofmeisters von Mila, in dessen ganz besondere Obhut der Herzog sie nachdrücklich empfohlen, und eben so wußte sie sich das unbefangene Herz der heitern Gertrud geneigt zu machen, die sich wieder dadurch ein Verdienst um jene erwarb, daß sie sich liebevoll des schönen, aber oft krankhaft erregten Knabens annahm, worauf Anna großen Werth zu legen schien.

Von Zeit zu Zeit sah und sprach sie auch den Ritter Grumbach, welchem ebenfalls der Grimmenstein zum Asyl geworden war, doch betrachtete dieser die fremde Dame immer mit einem gewissen Argwohn, den der Schloßkommandant blos für Mißgunst darüber hielt, daß der Herzog ihr so viel Antheil schenke, welcher über sie, und die von ihr verheißenen Schätze, die leicht in baares Geld verwandelt werden konnten, allerdings die Hoffnungen in den Hintergrund treten ließ, die der Ritter erweckt; Hoffnungen auf Schätze, die noch in den Bergen ruhten, die nur vielleicht gewonnen werden konnten, oder auf solche Schätze, die spagyrische Kunst erzeugen sollte, oder gar solche endlich, zu denen der Schlüssel in Geisterhänden ruhte, die nur durch Mittel gewonnen werden konnten, die Bibel und Christenthum verwarfen.

Grumbach ritt ab und zu vom Grimmenstein, bald mit Moritz, bald ohne diesen. Dessen anschmiegsame Natur hatte sich aus innern Gründen dem Schloßhauptmann freundlicher zu nähern gewußt, wie sein Herr; er erfreute sich dauernd Gertruds Gunst, die gern mit ihm scherzte, und ihm, den jetzt öfter als früher Gedankentrüben manche heitre Stunde zu bereiten wußte.

Dem kleinen Kreise, der sich fast allabendlich in der wohlverschlossenen und wohlbewachten Feste in den Zimmern des Oberbefehlshabers zusammenfand, enthüllte nach und nach die fremde Dame das, was sie Anfangs nur hatte ahnen lassen. Mit beredter

Zunge wußte sie in der Regel das Gespräch auf England und die Königin Anna zu bringen, oder, wenn sie das nicht that, so zeigte sie Briefe, Schmucksachen, kleine Andenken und dergleichen vor, die sie von hohen Personen erhalten haben wollte. Anfangs barg sie noch die Adressen dieser Briefe vor den Augen ihrer neuen Freude, später ward sie absichtlich unvorsichtiger und ließ diese Aufschriften blicken, die von dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, von dem Herzog Friedrich von Holstein, von dem Herzog von Liegnitz und Andern allzumal lauteten: An Frau Anna, geborne Herzogin von Jülich und Cleve, gekrönte Königin von England, unsre liebe Frau Muhme. Und da sie auch von Anfang an nicht verhalten hatte, daß sie Anna heiße, so bedurfte es keines sonderlichen Scharfsinnes von Seiten ihrer jetzigen Umgebung, ihren wahren Rang zu ahnen, wie sie es zu wünschen schien. Mit Stolz trug sie einen Ring, den ihr der Herzog zum Geschenk gesandt, und mit ebenso stolzer Freude brüstete sie sich durch Vorlesung eines jeden Briefes, den die liebreiche edle Herzogin von Weimar aus, an sie schrieb.

Dabei gehörte sie zu den Personen, bei denen Geld nur ungern zu verweilen scheint; obgleich sie durch die Munificenz des Herzogs standesgemäß unterhalten ward, wenn auch einfach, wie es Sitte war, selbst am Herzoglichen Hofe, so hatte sie doch bald dem Kommandanten kleine Geldverlegenheiten zu entdecken, und es gelang ihr, zumal da sie sich schlau an die mädchenhaftsorglose Gertrud wandte, dem

festen Herrn Bernhard von Mila nach und nach dreihundert Gulden abzuborgen, und dieser nahm gern ihr Vertrauen als Zins an, da durch dasselbe sein eignes Vertrauen zum Kapitalstock wuchs.

Es war am Mittwoch Abends nach Estomihi, als sie auch das Wort im traulichen Kreise führte, dem sie durch eine rührende Beredsamkeit volles Mitleid zu entlocken wußte. Ihre Zuhörer bestanden blos aus dem Schloßkommandanten, dessen Tochter, Moritz Hausner und dem jungen Knaben, den sie fast niemals von sich ließ, und von Zeit zu Zeit zärtlich liebkoste.

„König Heinrich der Achte von England,“ sprach sie: „war ein scheußlicher Tyrann und Unmensch ohne Gleichen. Er fröhnte nur seinen wilden Gelüsten, und hing stets seine politische Fahne nach dem Wind. Er ist tod und liegt begraben, ob Gott seine Seele selig hat, wird dieser am besten wissen. An mir und seinen andern Frauen hat der König die himmlische Seligkeit nicht verdient. Von Katharina von Arragonien ließ er sich scheiden, um Anna Boleyn zu heirathen, die ihm die jetztregierende Königin Elisabeth gebar. Als er dieser Anna überdrüssig war, beschuldigte er sie der Untreue und ließ sie enthaupten. Hierauf heirathete er Johanna Seymour, die plötzlich starb — Gott weiß, an was. Jetzt fiel seine vierte Wahl auf eine deutsche Prinzessin, eingegeben von Politik und Eigennutz. Der König, der sich vom Papst und dessen Oberherrschaft losgesagt hatte, suchte Föderation mit den

protestantischen Fürsten, wozu hauptsächlich sein Günstling, Thomas Cromwell, ihm rieth. Auf mich Unglückliche fiel diese unglückliche Wahl. Meinem Vater war sie schmeichelhaft, wie lockend erschien die Aussicht auf einen Königsthron! Meine in Gott ruhende Schwester, die Kurfürstin von Sachsen, und ihr weiser Gemahl sahen tiefer, sahen das Ende am Anfang, und widerriethen, aber ich Arme war einmal zum Opfer bestimmt. Ein englischer Gesandter kam an den Hof zu Cleve, um mich zu werben; der berühmte Maler, Hans Holbein, kam mit ihm, mein Konterfei für den König zu fertigen. Ich mußte ruhig erwarten, was kommen werde. Der König kam mir auf der Reise erwartungsvoll entgegen, er sah mich, und ich hatte das Unglück, ihm zu mißfallen. Ob er mir gefiel, danach fragte Niemand. In seiner Rohheit that er eine Aeußerung gegen seine Vertrauten, die mir, hätte ich sie gleich erfahren, ein willkommener Todesstoß gewesen wäre, er sprach: Ich schwöre, sie ist eine fette Flanderische Stute! Als er vernahm, daß ich nicht erfahren sei in gelehrten Dingen und Wissenschaften, auch nicht zu musiciren verstehe, wie die meisten englischen Damen, sondern nur häuslich und für das Haus erzogen sei, wuchs seine Abneigung gegen mich, und so ließ er sich nur, weil er die protestantischen Fürsten nicht gegen sich aufbringen wollte, mit innerlichem Widerstreben, mit mir trauen. Nach der Vermählung sagte er mir noch etwas schändlich Erlogenes nach, was zu wiederholen ich erröthen

müßte, und begegnete mir nicht mit Liebe, sondern mit kalter Höflichkeit."

Die Zuhörer widmeten der Sprecherin ganz den vollen Antheil, den sie wünschte, und sie erzählte weiter: „Die reizende Katharina Howard, eine Nichte des Herzogs von Norfolk, entflammte den König, meinen Gemahl — ich zitterte — meinem Geist schwebte das Blutbeil vor, das Anna Boleyns schönes Haupt vom Rumpfe trennte, mir bangte vor dem Loos der unglückseligen Namensschwester. Die politische Faction, an deren Spitze der Herzog von Norfolk stand, stürzte Heinrichs Günstling, meinen Beschützer, Cromwell. Auch sein Haupt fiel durch des Nachrichters Hand. Der König ließ mir Scheidung antragen, ich dankte dem Himmel für mein armes Leben, wie für ein Gnadengeschenk, und willigte gern in die Bedingungen, die mindestens günstiger lauteten, als Gefängniß und Tod. Es blieb mir der ehrenvolle Name einer Wahlschwester des Königs, der nächste Rang nach der Königin, und nach Heinrichs Tochter, Elisabeth, und ein Jahrgehalt von dreitausend Pfund."

„Ich blieb in England, denn wohin sollte ich mich wenden? Sollte ich, die vom Thron Gestoßene, in Deutschland mein Unglück zur Schau tragen? Mein Vater Liebden war eingegangen in das himmlische Friedensreich; meinen Bruder liebte ich nicht, er hatte sich immer herzlos gegen mich benommen. Meine Schwester, die Kurfürstin, wäre noch die einzige Zuflucht geblieben, allein man würde mich

dann in England bald genug vergessen, mein Einkommen noch früher mir vorenthalten haben, als hernach ohnedieß geschah. Daher blieb ich, einer Wittwe mich gleich achtend, in Chelsea auf meinem Landsitze, und sparte, so viel ich konnte, da ich für mich gar wenig bedurfte, um mein Gut einst meinen theuern Schwestersöhnen zuzuwenden, und in stiller Trauer, im ernsten Nachdenken über das Schicksal der Großen lebte ich neun Jahre lang dort. Die Saiten auf der Laute meines Lebens waren in Thränen verkehrt. Was half es mir, daß der Himmel mich rächte? Die mich verdrängt hatte, Katharina Howard, starb auf dem Schaffot, Heinrich der Achte fand ein frühes Grab, und rasch wechselte England seine Könige. Die kurze Regierung Eduards des Sechsten ließ mich in meiner Einsamkeit ungestört, aber die fanatische Maria haßte mich, die Protestantin; haßte mich, als ehemallge Gemahlin ihres Vaters, der sie für unehelich geboren erklärt hatte, von dem ihr nie Gutes kam; haßte mich, als Empfängerin einer Summe, die ihre sinnlose Verschwendung entbehren mußte. Sie angelte und lungerte nach meinen Reichthümern, sie versetzte bei mir den Kronschatz, und gedachte, ihn durch meinen Tod, den sie beschlossen, wieder an sich zu bringen, doch treue Freunde warnten, retteten. In die Hände eines mir unbedingt ergebenen Kaufmanns, dessen verwirktes Leben ich an meinem Vermählungstage vom König erbeten hatte, legte ich meinen Reichthum, und bald darauf sah ich mich überfallen, fort-

geschleppt und in ein Nonnenkloster gesperrt, das ich nur verließ, um in das schaurige Kerkerschloß des Towers gebracht zu werden, während ich allenthalben todt gesagt und feierlich beerdigt wurde. Ich glaubte mich ganz verloren, da bot jener Kaufmann die Hand zu meiner Rettung, ich entkam, doch litt ich unsaglich, bis ich in diesen Friedensport gelangte. Beklagt mein Loos, ihr Lieben, Theilnehmenden, und schweigt von dem, was ich Euch verkündigt. Nur in des Herzogs und der Herzogin treue Hand legte ich bis jetzt meine Geheimnisse nieder. Hier bin ich sicher, und sonst nirgends, denn obgleich meine Feindin Maria im vorigen Herbst mit Tode abgegangen ist, so bin ich fest überzeugt, daß in ihrer Nachfolgerin Elisabeth mir eine neue Feindin gegenüber steht, und einmal aus England fort, werde ich niemals meine Ansprüche ferner geltend machen können."

Es konnte nicht fehlen, daß so außerordentliche Begebenheiten und Erlebnisse die Theilnahme derer lebhaft rege machen mußten, die solchen Vertrauens würdig befunden wurden und Anna von Cleve sah sich mit scheuer Ehrfurcht betrachtet und behandelt.

Ehe jedoch Meinungen und Ansichten bescheidentlich laut wurden, und die Theilnahme sich devot äußern konnte, unterbrach ein Wachtsoldat die Gemüthlichkeit des traulichen Abendzirkels, und meldete, daß ein Reitknecht des Herzogs Einlaß in den Grimmenstein begehre.

„Zu so später Stunde? Ungewöhnlich! Ist's ein einzelner Mann?“

„Ein Einzelner!“ antwortete der Landsknecht, und Bernhard von Mila sprach: „Laßt ihn ein, und führt ihn gleich in das Vorzimmer, daß ich seine Werbung vernehme.“

War schon durch diese Unterbrechung das Gespräch in Stocken gerathen, so wurde gleich darauf der ganze Kreis auseinander gesprengt, als der Landhofmeister mit wichtiger Miene wieder in das Zimmer trat und sprach: „Des gnädigsten Herzogs Durchlaucht werden in einer halben Stunde auf dem Grimmenstein sein, und wollen im Schloß Nachtrast halten!“

Alles war überrascht; die Königin am meisten, doch bezwang sie ihre Bewegung, erhob sich mit Würde, und sprach: „Ich gehe in meine Gemächer. Thut mir die Liebe, meine Kinder, und laßt gegen Niemand verlautbaren, was ich euch gesagt. Gute Nacht, Herr Kommandant, gute Nacht, süße Gertrud, gute Nacht, Herr Sekretar!“

Gertrud und Moritz ergriffen Kerzen, der Dame vorzuleuchten, Mila rief nach seiner Bedienung, bald flackerten da und dorthin Lichter und Fackeln, die Trommel wirbelte, die Besatzung kam in Bewegung, um Parade zu stehen. Die dienenden Jungfrauen empfingen ihre Herrin und die rasche Gertrud, die noch einen Kuß auf ihre reine Stirne von der Königin hinnehmen mußte, eilte schnell hinter Moritz her und fragte: „Was dünket Euch davon, gelahr-

ter Herr? Was hört man nicht alles, was erleben nicht hohe Leute!"

„Ich habe nur mit halbem Ohr gehört," antwortete Moritz: „Ich saß mit meinen Gedanken neben einer andern und schönern Königin, als diese."

„Königlich gedacht, schlecht gesagt!" fertigte das immer muntere Mädchen ihn ab, und plauderte im Gehen: „Jetzt, mein treuer Page, Kämmerer, oder Kavalier, was Ihr nun vorzustellen Lust habt, helft Eurer Königin ein wenig den Tisch decken für den Durchlauchtigsten Herrn, denn das ist mein Kronamt; wenn Ihr es recht geschickt macht, will ich Euch zur Würde eines Truchseß emporbringen."

„Mit Euch ist kein ernstes Wort zu reden!" zürnte halb lachend, halb ärgerlich der Gefoppte.

„Mit Euch desto mehr Spaßhaftes," scherzte sie weiter, und nöthigte ihn, ihr, der geschäftig überall Hand Anlegenden, hülfreich zu sein.

Das Nöthigste war kaum vorbereitet, als das Spiel im Hofe gerührt ward, und die Ankunft des Herzogs verkündete. Grumbach und der Geheimschreiber Rudolf kamen mit ihm. Der Fürst schien ermüdet, er suchte nach kurzem Gespräch mit Mila die Ruhe. Moritz verfügte sich zu seinem Herrn, und berichtete ihm getreulich, was er an diesem Abende, so wie die übrigen Tage her vernommen.

Am andern Morgen hatte Johann Friedrich mit Anna eine lange Unterredung, Mila und Rudolf wurden später in das Gemach gerufen, und es dik-

tirte die Dame dem Letzteren eine Urkunde in die Feder, verabredet zwischen ihr und Johann Friedrich, des Inhaltes, daß sie aus freiem Willen und ungezwungen dem Herzoge und seinem Bruder alle ihre Schätze und Kleinodien zu einem Geschenke mache, und daß der jüngste Bruder, Herzog Johann Friedrich der Dritte, wegen seiner Leibesgebrechlichkeit und seinem Zustande fünfmalhunderttausend Kronen von ihr empfangen solle. Dafür behielt die Schenkerin sich vor, so lange es ihr beliebe, unter dem Schutz der fürstlichen Herren Brüder, und auf dem Schloß Grimmenstein zu bleiben, ihre jüngere Schwester Amelia zu sich zu nehmen und für sie zu sorgen, auch sollten dieser von dem großen Schatz zwei Tonnen Goldes nach Anna's Tode werden. Wolle Amelia aber nicht zu ihr, dann solle die Dotation ungültig sein, und solches Geld ebenfalls dem Herzog und seinen Brüdern zufallen.

Beide hier zunächst Betheiligten unterzeichneten und untersiegelten die in Duplo vorliegende Schenkungsurkunde, und zwar der Herzog mit seinem Petschierring, Anna aber mit einem großen massivgoldenen Petschaft, in welches künstlich das Jülich-Clevische Wappen eingegraben war.

Des Fürsten Herz hüpfte vor innerlicher Freude, als er die Urkunde in die Busentasche schob, und er dankte wiederholt, doch als er noch eine Weile geharrt, ob nicht nun auch die bestimmte Anweisung folgen werde, woher die Schätze zu erheben, so fragte er bescheiden danach: „Theure Frau Muhme,

möchte es Euch nun wohl gelieben, Ordres zu geben, daß solches uns geschenkte Gut bald an uns gelange, und uns zu sagen, was wir zu dessen Anherobringung zu thun haben?" Darauf antwortete Anna mit einer gewissen Zerstreuung, wie sie dissoluten Frauen namentlich eigen: „Ja ja, theurer Neveu — gewiß, das werde ich, ich muß mich nur besinnen — o mein Kopf hat gar zu viel gelitten — ja, ich will erst selbst schreiben — morgen will ich schreiben. Seht, ich habe auch schon daran gedacht! An Herzog Adolf in Holstein habe ich einen Brief angefangen, daß er meine Schätze, die ich ihm in Verwahrung gab, herausgiebt, oder sie doch bis Magdeburg oder Braunschweig schickt; dann muß ein Bote an den Rath zu Nürnberg und die Tonne Goldes erheben, die ich dort liegen habe. Auch stehen fünfzehntausend Gülden beim Magistrat zu Danzig, die durch einen sichern Agenten erhoben werden müssen. Dann will ich eilends zu allernächst gen Antorf schreiben, wo jetzt der Kaufmann wohnt, der den Kronschatz und die fünfundzwanzig Tonnen Goldes in Verwahrung hat."

Johann Friedrich unterdrückte das Aussprechen des Wunsches, der ihm auf den Lippen schwebte: „Eia, wären wir da!" Er wollte die freigebige Verwandte, die ihm stets so dankbarfreundlich und liebevoll in die Augen blickte, nicht durch Zweifel kränken, und doch begann der Zweifel einen Pfeil nach dem andern gegen die Mauer der Leichtgläubigkeit zu schießen, die seinen Verstand umzog. Anna

aber fuhr geschwätzig fort: „Auch den Brief will ich nun schreiben, von dem ich früher gesprochen, an Seine Majestät von Frankreich und für Euern Bruder um des Königs Tochter werben.“ —

Der Herzog küßte ihr ehrerbietig die Hand, und entfernte sich.

Diesem Morgen folgte ein heiterer Nachmittag, an dem der Herzog mit Grumbach einen Jagdritt in die Waltershäuser Forste machte. Er hätte gern gesehen, daß der Begleiter sein Gespräch auf die Königin gelenkt, aber der Ritter schwieg, bis der Herzog ihn fragte: „Was dünkt Dir von der Königin, Grumbach?“

„Gnädiger Herr!“ erwiederte jener: „Was soll ich sagen? Ist diese verehrte Frau eine Königin und Eurer seligen Mutter Liebden Schwester, wie dürfte ich mir ein zweifelnd Wort erlauben? Ist sie das aber nicht, wofür sie sich ausgiebt und wofür Ihr sie haltet, und ich sage: das sind meine Gedanken, so schlage ich Euch große Hoffnungen nieder, und wenn ich mich nicht in meinem Argwohn täusche, so ist das jedenfalls und auf alle Weise sehr niederschlagend für Euch.“

Der Herzog sah Grumbach betroffen an. „Du sprichst mit wenigen Worten sehr viel, aber Wahr-

heit!" rief er aus. „Nein, es kann nicht sein! Ich werde nicht getäuscht, Du täuschest Dich. Böse Erfahrungen haben Dich mißtrauisch gemacht, Du fängst an, die Menschen zu hassen. Das mußt Du nicht — mußt nicht alles schwarz sehen. Was hätte diese Frau davon, mich zu hintergehen; sie will ja nichts von mir, ich gebe ihr nichts, sie giebt uns mit unerhörter Freigebigkeit."

„Unerhört, das ist's, Euer Durchlaucht, was mich bedenklich macht. Wer in aller Welt, wenn er fünfundzwanzig Tonnen Goldes hat, schenkt sie hin? Ich liebe Euch von ganzer Seele, mein Fürst, aber wäre ich so reich — ich gäbe Euch nicht das Geld."

„Und was thätest Du damit?" fragte der Herzog, dem diese Aufrichtigkeit wohlgefiel.

„Ich würbe Soldaten, Herr!" antwortete der Ritter tiefernst und bedeutungsvoll: „und hülfe mit ihnen mir zu meinem Recht, Euch zu dem Euern!"

„Siehst Du, siehst Du!" rief Johann Friedrich mit flammendem Blick: „das ist's, mein Treuer, das und nur das, warum ich mir Gold wünsche, viel Gold, ich würbe auch Soldaten — soll ich denn nie glücklich werden?!"

„Blickt auf mein Leben, mein innig geliebter Herr!" sprach statt der Antwort, der ernste Begleiter. „Das Geld und nur das Geld, dieser verlarvte Teufel, hat mich arm und elend gemacht, hat mich gestürzt von meiner Höhe, hat mich zertreten. Mein Streit mit dem todten Bischof, was war er

von allem Anbeginn? Ein Streit um Hab und Gut — eine Wildbahn, eine Jagdgrenze, verweigertes Geld des Legats, ein abgedrungener Schuldbrief, eines kam zum Andern, und immer wieder hetzte der Satan Mammon. Das Geld jagte mich von Land zu Land, von Dienst zu Dienst, man will doch leben, und das Geld blies dem Zobel das Licht des Lebens aus."

Den Fürsten erschütterten diese Argumente, er schwieg verdüstert, da sprach Grumbach beruhigend weiter: „Bei Euch ist's ein Anderes, hoher Herr. An den Schätzen, nach denen Ihr jetzt die Hände hoffend ausstreckt, haftet kein Blut, wenn sie anders in der Wirklichkeit vorhanden sind; sie werden Euch dargeboten, Ihr braucht sie nicht zu erringen. Und das Andere, das Ihr erringen möchtet, ist fürwahr ein herrliches Kleinodium, Euch gebührend von Gottes und Rechts wegen, ist ein entzogenes, böslich vorenthaltenes Vatererbe, Euch verweigert, wie Balmünder armen verwaisten Mündeln mit ihrem Erbtheil thun. Danach zu streben und zu ringen mit aller Macht, wäre nicht Habsucht, nicht Geldgier, sondern Sache der Ehre, eines deutschen Reichsfürsten wohl anständig."

„Wäre es nur nicht ein Streit wider Blutsverwandte!" klagte der Herzog düster vor sich hin, und sah mit halb scheuem Blick auf den Begleiter, wie eine befriedigende Entgegnung hoffend.

„Wer hat das böse Beispiel zuerst gegeben?" fragte Grumbach, und erwiederte zugleich: „Vom

Anfang an, als der hoffentlich in Gott selige Herzog und nachherige Kurfürst Moritz gegen Eures Vaters Liebden treulos zu Felde zog, hat die Stimme des Volks, die ein alter Spruch billig die Stimme Gottes nennt, gegen ihn gezeugt, und Wehe über ihn gerufen. Euer Vater war es, der Herzog Heinrichen, und seinen Sohn Moritz bei Land und Leuten erhalten hat, die Herzog Georg ihnen entziehen und dem Kaiser testamentarisch vermachen wollte. O schnöder, schnöder Undank!"

Der Fürst ergoß sich in beistimmende Klagen über Herzog Moritz, wie über den Kurfürsten August, der die Würde an sich gerissen habe, die Johann Friedrich nach dem Geburtsrecht in Anspruch nahm, und kam dann wieder auf die nächst naheliegenden Wünsche zurück: Reichthum, viel Reichthum zu besitzen, um etwas unternehmen zu können, das ihn als lockendster Zukunfttraum fort und fort beschäftigte.

Die Reiter waren unvermerkt in das Thal der Laucha gelangt, welches man heutzutage das Felsenthal nennt. Ueber der erstorbenen Laubwaldung starrten zu beiden Seiten des Thalpfades senkrechte, wunderlich geformte Felskolosse jählings empor, theilweise umgrünt von bereiften Tannen, die im Sonnenschein glitzerten, der Bach machte sich mit Geräusch Bahn durch sein Eisbette; ganz hatte der Frost des Winters ihn nicht überwältigen können. Hoch in der blauen Luft schwebten sanftgetragenen Fluges drei Geier.

Vor Johann Friedrichs Gedanken trat in diesem Thale um so lebhafter der Wunsch nach Gold, als

gerade dieses es war, das im Sand des Baches, im Geklüft und Geäder seiner Felsenberge, zufolge alter Sagen, jenes edelste der Metalle enthalten und einschließen sollte. „Hätten wir nur einen geschickten Alchymisten an unserm Hofe,“ nahm er das Wort: „der uns das größte, höchste der Geheimnisse lehrte, den Stein der Weisen zu besitzen, das Elixirium vitae zu bereiten!“

„Euer Durchlaucht bedarf keines Thurneisser, keines Blankfeld, auch keinen der Goldlaboranten, die Euern Vetter August anführen und seine Schätze in Rauch aufgehen lassen,“ versetzte Grumbach: „Vertraut mir allein, ich will Euch Adept sein und Medicus, Laborant und Lehrmeister. Auf meinen Reisen, zumal in Frankreich, wo die spagyrische Kunst im höchsten Ansehen steht, und von allen Großen eifrigst gepflegt wird, habe ich manches köstliche Recept bekommen, manche theure Erfahrung gewonnen. Viel sind der Wege zum Ziele, aber nicht alle sind hell und nicht alle offenbar; ja es ist gewagt, manche zu betreten. Ich werde Euch sicher leiten, mein theurer Fürst, mein gnädiger Herr, daß Euch keinerlei Schaden, weder am Leib noch an der Seele, anstoßen kann.“

„Das Geheimniß des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten,“ sprach Johann Friedrich beifällig, und fügte der Psalmstelle einen Sirachischen Spruch hinzu: „Wer der Weisheit gehorcht, der kann andere Leute lehren.“

Die Reitenden vertieften sich in ein langes Gespräch über Schätze in den Bergen, über die Mittel, sie zu heben, und der Herzog empfing Belehrungen über die Kraft der Wünschelruthe, des Krystalls, der Amulette und Talismane, über die Geister im Gewässer und Geklüft. Grumbach schloß seine Rede mit den Worten: Zwei Straßen giebt es zum Glück des Reichthums, aufwärts die eine, abwärts die andere, jene der Weg der Erforschung vermöge der himmlischen Zeichen und ihrer Constellation durch Astronomie, diese der Weg der Ergründung durch Anwendung der weisen Magie. Beide müssen durchwandelt werden, vereint benutzt, sie führen zum Ziele, und dem Vertrauenden, treu Ausharrenden wird überschwenglicher Lohn.“ —

Lange ritt tief nachsinnend der Herzog schweigend an der Seite des lebhaft auf ihn einredenden Gefährten. —

Es war schon im hohen Sommer. Auf dem Schlosse Grimmenstein war noch alles beim Alten, nur in den tiefen und geräumigen Souterrains ging manche Veränderung vor; das Laboratorium und die Münze schritten in ihrem Ausbau, in ihrer innern Einrichtung und Ausstattung merklich weiter. In mächtigen Kisten langten aus Böhmen theils,

theils aus Frankreich Retorten, Phiolen und Glaskolben aller Art an, denn damals entbehrte noch der Thüringer Wald den lebhaften Industriezweig der Glasfabrikation, dessen er sich hundert Jahre später schon zu erfreuen hatte. Auch im Verhältniß der dort wohnenden Personen war anscheinend nichts anders geworden. Der Herzog war nach der Pfalz gereist, und hatte vorher seiner Muhme, der Königin, eine neue Schaube zum Geschenk gemacht; auch hatte sie sich einiger freundlichen Briefe von ihm zu erfreuen. Daher hatte Anna von Cleve gar keine Ahnung davon, daß, so oft sie sich mit dem Fräulein von Mila im Gespräch lustwandelnd auf den grünen Wällen des Schlosses erging, an dessen Befestigung ebenfalls in neuerer Zeit lebhaft gearbeitet wurde — ein Trabant in einiger Entfernung scheinbar zufällig, aber aufmerksam beobachtend, ihren Schritten folgte. Daß die sonst am Tage offenen Pforten und Pförtchen, die herab von der Burg ins Freie führten, jetzt allzumal verschlossen waren, konnte ihr, die noch nicht aus dem Schlosse verlangt hatte, nicht auffallend erscheinen.

Der kleine Hänsel, eben jener bleiche, schöne Knabe, der mit der Königin gekommen war, spielte auf dem Zimmer des Fräuleins, das ihm innigst zugethan war, mit Engeln, die Getrud ihm aus Goldpapier geschnitten, und führte mit ihnen kindische Gespräche in harmloser Unschuld, als das Fräulein mit glühendem Gesicht, die Augen voll Thränen und mit stürmisch bewegter Brust hastig in

das Gemach trat; Moritz folgte ihr auf dem Fuße und die Jungfrau rief: „Lieber Moritz, wenn ich Euch irgend etwas werth bin, so bewahrt dieses Kind der armen Frau, über die ein großes Schreckniß hereinbricht, nehmt es in Eure Obhut — es muß heimlich aus dem Grimmenstein! Sie hat es mir auf die Seele gebunden — ich soll seine Mutter sein, sagte sie, wenn Unglück sie heimsuche. O Gott, und das Unglück ist da! Hier, dieser Schlüssel schließt die kleine Kammer auf dem Gange droben neben der Euern, dort geht eilend hinauf, und schließt Euch ein mit dem Kinde, bis der erste Lärm vorbei. Eilt! Eilt! Keine Frage jetzt — folgt mir, ich bitte! ich flehe darum!"

Moritz war äußerst überrascht. Gertrud war ihm auf dem Korridor so aufgeregt begegnet, wie sie war, hatte ihm eiligst gewinkt, ihr zu folgen, und drängte ihn eben so eilig wieder aus ihrem Zimmer. Er merkte wohl, daß sich etwas Außerordentliches ereignet haben müsse, doch gehorchte er, ohne zu forschen, rasch und gern, da es galt, ihr einen Liebesdienst zu leisten, der er so gern sich lebenslänglich dienstbar und zu eigen gegeben hätte. So entwich er nach dem angedeuteten Versteck, und Gertrud eilte nach dem Zimmer ihres Vaters. Ein fremder Mann in der Hoftracht des Herzogs von Cleve verließ dieses so eben in seiner Begleitung, und wurde in das Gastzimmer gewiesen, aus welchem der Landhofmeister sogleich zurückkehrte.

„Um Gotteswillen!“ rief ihm die Tochter ängstlich entgegen: „mein Vater! Was bedeutet das Alles? Warum hast Du Trabanten vor die Thüre der Königin gestellt? Warum ist ihr Gesinde von ihr abgesperrt? Warum rennen und laufen die Diener umher und nach der Stadt?“

„Du bist erschrocken, mein gutes Kind, fasse Dich, Du sollst alles erfahren,“ antwortete Bernhard von Mila väterlich und mit bewegtem Ton. „Schenke mir einen Becher Weins ein und höre mich an. Was sagt Jesus Sirach? Nimmst Du einen Fremden zu Dir, so wird er Dir Unruhe machen! Ich habe schon lange eine Ahnung gehabt, daß es so kommen werde, Du hast mich oft düster gesehen, doch wollte ich auf Dein junges Herz nicht vorzeitige Kümmerniß laden. Gott erleuchte unsern Durchlauchtigsten Herrn, daß er nicht noch mehr gemißbraucht werde durch landfahrerisches Volk und Gesindel, und möge er sich's zur Lehre dienen lassen, was er an dieser saubern Frau Muhme erlebt.“

„Ich verstehe kein Wort, Vater!“ sprach Gertrud zwischen diesen Eingang, der ihre lebhafte Ungeduld viel zu sehr ermüdete, und Mila fuhr fort: „Diese Königin ist keine Königin, sondern eine Betrügerin, mein Kind. Alle die großen Schätze, die sie dem Herrn verheißen, sind nicht vorhanden, das zeugen die eingegangenen Briefe. Längst schrieb mir der Herzog, ich solle sie insgeheim bewachen, und nicht aus dem Schloß lassen. Herzog Johann Wilhelm hat warnend aus Paris geschrieben, und

es ist nur gut und wohlgethan, daß Johann Friedrich die Briefe dieser Dame an den König von Frankreich nicht abgesandt hat, sonst hätte er sich lächerlich gemacht bei dem hohen Potentaten. Heute ist ein Abgesandter des Herzogs von Jülich und Cleve angelangt, der im Namen seines Herrn auf Verstrickung dieser angeblichen Prinzessin seines Hauses dringt, und unser Herr hat den Arrest genehmigt. Wer sie nun eigentlich ist, werden wir erfahren, denn ich habe nach der Stadt gesandt und den Rath Doktor Clodius ersucht, sie zu verhören nach des Herzogs Befehl; es soll dabei auch der fürstliche Leibarzt Doktor Luther sein und der Stadtschösser. Legte sie kein genügendes Geständniß ab, so möchte ihr Verhör wohl ein peinliches werden!"

„Um Gottes Willen! die arme, arme Frau!" klagte Gertrud. „Sie war so gut, so sanft und freundlich. Und was wird mit ihr und den Ihrigen, wenn dieser arge Verdacht sich bestätigt?"

„Ihr Schicksal ruht in Gottes und des plump getäuschten Herzogs Hand, und wird nicht sonderlich erfreulich werden," antwortete der Landhofmeister. „Jetzt aber, liebe Tochter, sorge, daß der fremde Gast wohl bewirthet werde, und entschlage Dir's. Ich ehre Dein Gefühl des Mitleids, doch laß Dir auch diesen Vorgang eine Warnung sein, nicht unbedingt Leuten zu vertrauen, die der Wind des Zufalls in dieses Haus weht."

Gertrud verstand den bittern Wink, sie ging schweigend aus dem Zimmer, draußen erleichterte ein Thränenstrom ihr gepreßtes Herz. —

Die Dame aus England sah in zitternder Unruhe ihrem drohenden Geschick entgegen, doch empfing sie die Männer mit Fassung, die zu ihr traten, sie zu verhören, beantwortete die Fragen, die an sie gerichtet wurden, gemessen, und blieb bei dem, was sie früher dem Herzog freiwillig vertraut. Ein zweites späteres Verhör gab der forschenden Wißbegier der Kommission eben so wenigen Aufschluß. Reitende Boten brachten dem Herzoge zu Weimar die Nachrichten von dem geringen Erfolg beider Verhöre, und bald kamen härtere und strengere Befehle.

Moritz hatte treulich Gertruds Gebote erfüllt. Er war als Sendbote auf das naheliegende Dorf Sundhausen gegangen, und hatte eine Bauerfrau, welche oft Victualien auf die Burg trug, veranlaßt, mit einem großen Tragkorbe voll Gemüse u. dgl. zu kommen. Nur im Hineingehen untersuchten die Wachen, was gebracht wurde; als jene Frau die Feste verließ, ahnete Niemand, daß sie in ihrem Korbe den kleinen Hänsel trug, den Gertrud ihr anvertraute, daß sie ihm Mutterpflege angedeihen lasse, ihn für das eigene Kind ausgebe, ihn also halte, und ihn ihren Familiennamen Schönborn führen lasse.

Dieses arme, verlassene Kind saß traurig mit der bis jetzt einzigen Gespielin, die es an seinem neuen Aufenthaltsorte gefunden, der gleich alten Tochter des Bauers Schönborn, an dem alten Steinkreuz, das vor dem Dorfe Sundhausen dicht am Wege

nach Gotha zu steht, auf dem Rasen, und ließ in träumender Gedankenlosigkeit die Blümchen durch die Finger gleiten, welche die Gefährtin am Rasenrain pflückte und ihm eilfertig in den Schooß warf, als das Geräusch eines rasch auf der Straße fahrenden Wagens, der von einigen nebenher sprengenden Reitern umgeben war, die Kinder aufschreckte. Der Wagen hatte ein unschönes, düsteres Ansehen, war mit schwarzem Tuch überspannt und mit plumpen Rädern versehen. Zu beiden Seiten hatte das schwarze überspannte Gestell eine viereckige Oeffnung, durch welche man die darin Sitzenden gewahren konnte, und diese waren der Amtsschösser von Gotha, Paul Schallreuter, und eine weinende Frau, die jetzt einen Augenblick ihr thränennasses Tuch von den Augen nahm, herausblickte nnd beide Hände erhebend, plötzlich einen lauten Jammerschrei ausstieß. Der Wagen war schon sammt den Reitern an den Kindern vorüber, die sich bang an das Steinkreuz hielten, als der kleine Hänsel mit verzweifelndem Tone aufkreischte: „Meine Mutter!" — und Mutter! Mutter! Mutter!! rufend, so laut er konnte, eilte er dem rasch dahinrollenden Wagen nach, bis er über einen Stein fiel, und aufgerichtet nicht vermochte, weiter nachzufolgen. Das Mädchen wußte gar nicht, was der kleine Hänsel mit seinem Geschrei wollte, lief ihm nach und half ihm auf, doch vergebens mühte sie sich, aus dem Munde des heftigweinenden Knaben einen andern Aufschluß zu erhalten, als den: „Meine Mutter fahren sie fort! Meine

Mutter saß in dem Wagen, und Anne und Brigitte, mit einem finstern Mann.“

Es war in der That die vorgebliche Anna von Cleve, die auf des Herzogs Befehl unter sicherer Bedeckung mit ihren beiden Dienerinnen nach dem Schlosse Tenneberg über Waltershausen in sichere Kustodie gebracht wurde. Ein hartes Loos stand ihr dort bevor, und der ganze Zorn des von ihr so arg hintergangenen Herzogs traf sie. Ihre dienenden Jungfrauen wurden von ihr getrennt und entlassen, und sie selbst in die strengsten Verhöre genommen, in denen sie sich, von Angst und Bangen überwältigt, immer mehr verwirrte, und die einander widersprechendsten Aussagen vernehmen ließ. —

Bereits war der Monat Oktober des Jahres 1559 fast zu Ende, und immer noch wußten Herzog Johann Friedrich und sein indeß aus Frankreich zurückgekehrter Bruder Johann Wilhelm nicht, was sie aus der seltsamen Gefangenen machen sollten. Oft war im Kreise der fürstlichen Familie die Rede von der Dame aus England, an die ohne eine gewisse Beschämung, von einer Abenteurerin grob getäuscht worden zu sein, nicht gedacht werden konnte. In einer, dieser das herzogliche Haus so sehr betheiligenden Angelegenheit gewidmeten Familienbesprechung, der des Herzogs beide Brüder und seine, in nahen Mutterhoffnungen glückliche Gemahlin beiwohnten, theilte derselbe den Angehörigen die Aussagen ihrer Gefangenen, wie sie nach einander erfolgt, und treu nach Hofe berichtet worden waren, mit,

indem er erzählte: „Als sie nun nach Tenneberg gebracht, und von unsern Räthen wieder ernstlich vorgenommen, ihr auch gesagt wurde, daß wir von ihren bösen Praktiken genau unterrichtet seien, da ist sie auf die Kniee gefallen, und hat uns de- und wehmüthig und um Gottes Willen um Gnade angefleht. Dabei hat sie ausgesagt, daß sie eine Gräfin von Ostfrießland und mit einem Grafen von Manderscheid zu Antorf heimlich getraut worden sei. Von diesem wäre sie an den englischen Hof gebracht, ihr Gemahl aber auf einer Reise erschlagen worden. Dieses haben wir des Herrn Vetters von Jülich Liebden melden lassen, welcher es für eine Lüge erklärt hat. Abermals vernommen, hat diese heuchlerische und lügnerische Person ausgesagt, daß sie von der hochseligen Königin Anna erkoren worden sei, die von jener uns zugedachten Schätze zu überbringen, worauf der irländische Edelmann Wilhelm von Zieritz sie überredet, sich selbst für die gestorbene Königin auszugeben."

„So hätte das Weib, das Euch die Schätze verhieß, uns eigentlich darum gebracht!" unterbrach Herzog Johann Wilhelm finster den sprechenden Bruder. „Wo sind sie nun hingekommen?"

„Sammle Dir einen Schatz nach dem Gebote des Allerhöchsten, der wird Dir besser sein, denn fein Gold," erwiederte mit einem halb spöttischen Lächeln Johann Friedrich, und sprach weiter: „Dieser Zieritz, von dem Niemand etwas weiß, wo er sich aufhält und wo er hingekommen, soll noch am Leben

sein und das große Gut haben. Darauf bleibt die Gefangene. Von ihm, der jeden Falls ihr Verführer und Curtisan, mag sie wohl auch das Kind haben, das sie mitgebracht, so wie von ihm auch die Urkunden und Dokumente herrührten, die sich sammt und sonders als falsch erwiesen; sie beharrt aber darauf, und will eidlich bekräftigen, daß sie dieselben für wahr gehalten. Flehentlich hat sie gebeten, sie frei zu lassen, indem uns ja doch mit ihrem Blute nichts gedient sein könne."

„Ihr Blut werdet ihr auch gewiß nicht wollen!" gab die sanfte Herzogin in das Gespräch. „Zwar hat sie schwer an uns und unserm Vertrauen gefrevelt, doch lag die Schuld dieses allzugroßen Vertrauens mit an uns. Habe ich sie doch selbst in Briefen Freundin und Schwester genannt."

„Wir werden kein übereilt Urtheil fällen, theures Gemahl, beruhigte den milden, zagenden Frauensinn der Herzogin Johann Friedrich: „Doch häuft sich mehr nnd mehr Lüge auf Lüge in den Aussagen der fremden Frau. In einem spätern Verhör hat sie wieder ausgesagt, daß sie die Tochter eines Grafen von Rietberg sei, und Kinder habe von einem Edelmann, Namens Reuning, und dieser sei es, der sie nach England gebracht habe, worauf sie eine Freundin der Königin Anna geworden, und hernach erst habe sich das Verhältniß zu Zieritz angeknüpft."

„Eine abscheuliche Lügnerin!" schalt der jüngste Sachsenherzog, der matt und gebrechlich in seinem Lehnsessel saß, im Ausbruch seines rechtlichen Gefühls.

„Auch dieses unwahre Vorgeben haben Briefe und Zeugnisse, die man aus Jülich uns zugesandt, und die ihr unter Augen gehalten wurden, entkräftet," fuhr Johann Friedrich in seinem Bericht fort: „hierauf hat die Gefangene im siebenten Verhöre ausgesagt, sie sei die Tochter einer Nonne im Stifte Essen, Margarethe von Schenk, die eine heimliche Buhlschaft des Herzogs Johann von Cleve, hochseligen Gedächtnisses, gewesen; sei im Kloster erzogen, und dann von einem mütterlichen Oheim nach England zur Königin Anna gebracht worden —"

„Deren Gürtelmagd, und nichts mehr, sie war, wie ich Euch schon von Frankreich aus geschrieben habe, als ich Euch vor ihren Betrügereien warnte," fiel Johann Wilhelm ein: „Da hat sie das Jülich-Clevische Secretum von Gold gestohlen."

„Nun hat sich etwas Seltsames begeben," sprach der Herzog weiter. „In dem neuaufgeführten und gemauerten Gewölbe, in das wir sie zu setzen befohlen, hat sie mancherlei Anfechtungen gehabt vom bösen Feind, der da umgehet, wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge. Der ist ihr erschienen, sehr bedrohlich und gräulich, so daß sie große Herzensängste hat ausstehen müssen.

„Noch größere wird ihr doch wohl der Scharfrichter von Jena eingejagt haben, der sie peinlich befragt hat," warf Johann Wilhelm spöttisch dazwischen. Elisabeth schauderte und seufzte bei dieser Bemerkung.

„Sie hat nun wieder eine lange Geschichte erzählt," berichtete Johann Friedrich ferner: „in der sie jedoch bei der Hauptsache stehen geblieben, daß sie eine unehelich geborene Tochter des Herzogs von Cleve sei, was sie mit den Leibzeichen bestätigen wolle, die wir selbst an ihr gesehen. Dabei ist sie auch auf der Folter geblieben."

Die Herzogin erhob sich jetzt rasch von ihrem Sitz und verließ bewegt das Zimmer. Mit einiger Bestürzung ging ihr der Gemahl bis zur Thüre des Gemachs nach, doch kehrte er hierauf zu seinen Brüdern zurück, und setzte seine Mittheilung weiter fort: „Immer hofft sie noch auf den treulosen Zieritz, ihren Buhlen, fürchtet sich sehr vor dem Teufel, hat um Wache gebeten, da sie nicht allein bleiben will zur Nachtzeit, um einen Priester, der ihr Trost zusprechen soll, und um einen Bader, der sie salbe und verbinde."

„Der Meister von Jena mag ihr scharf zugesetzt haben auf der bösen Leiter," vermuthete Johann Wilhelm, und der Bruder erwiederte: „Schärfer fast, als unser Wille und Befehl, denn er hat selbst gesagt, sie sei ganz von Gliedern, und könne ohne Gefahr ihres Leibes und Lebens nicht mehr angegriffen werden. Gleichwohl hat des Herrn Vetters Liebden zu Jülich, als wir das alles dorthin berichten lassen, uns geschrieben, es seien die Aussagen wieder unwahr, Niemand wisse davon, und wenn man die Person scharf frage, solle der wahre Grund ihrer Angaben zuletzt ganz anders an Tag kommen."

„Noch schärfer? Allzuscharf macht schartig!“ bemerkte Johann Friedrich der Jüngste, und Johann Wilhelm sprach: „Ich habe das Jülich’sche Schreiben gelesen, das alles abweist und ablehnt, glaube aber doch, daß jene Anna eine natürliche Tochter des hochseligen Vetters ist; zwar will man dort nur von zwei solchen Töchtern wissen, davon eine todt sein soll, allein dergleichen ist schwer zu ergründen. Im Uebrigen begreift ein Kind die Politik des dortigen Herzogs, die Gefangene uns zu lassen, die, wenn die Wahrheit ihrer Ausreden anerkannt würde, ihm zur Ernährung anheim fiele, und es wird ihm nicht nach Schwestern gelüsten, die wegen Betrugs inhaftirt waren. Darum räth er auch noch größere Marter der Frau an, solche halte ich aber für sündlich. Schlagen Euer Liebden sich die ganze fameuse Geschichte aus dem Sinne, und lassen wir das Weib in leidlicher Haft, daß sie nicht aufs Neue listige Praktiken ersinne. Für die bisherigen, meinen wir, habe sie durch die Tortur von Henkers Hand genug gebüßt.“

Der milde Sinn Johann Friedrichs stimmte diesem Vorschlag gern bei. Er sprach: „Wir wollen also thun, Herr Bruder. Da uns, nach der im nächsten Mond zu erwartenden, Gott gebe, glücklichen Entbindung unserer theuern Gemahlin ohnehin der Heldburger Schloßbau oft von hier fern halten wird, so dürfte es um so lieber sein, diesen verdrüßlichen Handel möglichst ganz aus den Augen zu verlieren.“

Fünftes Buch.

1560 bis 1563.

Frisch auf in Gottes Namen,
Ihr Reiter, wohlgemuth!
Ihr sollt euch gar nicht schämen,
Daß ihr Hülf leisten thut
Wilhelm von Grumbach dem werthen
Wider Recht beschwerten Mann,
Der alle Mittel auf Erden
Versucht, wollt nichts draus werden;
Aus Zwang griff er Würzburg an.

(Christian Brück zugeschrieben.)

Erstes Kapitel.

In dem stillen Edelhofe zu Hellingen gingen den dort wohnenden Frauen die Tage, die Monden, einförmig zwar, aber ruhig hin. Die Stürme schwiegen, die einst so tobend über die Häupter derer gezogen waren, die sich ihnen in Demuth gebeugt. Kunz von Grumbach war mit seiner Salome fern; er stand noch seinem Amte in der Pfalz vor. Die beiden Annen, des Ritters Wilhelm Hausfrau und Schwester, lebten wieder beisammen, schwesterlich, sich gegenseitig freundlich Hülfe leistend. Die Schwester, jetzt eine schmerzenbleiche, aber würdevolle Gestalt, trug zwar noch in ihrem Gesicht den unaussprechlichen Zug tiefen Seelenleidens, aber von ihrem sonst so umdüsterten Geist war eine Nebelhülle nach

der andern abgefallen. Sie war ruhiger, klarer in sich selbst, bewußter geworden, und schwamm auch noch ein Flor vor dem Auge ihrer Erinnerung, wirrten sich deren Bilder trübe durcheinander, so erfaßte sie doch mit mildem Blick das Leben der Gegenwart, und beruhigter schlug das Herz, das einst so feurig geglüht, so heftig geschlagen hatte. Sie war einer Blume gleich, die nach dem Reife einer langen Herbstnacht zwar noch fortblüht, aber den Kelch, in dem die gefrornen Thauperlen wieder zu Thränen werden, abwärts senkt. Sie konnte sich mit feineren Arbeiten beschäftigen, und war jetzt kein unwillkommener Beistand ihrer oft körperlich leidenden Schwägerin, wiewohl auch sie selbst nicht frei blieb von manchen schmerzvollen Anfällen, denen Menschen ausgesetzt sind, die geistig viel gelitten. Friedsam, freundlich, niemals durch Kränkungen einander wehe thuend, wie es so häufig beim Zusammenleben alternder Frauen der Fall zu sein pflegt, suchte eine der andern das Leben leicht zu machen, und die Last tragen zu helfen, die das Geschick Jeglicher von ihnen aufgelegt, und die nicht allzu leicht war, denn der einen war Reichthum in Armuth, sorgloser Besitz in Mangel, Fülle in Entbehrung verkehrt worden, und der andern ward das höchste Glück des Lebens, die Jugendblüthe der Liebe, grausam zerknickt, und mit vollen Ansprüchen auf ein schönes, sonnenheiteres Gefild des Daseins hatte sie sich plötzlich in eine grauenvolle Wüste verwiesen gesehen. Zwischen Beiden erblühte, die Freude Beider, Ursula

zur schönen, sittigen Jungfrau. Beide wachten mit strenger Muttersorgfalt über der Entwickelung des jungen Mädchens, und so kam es, daß sich diesem schon früh ein tiefer Lebensernst mittheilte, der Ursulas Jahren kaum angemessen schien. Das dreizehnjährige Edelfräulein mochte im Bezug auf die holde Entfaltung seines Körpers, wie seines Geistes, für sechzehn bis siebzehn Jahre alt gehalten werden. Jetzt war das Osterfest nahe, wo die Weihe der Konfirmation dem Mädchen feierlich ertheilt werden sollte, und die ernsten Vorbereitungen zu dieser heiligen Handlung erhöhten nur noch den ernsten und gesetzten Ausdruck des blühendschönen Gesichtes, und wunderbar bewegende Gefühle umwoben mit einem Abglanz siderischer Verklärung das jungfräuliche Lockenhaupt.

Selten ward das Grumbachische Haus zu Hellingen von Befreundeten heimgesucht. Wo das Glück den Rücken hinkehrt, verfliegt zumeist Freundschaft wie Spreu vorm Winde. Die Töchter, die Schwiegersöhne wohnten theils zu fern, um dauernden Verkehr anders, als von Zeit zu Zeit durch Briefwechsel, zu unterhalten, und die überaus zahlreichen Vettern und Muhmen und Basen fanden keinen Anlaß zu solchem Verkehr, was Anna von Grumbach sich jedoch für ein Glück erachtete; sie ruhte nun aus nach den Ungewittern, und fürchtete nicht, daß diese sich erneuen würden, erneuen könnten; lebte doch, obgleich Würzburg so großen Verdacht auf ihn zu wälzen gesucht, ihr Gatte ruhig und frei,

unverfolgt und im mächtigen Schutz nun bereits zwei Jahre, nachdem Zobels Ermordung sich ereignet hatte, und sie durfte ihn jetzt zum schönen Familienfest erwarten.

Alle Vorbereitungen, um die Doppelfeier der heiligen Ostern auch äußerlich würdig und festlich zu begehen, waren mit Hülfe der geringen Dienerschaft, die zu Gebote stand, getroffen.

Am Osterheiligabend ritten Grumbach und Moritz auf dem einsamen und wenig betretenen Flurweg von Heldburg nach Hellingen. Dort hatte der Freund und Günstling Herzogs Johann Friedrichs des Mittlern Maurern und Steinmetzen Befehle gegeben zur fernern Anfuhr von Steinen, hatte den Förstern Rescripte überbracht, Eichen- und Fichtenstämme fällen zu lassen, und dem Amtmann Caspar von Gottfart auf der Feste im Namen seines Herrn Aufträge aller Art zur fernern Leitung des bereits begonnenen großen Neubau's ertheilt — jetzt freute er sich, einmal wieder die Laren seiner neuen Heimath zu grüßen, und zu rasten in dem sehr klein gewordenen Kreise der Seinigen.

Die Reitenden kamen im Herrenhause an; freudig bewegt eilten Mutter und Tochter dem Gatten, dem Vater entgegen, dem der alte Hill mit zitternder Hand den Steigbügel hielt, und führten ihn im Triumph in die freundlich geschmückte Wohnung ein. Auch Moritz sah sich froh willkommen geheißen. Grumbach erbebte im Innern, als er in das Wohnzimmer trat und sich von ihrem Armsessel seine Schwe-

ster erhob, deren Hiersein er vielleicht nicht wußte, oder an das er gerade nicht gedacht. Sie zitterte so heftig, daß sie sich an die Lehne des Stuhles halten mußte, als sie den wieder erblickte, den sie als den Räuber ihres Glücks, als den Verderber aller ihrer Freudenblüthen ansah, und dem sie mit Fassung und mit mildem Gemüthe entgegenzutreten sich fest vorgenommen hatte. — Ach, wie leicht gewöhnt sich das Menschenherz an den Wahnglauben, das, was eine weise Vorsicht uns entzog, ob wir noch so glühend es hofften, sei für uns gut, sei unser Bestes gewesen, das es doch nicht geworden wäre, hätte das Herz seine oft thörigten Wünsche erreicht. Daraus entspringt so viel Bitteres, Unversöhnliches, Unvergeßliches in unserm Innern; wir sind selten stark genug, uns bei schlimmen Dingen an den Gemeinspruch zu halten: Wer weiß, wozu das oder jenes gut ist! eben weil die Wahrheit, die dieser Spruch enthält, zu allgemein erprobt ist, und wir tragen nur zu gern Erfolge, die wir mit Unwillen oder Schmerz gewahren und empfinden, auf ihre Urheber über, die doch auch nur immer nichts mehr und nichts weniger waren oder sind, als Werkzeuge in einer höhern Hand.

Noch mehr aber erstaunte der Ritter, welcher glaubte, die irre, aber auch im Irrsinn ihn unversöhnlich hassende Schwester wolle rasch an ihm vorübereilen, wie immer, ohne ihm ein Wort zu gönnen, als Anna ihn ansprach: „Friede sei mit Dir — und mit mir! Du kommst zu einem frohen Tage,

an dem ich, euch Glück wünschend, Antheil nehme; bringst Du zu solchem auch ein frohes Herz mit, wohl Dir! Du siehst, ich bin wieder eingezogen bei der Schwägerin, und gönnst mir wohl das Asyl; nicht lange mehr werde ich dessen bedürfen. Mein Herzweh — nimmt überhand — und doch habe ich ein starkes Herz, sonst hätte es schon lange, lange brechen müssen."

Den starken Mann drohte eine freudige Rührung zu überwältigen, deren Sichtbarwerden er jedoch niederkämpfte. Er erwiederte mild: „Liebe Schwester Anna, ich heiße Dich tausendmal willkommen in meinem kleinen Eigenthum, und danke Dir, daß Du mit unserer Armuth für Lieb nimmst. Bleibe und wohne unter uns, so lange es Dir und Gott gefällt!"

Dabei bot er ihr die Hand, aber sie lehnte sanft ab, einzuschlagen, und sprach: „Es ist gut, Wilhelm! Wenn ich sterbe, will ich Dir meine Hand reichen, eher nicht. Das Gedächtniß, o das allzutreue Gedächtniß! Nächsten Monat werden es fünfunddreißig Jahre!"

Rasch ablenkend von der unerfreulichen Wendung, die das Gespräch zu nehmen drohte, stellte der Ritter seinen Begleiter vor: „Da habe ich auch einen jungen Freund aus alter Zeit mitgebracht; kennst Du ihn noch, Anna?"

„Moritz! mein guter Moritz!" entgegnete sie, und hielt dem sie heiter anblickenden Schreiber beide Hände hin. „Ja, wir kennen uns — recht lange —

wir sind manchen Weg mitsammen gewandelt, böse Wege, doch nicht auf bösem Wege. Glaube nur, Wilhelm, es ist Dir nicht allein schlimm gegangen. Laß Dir das Böse, was Dir widerfahren, als Buße anrechnen. Und Du, Moritz, laß uns jetzt diese drei allein lassen, daß sie ohne Zeugen ihre Herzen gegen einander ausschütten, indeß erzähle Du mir, wo Du gewesen, was Du getrieben!"

Sie wankte, ohne Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer, sichtlich ergriffen, ein Wink Grumbachs gebot dem Schreiber, sie zu stützen, und so blieb der Ritter mit der Gattin, mit der Tochter allein, die ihm den Willkommenbecher kredenzten.

„Ich finde die Schwester merklich gebessert, was mich freut, aber dabei doch leidender aussehend, als ich je sie sah," bemerkte Grumbach.

„Es ist gar ein gebrechlich Gefäß, in dem ihre gefangene Seele nach oben ringt," antwortete Anna. „Sie leidet tief am innerlichen Gram, für den es nunmehr auf dieser Welt kein Heilkraut giebt. Lange wird sie nicht mehr unter uns wandeln."

„Und wie steht es um Deine Gesundheit, geliebtes Weib?" fragte der Ritter mit Theilnahme.

„Leidlich!" erwiederte halb seufzend Anna. „Weit besser, Gott sei Lob, als früherhin."

„Und mein liebes herziges Mädchen!" wandte er sich jetzt zur Tochter, sie nochmals in seine Arme ziehend. „Ei, wie bist Du gewachsen, so voll und stark und groß, über Deine Jahre hinaus, meine liebe Ursula, und kannst so schöne Briefe an den

Vater schreiben, und bist der Mutter eine rechte Stütze. Das freut mich sehr."

Wenn Ihr nur mit mir zufrieden seid, dann bin ich schon glücklich!" erwiederte mit volltönender Stimme die Jungfrau. „Ich bin sehr erfreut, Vater, daß Ihr gekommen zu meinem morgenden Ehrentag, und mir Euern Segen auch gebt, wenn Magister Franke, unser Pfarrer, mich konfirmirt, darum bitte ich Euch, denn es steht in der Schrift: „Der Herr wird gebieten dem Segen, daß er mit Dir sei."

„Bist Du so fromm geartet, und hast Gottes Wort wohl bewahrt im Sinn und im Herzen, so stärke und erhalte er Dich darin immerdar, mein gutes Kind!" sprach Grumbach gerührt, und drückte einen Kuß auf die Stirne der reinen Jungfrau, die sich von ihm an das Herz der Mutter warf, ihr die Hand küßte und das Zimmer verließ, um für die lieben Gäste im Hause zu beschicken, was noch zu beschicken war.

„Und wie geht es Dir, Wilhelm, wie steht es um Dich, um Deine Sache?" fragte, da sie nun mit dem Gatten allein war, Anna nicht ohne Besorgniß.

„Unerfreulich, schlecht, liebes Weib. Nichts Neues unter der Sonne!" erwiederte der Ritter. „Wir, ich und Moritz, haben uns die Finger steif geschrieben, und es ist bis jetzt doch beim Alten geblieben. Meine Feinde nennen mich einen bösen, tückischen, hinterlistigen, verschmitzten, rachsüchtigen Mann; man könnte ein Wörterbuch ihrer Schmähungen

gegen mich aus ihren Schriften zusammenstellen, und ich bin doch nur ein leichtgläubiger Thor, ein Mann, der hundertmal belogen und betrogen, sich immer wieder betrügen, sich immer wieder von Versprechungen, die nie gehalten werden, einlullen läßt, wie ein albernes Kind. Die Kurfürsten am Rhein haben mir mit List das Schwert aus der Hand gewunden. Wäre ich doch hereingebrochen in das Reich mit meinen Freunden Mandelslohe, Stein, Zedwitz und mit meiner tapfern Mannschaft, und hätte Bischof und Kapitel zu Paaren getrieben! Aber ich ließ mich blenden von den Gnadenverheißungen der Fürsten, ich dimittirte mein Volk, und zog zum Reichstag nach Augsburg, der im Februar des vorigen Jahres begann. Vergebens war es, daß ich dort meine Sache geziemend zum Vortrag brachte, vergebens halfen die vier Kurfürsten sie führen, vergebens war es, daß kaiserliche Majestät mein Recht sonnenklar, meine Forderungen und Vorschläge billig fand! Mit einem unerhörten Trotz wieß Wirsberg durch seine Gesandten, den mir aufsässigen Georg Ludwig von Sainsheim, den undankbaren Lichtenstein, und Andere, alles von der Hand, Vergleichsanträge, billige Bedingungen, alles! — Und als der Kaiser durch seine Räthe jene warnen und sie ermahnen ließ, den Weg der Güte zu gehen, da ihr Unrecht sich keines Schutzes zu erfreuen haben werde, so erwiederten die bischöflichen Gesandten mit dem größten, dünkelhaftesten pfäffischen Hochmuth, den je die Welt gesehen: Lasset das unsere und des

Hochstifts Sorge sein; haben wir uns des großen Vogels erwehrt, womit sie den seligen Markgrafen meinten, so werden wir uns der losen kleinen Vögel auch wohl erwehren. Wir gedenken demnach, dem Grumbach auch das Mindeste nicht zu restituiren, noch viel weniger uns mit ihm zu vertragen, sondern wollen gewärtig sein, was uns Gott beschert. — So abgespeist zog ich mit leerer Hand von hinnen. Wo ich bisher war, schrieb ich Dir. Herzog Johann Friedrich von Weimar, unser gnädigster Herr, ein milder, biedrer Fürst, wie es Wenige giebt, hat mich in Dienste genommen, und mir vor Kurzem die Bestallung als Rath zukommen lassen. Das ist vorerst doch ein Anhalt. Aber unser Recht gebe ich nicht auf, ich habe geschworen, mein Leben daran zu setzen, und ich halte mein Wort."

Anna seufzte leise bei dieser Rede; das schwache unerfahrene Weib durfte keinen Widerspruch wagen, und doch traten Schrecknisse, die sie erlebt, wieder als Zukunftbilder ahnungsvoll vor ihre Seele. Der Ritter sah die schmerzliche Bewegung ihres Innern, und lenkte ab, einsehend, daß die kränkliche Gattin die Last der Riesenpläne nicht ertragen könne, mit denen seine Seele schwanger ging. Er fragte nach den Töchtern, den Schwiegersöhnen, nach Angelegenheiten der Familie und des Hauses, und hörte mit gleicher Ruhe erfreuliche wie unerfreuliche Berichte an. Anna vertraute ihm, daß nur Wenige der frühern Bekannten sich ihrer mit Theilnahme zu erinnern schienen, daß aber unter diesen Wenigen

der Ritter Krailsheim sich gleich bleibe in freundschaftlicher Anhänglichkeit, und daß in seiner Gesellschaft bisweilen der junge Zöllner von der Hallburg das Haus besuche, der wohl Ursulas wegen zu kommen scheine.

Grumbach zuckte die Achsel bei dieser Mittheilung, ein Zeichen, daß er keine Hoffnungen an sie knüpfen könne. „Wie Gott will!" sprach er. „Sollte noch Einer den Muth haben, auf einen Stern zu bauen, der untergeht? Sollte Einer so thörigt sein, von trüber Constellation sein Lebensheil zu erwarten? — Ich gedachte, unsere jüngste Tochter an den Hof zu Weimar zu bringen. Meine Schwiegersöhne allzumal sind recht wackere Junker, Zöllner mag auch ein solcher sein, ganz nach meinem Herzen ist keiner von ihnen. Es war eine Zeit, Anna, wo ich selbst noch jugendlich hoffte, da glaubte ich, es sei gut, mir junge Herzen zu werben — auch diese Hoffnung betrog mich. Viele werden als Schlafmützen geboren, und bleiben Schlafmützen ihr Lebenlang. Nichts Neues unter der Sonne! Ich bin bald siebenundfünfzig Jahre alt, Anna, und fühle mein Herz noch frisch, hoffe noch, glühe noch. Ich denke noch nicht zu alt zu sein, Vieles durchzusetzen, Vieles zu erlangen. Aber andere Genossen muß ich mir suchen, als meine nächsten Verwandten."

„O Wilhelm, bringe nur nicht Dich, nicht uns in größeres Unglück, als Du und wir schon haben," bat fast weinend das bange Weib, als Ursulas Wiedereintritt den Gang dieser Unterredung endete. —

Der Ostermorgen brach an, begrüßt von Feierklängen, und der Kuß der verjüngenden Frühlingssonne flammte verklärend auf die Gefilde nieder, einen schönen, heitern Tag verheißend. Alle Bewohner des Edelhofes in Hellingen hätten sich einer reinen Freude hingeben können, wäre nicht dadurch ein Wolkenschatten auf diese gefallen, daß des Ritters Schwester den Morgen äußerst leidend anbrechen sah, so daß es ihr unmöglich war, wie sie gewollt, ihre Nichte auf dem wichtigen Gange in die Kirche zu begleiten. Anna vermochte nicht, ihr Lager zu verlassen; allzu heftig hatte die gewaltsame Erschütterung, die ihr Gemüth am gestrigen Tage bewegte, auf ihren körperlichen Organismus eingewirkt, und ließ sie ihrer Umgebung kraftlos, bis zur Ohnmacht hinfällig erscheinen. Doch ließ sie sich willig in ein reines, schneeweißes Gewand kleiden, ihr langes, einst braunes Haar, das der Gram zu Schnee gebleicht, wallte fessellos in schönen Locken über das feine Linnen des Bettes, auf dem bis zum Knöchel verhüllt auch ihre Arme ruhten mit den zarten, fast durchsichtigen Händen. Das bleiche Gesicht gewann um so mehr einen höchst edlen Ausdruck, als alle Spur früherer Leidenschaft daraus entschwunden war, und ein fast heiliger Ernst thronte auf ihrer freien hohen Stirne. Als sie die Besorgniß und Verstörung wahrnahm, die über ihr Erkranken auf allen Gesichtern derer zu lesen war, die ihr nahten, sprach sie mit sanfter Entschiedenheit zur Schwägerin: „Liebe, lasse Dich nicht stören, und mein Kranksein nicht

bekümmern; mir wird bald besser werden! Du gehst mit Deinem Mann und mit Ursula zur Kirche. Betet für mich, ich will für Euch beten. Moritz soll bei mir bleiben."

Die Kranke las auf der Stirn der Freundin den bedenklichen Einwurf, der gegen diese Anordnung aufstieg, ehe noch jene ihm Worte gab, und fuhr fort: „Laß meinen Willen geschehen, Anna! Es schicke sich, oder schicke sich nicht. Ist doch Moritz gleich einem Kind des Hauses, eine treue Seele, mir innigst ergeben und zugethan von früher Jugend auf, fest anhänglich, auch da Nacht über mir hing, und die Klugen mich mieden. Und daß mir kein Arzt geschickt wird; ich bedarf des Arztes nicht — ich bin gesund — nur sehr schwach. Ursula bringe mir, wenn sie geschmückt ist, daß ich sie segne. Wilhelm kann ich jetzt nicht sehen."

„Du erschöpfst Dich, liebe Anna; schone Dich! O Gott! Wie verbittert Deine Schwachheit uns den schönen Tag!" bat und klagte die Edelfrau.

„Wächst Bittersüß nicht unter den Weiden?" fragte Anna mit einem eigenthümlichen Blick, der an ihren Irrsinn erinnerte, und Jene verhieß geängstigt Gewährung aller Wünsche. —

Und es waren Alle in die Kirche des Dorfes, und es war sonntäglich draußen, feierlich, erhebend still; ferner Orgelklang ward gehört, als das Geläute der Glocken verstummte, und die Melodie des Liedes: Christ lag in Todesbanden, für unsre Sünd gegeben. Der ist wieder erstanden, und hat uns

bracht das Leben — klang feierlich bis in die Stube, wo Anna lag. Sonnenschein fiel durch die runden Scheiben, nur theilweise durch den Verhang der Fenster abgehalten, und Moritz saß allein bei der Kranken mit tiefbeklommener Seele, gepreßtem Herzen; vor ihm lag die Bibel. Er las aber nicht vor, blickte auch gar nicht hinein, sondern nur immer besorgt auf Anna. Ein mildes, sanftes Lächeln glitt über ihre bleichen eingefallenen Züge, sie athmete kaum, noch weniger sprach sie, aber sie heftete ihren Blick, der nicht mehr starr war, wie ehedem, freundlich auf Moritz, sie streckte den Arm aus nach ihm, und hielt ihm die offene Hand hin, die seine zu erfassen. Er schlug ein, seine Hand war warm, ihre war kalt, ein Schauer durchzitterte sie und ihn. Beide schwiegen lange. Endlich sprach Anna: „Friede, Friede! Mit der Welt, mit Gott, mit mir, in mir. Ist mir doch, als habe ich einen langen, bösen Traum geträumt, und sei nun herzensleicht erwacht, und sei wieder jung, ganz jung, ein Kind, ein Mädchen. In der vergangenen Nacht hatte ich einen solchen schweren, angstvollen Traum. Ich war allein in einer großen Einöde, und es dürstete mich. Da trat ein dunkler Engel auf mich zu, der trug einen Becher in der Hand, und bot ihn mir. Er sprach: Dieß ist das Gefäß der Thränen, die Schale des Zornes, der Kelch der Leiden, darin ist Deine ganze Vergangenheit, Anna von Grumbach! Trinke aus der Vergangenheit — Vergessenheit! Mich schauderte, doch trank ich zitternd. Und siehe, da lebte

ich noch einmal mein ganzes Leben. Zauberschnell gingen mir die Bilder meiner Kindheit, meiner Jugend vorüber, die schönen Mädchenjahre, die Hoffnung der Liebe, ihr Glück, ihr Fluch! Alles, Alles! Ich sah den schönsten Mai, den schönsten Mann, ich lebte mich fünfunddreißig Jahre zurück. Und ich erlebte etwas, Moritz, etwas sehr Geheimnißvolles, dessen ich mir nie recht bewußt war, ich kann es Dir aber kaum sagen. Jetzt wurde ich mir es bewußt, lebhaft, mit Leidenschaft. — Ich habe Dir wohl einmal erzählt, wie die, die mich umgaben, mir sagten, ich mache der Familie Schande, und daß sie mich lange verborgen hielten in einem Thurmgemach zu Rimpar, wie eine Gefangene. O lange, recht lange! Und daß eine Zeit unaussprechlicher Schmerzen kam, und der Bewußtlosigkeit und tiefen Krankseins. Da hatten sie mir mein Leben genommen. Im Traume aber sah ich nun mein geraubtes Leben wieder; es war ein schönes Kind, Moritz — und Du warst das Kind. Ja, mein lieber Freund, ich glaube fest, daß ich — Deine Mutter bin, und nun weiß ich, warum mein Herz Dir stets entgegenschlug, warum Du mir immer so zugethan warst. Ich werde nun meine Augen zuthun, und es wird alles vergessen sein. Sie hätten mir es sagen sollen, daß Du mein warst, und nicht verheimlichen, so wäre ich nicht bestohlen gewesen um Glück, Freude, Leben und Gesundheit. Sie haben sich schwer versündigt um der Familie Willen, Gott vergebe es

Allen — und gebe, daß kein anderer Makel jemals den Namen Grumbach zu Unehren bringt!“

Anna schwieg seufzend, ihr Puls schlug fieberhaft, zitternd. Moritz war von niegekannten Gefühlen überstürmt. Er war vierunddreißig Jahre alt, und hatte noch nie mit seelenvollem Bewußtsein das Himmelswort: „Mutter!“ gerufen. Jetzt aber rief er es schluchzend, und sank tief erschüttert leise auf die Knie an dem Bette, und bedeckte Anna's kalte Hand mit Küssen. Daß sie Wahrheit rede, erklang ihm im Innern als heilige Offenbarungsstimme. Nicht der mindeste Zweifel kam ihm in den Sinn, auch nicht der Kranken, die äußerlich sehr ruhig blieb, ebenfalls in der Ueberzeugung, es könne nicht anders sein, wie sie gesagt. Sie fühlte, daß sie der neuen süßen Freude nur noch wenige Erdenstunden theilhaftig sein könne, aber sie ward von einem so seligwonnevollen Gefühl durchpulst, vor dem alle Erinnerung an erlittenes Leid entschwand; ihre emporringende Seele schwebte schon auf Engelflügeln bessern Welten zu und diese Stunde wog all ihr herbes Seelenleiden auf, das sie erlitten. Moritz fand keine Worte weiter, als er jenes schöne Wort gerufen, das so wahr und heilig ihm von Herzen kam. Er empfand es tief, hier sei ein lebhafter Kontrast zu jener schnöden Täuschung, die jüngst durch erlogene Verwandtschaft das Herz eines gutgesinnten Fürsten berückt — hier stand die Wahrheit wie ein flammender Cherub vor der Pforte zum Jenseits. Er sah, daß Anna diesen Tag nicht über=

leben werde, er war es sich bewußt, daß Gott ihr einen schönen Tod gönne, fühlte, daß sie sterbensreif sei, und doch lag das Bewußtsein, sie jetzt, so bald, kaum gefunden — zu verlieren, wie eine Centnerlast auf ihm, ihm fast das Bewußtsein raubend. Ein rascher Gedanke jagte den andern. Gelöst war ihm nun so überraschend plötzlich das dunkle, ihm bisher so unerklärliche Räthsel seines Lebens; erklärlich war ihm nun seines Ritters Handeln, die Ursache, warum dieser ihn zu sich in das Haus nahm als einen verwaisten Knaben, warum er gleich gehalten wurde den Kindern des Hauses, warum der Ritter ihn fort und fort an sich gefesselt, ihn nie aus den Augen verloren, fast nicht aus den Augen gelassen, und gerade dieß schien ihm eine ungeheure Missethat, während er sich doch auch bewußt war, daß er der Familie, der er so unfreiwillig und schuldlos angehörte, Dank schuldig sei.

Anna, die ihn still und wehmüthig betrachtete, errieth wohl, was in ihm vorging. Sie nahm wieder das Wort: „Du warst nun so lange bei ihm, mein guter Moritz, Du hast ihm treu gedient im Guten und Bösen, bleibe ferner bei ihm, wache über ihn, sei ihm hülfreich in ehrlichen Dingen und Geschäften. Er hält Dich gut, und ich glaube, daß er, so weit er zu lieben vermag, Dich lieber hat, wie seinen eigenen Sohn. Alles Schlimme, was er an mir, an Dir gethan, vergieb ihm, wie ich es ihm sterbend vergebe, nach Christenpflicht — möge

seine letzte Stunde ihn einst so ruhig finden, wie mich die meine finden wird, bald — bald!"

„O Mutter, meine Mutter, verweilt noch!" sprach Moritz. „Euer Wille geschehe, wenn ich ihn auch mit Schaudern fernerhin erfülle, denke ich daran —" er sprach nicht weiter seinen Gedanken aus, der ihn mit Schmerz durchzuckte, den Gedanken an den Wald Gramschatz, an einen bemoosten Hügel darin, an eine blutige That — aber die geistigen Nervenfäden der Kranken waren in so hoher Fibration, daß sie in seine Seele reichten, und sie wußte alsbald, was er dachte, und sprach: „Gott ließ es geschehen — er wird wissen, warum. Er weiß, warum er uns Leiden und Qualen sendet, die oft unerträglich sind. Es ist eine dunkle Hand, die uns durch das Erdenleben führt, aber sie führt uns doch, sonst nähmen uns bodenlose Abgründe auf, und nie gelangten wir dorthin, wo die Himmelsleiter uns aufwärts führt zum ewigen Schauen. Vergilt mit Liebe, sammle feurige Kohlen auf sein Haupt!"

„Er hat auch lange und tief bereut," sprach Moritz, als sie schwieg: „und immer war ihm die böse That ein Wurm im Gewissen."

„Darum Friede! Friede!" hauchte sie tief erschöpft, und faltete die Hände, und schwieg fortan. Moritz glaubte, ihre Seele gehe jetzt hinüber, und las laut betend den Bußpsalm: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!"

Der Gottesdienst ging zu Ende, die feierliche Einsegnung der Konfirmanden erfolgte, ernst gestimmt traten die Familienglieder und die Diener des Hauses ihren Weg nach diesem an; nicht ohne Besorgniß nahten nun die erstern der Krankenstube. Anna lag eine Zeitlang wie bewußtlos. Man sandte nach dem Geistlichen, daß er komme und der Sterbenden das Nachtmahl reiche, und ihren letzten Seufzer mit einem Gebet begleite. Ihre Züge veränderten sich auffallend; sie seufzte einigemal tief auf.

Mit Thränen in den Augen trat Moritz zu der ergriffenen Ursula und brachte ihr den üblichen Glückwunsch dar, sie reichte ihm schwesterlichfreundlich die Hand, und diese Freundlichkeit beseligte ihn, sie beruhigte seine einander widerstreitenden Gefühle. Er sah sich ja von allen Seiten als Angehöriger betrachtet.

Grumbach stand mit ernstem Schweigen neben seiner Hausfrau am Sterbebette seiner Schwester, auch Moritz und Ursula. Der Geistliche kam, die heilige Handlung geschah nach dem Ritus jener Zeit. Auf Trostsprüche der Schrift folgte eine kurze, der Kranken vorgesagte Beichte, dann ein Gebet für getrost Sterbende und die Absolution, worauf sie das Abendmahl empfing. Alle Anwesende lagen betend auf den Knieen. Als es geschehen war, hob Anna matt die Hand, und winkte, daß ihr Bruder diese fasse. Er that es erschüttert. Sie sprach nichts mehr; mit einem Seufzer hauchte sie ihre Seele aus.

Höher und höher erhob sich auf der alten Feste Heldburg der prachtvolle Neubau, und verhieß der Stolz und die Freude des fürstlichen Erbauers zu werden, der, so oft es seine Regierungsgeschäfte vergönnten, dorthin eilte, um das fröhliche Wachsthum des neuen Schlosses zu sehen. Es wurde selbst im Winter nicht gefeiert, und oft überraschte ganz unerwartet die Ankunft des Herzogs die mit der Leitung des Baues Beauftragten. Ohne gerade zu diesen zu gehören, geschah es doch sehr häufig, daß auch Grumbach auf der Feste angetroffen wurde, wo ein freundliches Thurmgemach ihm eingeräumt war, wenn er es vorzog, droben zu übernachten, oder wenn des Herzogs Anwesenheit die seine wünschenswerth erscheinen ließ. Außerdem war seine Wohnung jetzt in Hellingen, wo er sich und seinen Moritz anhaltend mit jenen großen und weitläuftigen Vertheidigungsschriften und Verwahrungen seiner Rechte beschäftigte, die theils gedruckt vorliegen, theils als einzelne Sendschreiben an fast alle Fürsten Deutschlands ergingen und noch in den ältern Archiven gefunden werden, theils aber auch nicht mehr gefunden werden, weil die Uebermacht seiner Gegner sich langdauernd bemühte, alles das zu vernichten, was irgend für ihn sprechen und zeugen konnte. Dabei unterließ der thatkräftige unermüdliche Mann nicht, die nie ganz abgebrochene Verbindung mit der Reichsritterschaft in Franken wieder lebhaft anzuknüpfen und durch Brief- und Schriftenwechsel zu unterhalten, und scheute nach wie vor keine Mühe und Strapaze, that manchen

heimlichen Ritt durch die waldigen Thäler der nahen Haßberge in den Steigerwald, in das Fichtelgebirge, sprach auf mancher einsamgelegenen Burg ein, suchte wieder Freunde, Schwäher, Schwiegersöhne auf, und sah sich von den Meisten gut aufgenommen, gern willkommen geheißen. Dabei vernahm er die Ereignisse des Tages, die Stimmung der Ritter, er las jetzt weniger, als früher, in dem Buche der Sterne, sondern blickte mehr nach dem Wettergewölk des politischen Himmels, um danach seine geheimen Maßregeln zu nehmen. So schwanden die Monden, die Jahre raschen Vorüberfluges ihm hin. —

Es war ein trüber Tag im Februar des Jahres 1661, als ein Bote des auf Heldburg angelangten Herzogs den Rath Grumbach von Hellingen hinüber nach dem Schloß beschied, und dieser gehorchte ohne Säumen dem Befehl seines Gebieters, der mit unruhiger Erwartung dem Vertrauten entgegenharrte.

In einem bereits wohnlich eingerichteten, das am Bergesfuß liegende Städtchen und zu schönerer Zeit eine ausgedehnte Landschaft überblickenden Thurmzimmer saßen bald nach Grumbachs Ankunft der Herzog und er. Im riesig großen, grünen Kachelofen loderte erwärmende Gluth; von der Ledertapete glänzten im frischen Gold aufgepreßt Früchte und Laubwerk, Arabeskenranken, flatternde und sitzende Vögel, und komische Maskengesichter, phantastische Zwerggestalten. Auf dem starken Holztisch stand ein Imbis aufgetragen, und ein hoher Krug, von der kunstreichen Hand des Töpfers mit Figuren und Sprüchen

in bunten Emailfarben geziert, duftete von feurigem Wein. Mit einigem Spott im Blick sah Grumbach nach dem seltsamen Schenken, der jetzt daraus die Pokale füllte, und so verwegen war, sich selbst in das schönste Glas einzuschenken. Es war ein kleines, übelgewachsenes, verschrumpftes Zwergmännlein, aus dessen alten Zügen eine schlecht zu Gesicht stehende Jugendlichkeit sprach, und war gekleidet in die Tracht der herzoglichen Leibdiener, trug aber, nach althergebrachter Weise, ein Klingelhütlein, das seinen Stand und seine Stellung bezeichnete.

„Was habt Ihr, gnädiger Herr, hier für einen absonderlichen Kröpel mitgebracht?" fragte der Rath, und Johann Friedrich erwiederte: „Es ist Godel, unser Zwerg und Narr, es geschieht heutzutage so viel des Närrischen und Narrenhaften in der Welt, daß wir nicht anstehen, die Narrheit wieder zu privilegiren, wie sonst allgemein Mode war. Mache dem Rath Grumbach Deine Reverenz, Godelchen!"

Der kleine Mann warf einen stechenden Blick nach dem Ritter, zog sein Gesicht in grinzende Falten und sprach aus breitem Mund, der voller häßlicher Zahnlücken war: „Krumb? Ach! Ich grüße Dich! Thut mir leid, daß ein Ach an Deinem krummen Namen hängt. Hab' Acht, hüte Dich für Ach und Acht!"

„Werde mich ganz besonders befleißen," gab Grumbach spöttisch zur Antwort: „Euer zwerglichen Gnaden Gunst und Achtung zu gewinnen. Wo hast Du Deinen Witz gelernt, Meister Godel? In welcher

Schule? Du spielst ja mit Worten, wie ein Bube mit Bällen."

„Ich bin auf der hohen Schule zu Jena Professor gewesen," erwiederte Godel. „Besser, es spielt einer mit Worten, als mit Herzen, besser mit Worten, als mit Eiden, besser mit Worten, als mit Thaten!"

„Laß das Geschwätz, nimm Deinen Wein, und laß uns allein!" gebot jetzt der Herzog mit finsterm Blick, da ihn das Gespräch, so, wie es in Gang kam, nicht erfreute, und der Kleine gehorchte, sich langsamen, wadschelnden Schrittes entfernend. Der Herzog nahm sein Glas, klang gnädig mit Grumbach an, und sprach: „Auf bessere Zeiten, mein Lieber und Getreuer!"

„Euer Durchlaucht fürstliches Gemüth scheint nicht heiter!" sprach einstimmend Grumbach: „macht Euch der düstere Tag, der draußen so nebelvoll und winterlich ist, so düster, oder was Unerfreuliches ist es denn außerdem, das Eure sonst so reine Stirn in Falten zieht? Es ist doch in der herzoglichen Residenz zu Weimar alles wohl? Die Frau Herzogin vor Allem? Auch des durchlauchten Herrn Bruders und seiner Gemahlin Liebden?"

„Ja wohl, Alles wohl!" antwortete Johann Friedrich, und stützte mit trüber Miene den Arm auf den festen Tisch, und den Kopf in die Hand, indem er mittheilend weiter sprach: „Ach, Grumbach! ich werde des Lebens nicht mehr froh! Wünsche mich manchmal weit weg vom Hof, aus

aller Gemeinschaft mit gemeiner Gesinnung. Hier, hier ist mir wohl, hier ist mir, als wäre ich tausend Meilen weit geschieden von allem, was mich drückt und einengt, was mein Herz preßt und mein Gemüth beunruhigt!"

„Und was ist's, hoher Herr, wenn Euer Diener fragen darf?" nahm Grumbach forschend das Wort.

„Mein Herz pochet mir im Leibe und habe keine Ruhe, muß ich mit Jeremias ausrufen!" antwortete der Herzog. „Wohin ich blicke, sehe ich Hoffnungen untergehen, Wünsche sterben. An jenes falsche Weib kann ich nicht ohne Kummer und Verdruß denken, das immer noch für seinen gröblichen Betrug im Kerker zu Tenneberg büßt. Und denke Dir, das verblendete Volk lebt des festen Glaubens, sie sei wirklich die Königin von England, und wir hielten sie nur auf Verlangen des Vetters in Cleve in Haft, um ihre Schätze, die in unsern Händen seien, nicht herausgeben zu müssen. Mit unsern Bergschätzen scheint es nicht minder ein windiges Ansehen zu haben, als mit denen, die diese falsche Anna verhieß, und das Laboratorium auf dem Grimmenstein haben wir wohl vergebens erbaut."

„Euer Durchlaucht lade nicht auf mich allein die Last eines Vorwurfs," vertheidigte sich Grumbach bei dem letztern Punkt. „Ihr selbst gebotet, mit den chymischen Versuchen noch zu harren, bis Ihr einmal für längere Zeit den Hofhalt auf jenes Schloß verlegen würdet. Mittlerweile habt Ihr mir befohlen, bisweilen hier zu sein, und Euch in dieser

Gegend zu dienen. Ihr seht den Bau gedeihlich wachsen, der den alten Namen dieses Schlosses, die fränkische Leuchte, wieder zu Ehren bringen wird, denn hell und weit in das Frankenland hinein wird man die Fenster der Heldburg glänzen und leuchten sehen, und es wird sich an diesem Bau der Bibelspruch erfüllen: Das Werk lobet den Meister und einen weisen Fürsten loben seine Händel."

Der Herzog, einmal in trüber Stimmung, fuhr fort, die Gründe seines Mißmuthes dem Vertrauten darzulegen. „Wir haben uns aufgeworfen zu einem Rüstzeug und Vertheidiger der unverfälschten Lehre des theuern Gottesmannes, Doktor Luther, und wollen darin beharren immerdar, das macht uns aber Feinde unter den Lauen, Wankelmüthigen, Abtrünnigen und Sektirern, und bringt Spaltung hervor, selbst in unserm fürstlichen Hause. Es hat uns Feinde erweckt, daß wir die Theologen Striegel und Hügel vor zwei Jahren gefangen setzen ließen, und deren Freilassung hat den Mund dieser Feinde keinesweges zum Schweigen gebracht. Wir haben dieserhalb im vorigen Jahre in unserm eigenen Schlosse zu Weimar eine Disputation zwischen Striegel und Flacius Illyricus vom freien Willen und von der Erbsünde veranstaltet, wo wir der bessern Meinung Striegels beigetreten sind. Nicht wenig Kummer hat es uns gemacht, daß die Verleumder uns laut und heimlich nachgesagt, wir hätten dadurch, daß wir unsere Jenaischen Theologen schützten, die gegen die lauen Wittenberger und deren Haupt Philipp Melanchton

mit Wort und Schrift stritten, und die unantastbare Wahrheit des strengen Lutherthums verfochten, zur hitzigen Krankheit Melanchtons, und dessen bald darauf erfolgtem Tode beigetragen."

Grumbach hörte schweigend zu. Er hätte gern erwiedert: Was mengt Ihr Euch in die Streitigkeiten der Pfaffen, was nehmt Ihr Theil an Dingen, die Ihr doch nicht versteht und ausklügelt, was thut Ihr Dinge, die nicht Eures Amtes sind? aber er hütete sich wohl, solche Einwürfe vor das Ohr seines glaubenseifrigen, fest und hartnäckig am Wort, nicht am Geist der Lutherslehre hängenden Gönners zu bringen, obwohl es ihn betrübte, durch derartige Zwiste den Herzog verstimmt und in innern Zwiespalt mit sich selbst zu sehen. Dieser hatte jedoch noch mehr zu klagen.

„Die erwähnte Disputation ging noch ihren Fortgang, als Gott mit schwerer Buße uns um unserer Missethaten Willen strafte und heimsuchte, indem er von unsern Herzen unser liebstes Kleinod nahm, unser Söhnlein Johann Friedrich, dessen Tod fast das Herz unserer Gemahlin brach. Es war nur ein Glück für uns Alle, daß im November ihre Schwester, Dorothee Susanne, die indeß mit unsers Bruders Liebden Hochzeit gehalten, nach Weimar zog, und die tiefbekümmerte Herzogin tröstete. Zu wünschen wäre jedoch, daß wir, die Brüder, Wilhelm und ich, mit einander in solch übereinstimmender Liebe leben könnten, wie unsere Gemahlinnen als Schwestern; dieß ist leider nicht der Fall, denn

Herzog Wilhelm ist ein rauher Soldat, herrisch und gebieterisch, und mag wohl schon oft bereut haben, daß er mit unserm jüngsten Bruder im vorigen Oktober mir abermals auf vier Jahre die Führung der gemeinschaftlichen Regierung anvertraut hat."

Der Herzog griff zum Becher und trank, ehe er weiter fortfuhr, den antheilnehmenden Zuhörer zu unterhalten.

„Du räthst wohl nicht, wo ich herkomme, Grumbach?" nahm er das Gespräch wieder auf.

Der Ritter ahnete und errieth es wohl, fand aber für gut, es den Herzog selbst aussprechen zu lassen, und dieser fuhr, heftig von unangenehmer Erinnerung bewegt, fort: „Vom Fürstentag zu Naumburg komme ich stracks her, wo mein Herz Gift und Galle getrunken hat. Da habe ich nun recht eigentlich mit eignen Augen gesehen, weß Glaubens mein Herr Schwiegervater ist, ein eigensinniger, verstockter Calvinist, ein erklärter Reformirter, den man nicht mehr zu den protestantischen Fürsten zählen darf. Diese hatten sich doch versammelt zu einer neuen Einigung und zu nochmaliger Unterschrift der Augsburgischen Confession. Da geliebt es meinem Schwiegervater, eine calvinistische Vorrede an die Confession zu flicken, gegen welche ich feierlichst protestirt habe. Auch über das heilige Abendmahl bin ich mit ihm in heftigen persönlichen Discurs und Zwiespalt gerathen, und da ich das Disputiren satt hatte, und voll Aergers war, so bin ich von dannen gereist ohne Abschied und Referenz, daraus die Andern ersehen mögen,

daß Johann Friedrich der Mittlere nicht nach fremder Pfeife tanzt."

„Ihr thatet wohl, entschiedenen Willen durchblicken zu lassen!" lobte Grumbach: „Festigkeit steht jedem Mann wohl an, vor allem aber einem Fürsten. Ich fürchte jedoch, die geistlichen Dinge werden Euch noch viel zu schaffen machen. Glaubt mir, mein Fürst, Pfaffen sind Pfaffen, unter allen Formen, unter allen Himmelsstrichen, hartnäckig, tollköpfig, einerlei, ob sie für des Papstes, für Luthers, oder Calvins Lehre streiten. Die Kirche will immer das Schloß sein an der Himmelspforte, zu dem das Amt der Pförtner, welches sie selbst das Amt der Schlüssel nennt, im Besitz des Klerus. Kleriker dünken sich überall mehr und Besseres zu sein, als Laien." —

„Es ist nur gut, daß wir das Amt des Schwertes zu verwalten haben!" warf Johann Friedrich auflodernd hin. „Und deshalb verlieren wir auch noch Anderes nicht aus den Augen. Ha, wie stolz schreitet mein Vetter, der Kurfürst August, einher, mit Glast und Pracht und großem Gefolge! Es mag ihm wohl gut deuchten, die Krone zu tragen, die mein gehört, nur mein! Er hat, wie der fromme Hiob klagt, meine Ehre mir ausgezogen, und die Krone von meinem Haupt genommen.."

Grumbach sprach: „Es stehet geschrieben: Thue weg den Hut und hebe ab die Krone, denn es wird weder Hut, noch die Krone bleiben. Ich will die Krone zu nichte, zu nichte, zu nichte machen!" —

„Schreckliches Donnerwort!“ rief entsetzt aufspringend der Herzog, und hob die Hand zum Haupt empor. „Tönt es mir doch, wie eine furchtbare Weissagung. Doch nein, mir kann sie nicht gelten, ihm nur, ihm! Er hat ja den Kurhut, ich habe keinen! — Sprich von was Anderem, Grumbach! Sprich schnell, wie geht es Dir?“

„Ach, Herr!“ seufzte der Ritter: „Soll ich die alte Litanei wieder beginnen? Zu Würzburg ergeht es, wie die Schrift meldet im Spruch von Peitschen und Scorpionen. Der jetzige Bischof ist ein noch viel ungerechterer Tyrann wider Land und Leute und wider mich, als Zobel. Er ist ein Heuchler, der durch Selbstpredigen und Spenden des Sakraments um die Gunst des Volkes buhlt, ein fanatischer Verfolger der Protestanten und Juden. Oft schon hat der Vollzapf in seiner Trunkenheit die Aeußerung fallen lassen, er wolle mit den Seinen nicht ruhen, bis allen Lutherischen die Köpfe abgeschlagen würden! Er thut auch, als wolle er seinen Vorgänger, den er von ganzem Herzen gehaßt hat, als Heiligen in den Kalender setzen lassen, da er sich doch bei Zobels Leben oft vermessen, zu sagen: Gott habe mit diesem dem Stift eine Zornruthe aufgebunden, man müßte ihn entsetzen und sequestriren, und ihm blos den bischöflichen Namen lassen. Und nun muß Zobel ein frommer Fürst und Herr gewesen sein. Ich bin es fast müde, davon zu reden, und doch muß ich immer wieder dieses Scheusals von einem Bischof und seiner Scharrhansen eingedenk sein.“

„Jaja, mein lieber Getreuer!" gab der Fürst seufzend in die Rede: „wir haben Beide einen weiten Weg nach Recht! Wir könnten eher um die Erde, oder in die neue Welt reisen, und wieder heim, als diesen Weg zurücklegen."

„Dabei muß ich hören," sprach Grumbach weiter: „daß dieser Wirsberg nicht ruht und rastet, meine ehemaligen Diener zu verfolgen, die er des Mordes an Zobel auf den Kopf drauf zeiht; dieß thut er nur, um sich recht eifrig zu zeigen, denn seinethalb hätte Zobel zehn Jahre früher erschossen werden dürfen, es wäre ihm, wenn er dadurch Bischof geworden, traun recht gewesen. Ich habe mir aber etwas vorgenommen, und das gedenke ich auszuführen, so wahr Gott lebt. Ich werde noch ein Wörtlein mit ihm reden."

„Was Du thust, thue mit Ueberlegung!" rieth wohlmeinend der Herzog.

„Noch sind die Birnen nicht reif, ja sie stehen erst in Blüthe, die ich zu schütteln gedenke. Eile mit Weile, muß jetzt mein Spruch sein, gnädigster Herr," fuhr Grumbach fort. „Doch hält heimlich Alles in Franken zu mir, was einen ehrlichen, adeligen Namen trägt. Glaubt sicherlich, daß ich im Stillen viel vorbereite, und daß die Zeit kommen wird, wo mein Bemühen auch Euch und Euerm Recht zu Gut kommt. Ja, Ihr könnt mir glauben, daß ich gern mein Recht ganz aufgeben wollte, könnte ich Euch nur zu dem Euern verhelfen. Ich habe die Meinung der Reichsritterschaft wohl erforscht; sie

sehnen sich nach einem Haupt, der zweiköpfige Reichsadler ist ein häßliches Fabelthier — Ihr werdet mich verstehen. Es giebt einen Weg, der höher führt, als zum Kurfürstenstuhl, doch ihn zu wandeln, erfordert Muth, Kühnheit, Glück und Geld. Hat doch jeder deutsche Reichsfürst in sich selbst das volle Recht auf den deutschen Kaiserthron, den Oesterreich freilich jetzt gern in der Familie behalten möchte, und es bedarf nur des Lächelns der Fortuna, und ein frisches, tapfres Herz, um wie ein Cäsar zu kommen, zu sehen und zu siegen!" —

Mitten im winterlichen Schneegestöber draußen, das alle Fernsicht verhüllte, stellte Grumbachs immer feuriger werdende Beredsamkeit ein farbenhelles Hoffnungsbild nach dem andern vor des Herzogs inneres Auge, das im freudigen Schauen versunken, gern an so lockenden Visionen hing. Immer höher empor steigend auf der Sprossenleiter kühner Wünsche, und den Herzog mit sich hinauf führend, wußte er ihm von der Gedankenzinne des ersehnten Glückstempels günstige Sterne zu zeigen, herrliche Phantasieschlösser fatamorganagleich vor den Blick zu zaubern, und ihn für Ideen mehr und mehr zu begeistern, die in den tiefsten Tiefen der Herzogbrust geschlummert, und nur der Befreiung harrten, um wie die Dämonen aus Pandora's Büchse sein fürstliches Haupt zu umschwirren.

Zweites Kapitel.

Friedrich von Wirsberg führte mit Energie und Eifer das Scepter, wie das Schwert seines Herzogthums, und ließ Beide mehr fühlen, als den sanften Hirtenstab. Die Hoffnungen der katholischen Partei, die immer weiter um sich greifende Lehre des Protestantismus zu unterdrücken, waren endlich erloschen, und der Religionsfriede sicherte demselben ungehindertes Gedeihen. Daß dieses sich nicht noch schöner und glorreicher entwickelte, verhinderten einzig und allein die unseligen Spaltungen und Zerwürfnisse über religiöse Meinungen, die ausartend und in Erbitterungen übergehend, den Gegnern zur Freude gereichen mußten. Jene leidigen, leidenschaftlichen, langdauernden Zwiste der protestantischen Theologen

um Dogmen, Lehrsätze, Begriffe, ja nur Worte der heiligen Schrift, die zu förmlicher Zerfällung zwischen den Befolgern der Lehren Luthers und Calvins, und zu einer Unzahl gleichzeitiger und späterer Sekten ausarteten, athmeten nichts von der christlichen Geduld, Sanftmuth, Versöhnlichkeit, sondern von allem diesen das Gegentheil, und alle spätern Besprechungen auf Synoden u. dgl. führten nur dahin, sich immer schroffer abzusondern und die Grundsätze solcher Sonderung klar an das Licht zu stellen.

Der neue Bischof von Würzburg hielt es bald nach seinem Regierungsantritt für wohlgethan, auch ein Reformator, aber im besten Sinne der Kirche zu werden, der er angehörte. Er suchte persönlich zu belehren und zu bekehren, so viel er vermochte, und führte viele seiner Unterthanen, welche die neue Lehre bereits angenommen hatten, wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück, wenn auch nicht immer auf dem sanftesten Wege. Er sah mit Ernst und Strenge auf bessern Lebenswandel der Geistlichen, damit durch deren böses Beispiel nicht die Gläubigen veranlaßt würden, abfällig zu werden; er verbesserte den Kult, und ging überall mit gutem Beispiel voran. Die hohe Schule, welche durch die Unruhen der vergangenen Kriege gänzlich in Verfall gerathen war, richtete er wieder auf, und brachte sie zu besserm Flor, was seine Biographen mit Recht an ihm zu rühmen haben. Er war

es auch, der zuerst die Jesuiten nach Würzburg berief, und unter ihnen den Zeloten Peter Canisius.

Unter den großen und mannichfaltigen Regierungssorgen, die oft und viel das Haupt des nicht mehr jungen Bischofs belasteten, war nicht die kleinste, wie die sich stets erneuernden und stets wiederholenden Forderungen Grumbachs für immer von der Hand zu weisen seien. Dem Stift war der Beweis seiner Behauptung auferlegt, daß Grumbach der Anstifter von Zobels Ermordung sei; Zobel war über drei Jahre todt, und dieser Beweis fehlte immer noch. Der Ritter ruhte nicht, auf dem Prozeßwege alles aufzubieten, wieder zu Recht und Eigenthum zu gelangen, das Stift aber weigerte sich hartnäckig, und suchte in Verbindung mit den in ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm vereinigten Reichsständen: Bisthum Bamberg und Reichsstadt Nürnberg, eine Verzögerung nach der andern, und einen Rechtsgrund für solche nach dem andern auf.

Der goldene Spruch: Zeit gewonnen, alles gewonnen, bewährte sich auch schon in der Rechtspraxis jener Zeit, und ehe noch ein neuer Schritt von Seiten des Reichskammergerichts gegen die Verbündeten in Sachen Grumbachs gethan wurde, ereigneten sich Umstände, die das Stift wohl zu benützen suchte, und wohl zu benützen verstand.

Ruhig auf der Burg Schaumberg in Lothringen, fern von dem Lande, in dem sein Name berüchtigt und bezüchtigt war, hatte bisher Christoph Kretzer mit seinem Weibe gelebt; in enger Gemein-

schaft mit nur einem einzigen seiner ehemaligen Genossen, dem Jacob Heck aus Berlichingen, genannt Odenwälder; denn die übrigen waren verstreut in alle Welt, und nur von Zeit zu Zeit den Verkehr früherer Bekanntschaft unterhaltend mit dem Pfälzischen Amtmann Kunz von Grumbach, der in der Nähe von Creuznach ebenfalls ruhig seiner Geschäfte pflegte. Aber der weitreichende Arm des Hochstifts Würzburg erwirkte Freibriefe bei allen Höfen, die des Bischofmordes hochverdächtigen Männer in Verhaft nehmen zu dürfen, wo sie nur gefunden würden, und so zogen Räthe und reisige Knechte wie Frohnboten und Häscher umher in fremden Landen und lauerten auf willkommenen Fang. Sie hatten erkundschaftet, wo Kretzer weilte, und die letzte Stunde seiner Freiheit schlug. Er wurde in der Frühe des 25. Februars 1562 von Gewappneten überfallen, in Ketten und Bande geschlagen, und hinweggeführt, ehe er sich nur besann, was mit ihm geschehe und weshalb. Erst als wenige Stunden darauf seine Entführer mit einem andern Haufen Verbündeter zusammenstießen, und Kretzer auf einen mit Stroh bedeckten Wagen gebracht wurde, auf welchem, gleich ihm gebunden, sein Vetter, Heck der Odenwälder saß, sah er sein dunkles Loos vor Augen, und Angst und Bangen kam über ihn. In eiliger Fahrt ging es dem Rheinstrom zu. Unterwegs sowohl, als auch in den Herbergen, wo gerastet wurde, bestürmten die berittenen Begleiter ihre Gefangenen mit Fragen und Drohworten, die alle so

gestellt waren, daß Kretzer auf Grumbach bekennen, und die That, zu der er sich selbst bekannt, auf seinen ehemaligen Herrn wälzen sollte. In der Pfalz angelangt, wurde ein förmliches Verhör angestellt, und es richtete einer der Begleiter, Gabriel Meyer, an Kretzer die Frage: „Sage mir aufrichtig, wer war der Anstifter der am Bischof Melchior begangenen Unthat? War es nicht der Ritter Wilhelm von Grumbach?"

„Wer es war, das könnt Ihr Euch denken, ich kann es nicht sagen," antwortete Kretzer.

„Warum hast Du Dich selbst dieses Handels geziehen?" ward weiter gefragt: „und hast eine so schwere hochwichtige Sache auf Dich genommen, da Du doch, wie wir gar wohl wissen, nicht der rechte Thäter warst?"

„Wenn mein Junker mir wirklich die That befohlen, und ich sie nicht aus freiem Antrieb gethan," antwortete der Gefangene: „wie hätte ich sie dann unterlassen sollen? Er hat mich von Jugend auf erzogen, und mir immer viel Liebes und Gutes gethan. Er ist ein Mann von großem Anhang. Gut wäre es, das Stift wäre mit ihm vertragen."

Als man noch weiter in ihn drang, und ihm ganz verfängliche Fragen stellte, sprach Kretzer: „Ich sehe, Ihr wißt es besser als ich, daß mein Alter mich dazu gebracht haben soll, was fragt Ihr mich? Leider bringt er mich in diese Last und Verzweiflung!" —

Der Odenwälder, auf gleiche Weise befragt, gab nicht minder ungenügende Antworten, wie sein Verwandter und Mitgefangener. Es war aus keinem von beiden bestimmte und zuverlässige Aussage zu bringen, und so ließen endlich die Begleiter ab mit dringenden Fragen, und suchten nur die Reise möglichst zu beschleunigen. Auf dem ganzen Wege hörten sie kaum ein zusammenhängendes Wort von ihren, wie es schien, höchst verstockten Gefangenen; nur bisweilen seufzte Kretzer aus tiefer Brust: „O Alter! Alter! — Dazu bringst Du mich! O ihr guten Gesellen!"

Einmal sprach Heck zu Kretzer, von Kummer überwältigt und in Befürchtungen zagend: „Du hast zu viel auf den Alten gehalten! Wie wird er dich nun entsetzen und frei machen?" aber die stumme Treue Kretzers hatte auf diese Frage keine andere Antwort als Thränen. Er fühlte, daß seine voreilige wilde Rachsucht die Schuld trage, fühlte bitter und schmerzlich, daß er es gewesen, der seines Herrn und Wohlthäters Wünsche vereitelt, seinen Befehlen entgegen gehandelt, ihm Verdacht und Verfolgung zugezogen, und über das eigene Haupt das Unglück beschworen habe, das ihm in der Gestalt eines martervollen Todes näher und näher trat, mit jedem Schritt näher, den die Rosse vorwärts thaten, die den Wagen zogen, auf dem er mit Heck, beide wie Armesünder gebunden, saß.

Schon war Seligenstadt erreicht, wo wieder Nachtrast gehalten wurde. Die Gefangenen wurden

abgesondert, und jeder in eine dunkle Kammer gesperrt. Als der Morgen graute, als es laut wurde im Wirthshause zu Seligenstadt, als die Reiter froh den letzten Tag der beschwerlichen Reise begrüßten, und die Gefangenen auf den Wagen führen wollten, war es nur noch der Odenwälder, der bleich und zitternd ihrem Rufe folgte. In Kretzers Kerkergemach war es still — er hörte auf keinen ermunternden Zuruf, so sehr dieser mit Flüchen gemischt war. Man leuchtete hinein in die Kammer — da lag der Gefangene — tod — um den Hals seine Hutschnur, erwürgt, so schien es wenigstens, von der eigenen Hand.

Eine trübe Nachricht über die andere gelangte an Grumbach. Mißmuthig und verstimmt weilte er in Hellingen, unschlüssig, wie lange nicht. Der Bogen seiner Hoffnungen war abgespannt, ungenützt verstrich die Zeit, in der er sich vorgenommen energisch zu handeln. Versprechungen blieben ihm unerfüllt, Zaghafte traten zurück, die er sich fest verbunden glaubte, und die Gegner in Würzburg jubelten die Kunde in alle Welt hinaus, daß durch die gefangenen Knechte Grumbachs nun erwiesen sey, daß er, und kein Anderer, sie zum Bischofmord gedungen habe. Diese Kunde aber mußte ihm schaden,

wie in der öffentlichen Meinung, so in der Stimmung Derer, die ihm noch in Gunst und Freundschaft zugethan.

In das bewegteste Leben treten oft Momente, die mächtig hemmen, wo der ungeduldig Strebende Förderung hofft; die tiefverstimmend wirken, aber es wird mit der Verstimmung nichts gethan, nichts gebessert; das Schicksal geht seinen strengen ernsten Gang, und führt auch die bösen Stunden vorüber, vorbei. Da gilt es besonnenes Ausharren und ruhiges Erwarten der bessern Stunden, die selten ausbleiben.

Die Gefangennehmung des Dietrich Picht war kaum zu Grumbachs Ohren gelangt, so hatte dieser satteln lassen, war selbst nach Berlin geritten, und hatte am Brandenburgischen Hofe die Freilassung desselben erwirkt. Eine Handlung, die übel genug zu deuten seine Feinde nicht säumten. Bald darauf erfolgte Kretzers Hinwegführung und Tod, der den Ritter mächtig erschütterte, und ihn zu langem, ernstem Nachsinnen bewog. Sollte es ein Opfertod gewesen seyn für ihn? Ein Tod der Treue, wie der Reue? Hatte doch Kretzer die unselige That vollbracht auf eigne Hand und unbefohlen. Wohl möglich, daß Gewissensbisse ihn eben so sehr folterten, wie Angst und Furcht vor der ihm bevorstehenden bekannten Art, mit der man die Bekenntnisse zu erzwingen wußte, welche man begehrte. Oder aber — und dieser Gedanke blitzte flammend in Grumbachs argwöhnischem Gemüthe auf — war nicht

die ganze Erzählung von Kretzers Selbstmord eine teuflische Lüge der Gegner? war er nicht an den Mißhandlungen gestorben, an den Schlägen, die er unterwegs erhalten, um ihm schon da Geständnisse abzupressen? Konnte man nicht dem Todten alles gesagt haben lassen, was man wollte, und seine Treue gegen den ehemaligen Herrn mit der Andichtung eines schimpflichen Todes lohnen? — Diesen Gedanken hielt Grumbach fest, er schien ihm der wahre und richtige, er ward zur Waffe in seiner Hand, die er entrüstet gegen seine Widersacher schwang.

Jetzt kam die Nachricht dessen, was die Begleiter als Zeugen ausgesagt, und der Odenwälder bekannt haben sollte. Es waren aber lauter unzusammenhängende, ungenügende Zeugnisse, auf einzelne Aeußerungen und Weibergeschwätz sich gründende Aussagen, hauptsächlich die, daß Kretzer oft über Grumbach geklagt habe, daß Kretzers Frau vielfältig dasselbe gethan, und der Odenwälder in der gütlichen Frage ähnliches behauptet, aber durchaus verneint, daß Grumbach zum Mord des Bischofs dem Kretzer Auftrag gegeben. Aber in der peinlichen Frage, als der Henker den Jacob Heck zur Tortur gebunden und in die Höhe gereckt, hatte der Gemarterte geschrieen: O Wilhelm von Grumbach! Die guten Gesellen klagen nicht unbillig! Ich klage auch über Dich! Hierauf als er bekannt, was man wissen wollte, ward er hingerichtet.

Alle diese Nachrichten, die den, jetzt oft in tiefen Gedanken brütenden Grumbach immer finstrer machten,

trübten mächtig das stille Leben der Familie in Hellingen, der alternden Anna, der ernsten Ursula, die fast nur auf den Umgang mit der Mutter beschränkt, wenige der Freuden des jugendlichen Alters genoß. Schwesterlich schloß sich die immer schöner und kräftiger erblühende Jungfrau an Moritz an, dessen Verhältniß zum Hause ganz das alte blieb, und in dessen Seele der holde Blick ihres Auges sehnsüchtige Wünsche weckte, denen er jedoch keine Sprache zu geben wagte. Mit mehr Gram als Neid sah er die Besuche des Junkers von der Hallburg, der öfter kam, als ihm lieb war, und dem es allmählich doch zu gelingen schien, Grumbachs Gunst zu gewinnen. Wohl wußte der Ritter, daß auf den Junker große Hoffnungen nicht zu bauen; Erfahrung hatte ihn nun genugsam belehrt, welch ein mißlich Ding es um alle solche Hoffnungen ist, dennoch lag es in der Möglichkeit, daß auch dieser nützen könne, nützen werde, als Freund und Verbündeter. Das Geschlecht der Zöllner war nicht unbegütert, und mit vielen angesehenen Familien des fränkischen Adels verschwägert. Grumbach unterhielt sich daher gern mit ihm, und munterte ihn zu fernern Besuchen auf. Gram und Grimm kämpften in Moritzens Innern. Bald sagte er sich, daß er geboren sei zum Entsagen und zum Entbehren, bald schoß ihm der Gedanke flammend durch das Herz, daß das Blut in seinen Adern so ritterlich und ächt, wie das jedes andern Junkers, dann war es ihm, als müsse er in die Schranken treten mit jedem Bewerber um Ursulas Herz und

Hand, und mit ihm kämpfen auf Tod und Leben. Zu anderer Zeit trat wider den in sich Unsichern die Bedenklichkeit entgegen, ob sein Gebieter ihm wohl nicht streng die Tochter verweigern werde, zumal wegen des nahen Grades der Verwandtschaft, und noch mehr wegen seiner dunkeln Geburt, und er knirrschte über die Stunde, die ihm das Leben gab, in wilden Grimm entbrennend über die hergebrachten Vorurtheile der Welt, der Stände, wenn er sich sagen mußte, daß er ja nicht einmal aufgenommen worden wäre in die Zunft eines Handwerks. Auch noch ein anderes freundlicheres Bild als das der Hindernisse von Herkommen und Zeitansicht trat zwischen seine Wünsche, das der heitern liebenswerthen Gertrud von Mila zu Gotha, mit der er so manch trauliches Wort gewechselt, die, im Aeußern Ursula so ähnlich, im Innern ihr Gegentheil war, immer eine Scherzrede auf der Lippe, immer ein heiteres Lächeln, ein offenes redliches Mädchenherz ohne Falsch und Arg, wie ohne Stolz und hochmüthiges Bedenken. Aber auch dort, auch dort liebte er, wenn er liebte, wenn es ihm gelang, ihre Huld im höchsten Sinne zu erwerben — hoffnungslos. Ursula von Grumbach sah mit gleicher ruhiger Freundlichkeit den jungen Zöllner von der Hallburg kommen und gehen, in ihrem Busen schien jene Flamme noch tief zu schlafen, die erwacht, dem jungen Herzen so gefährlich ist, es so unruhig macht. Alle Liebe wandte sie noch der Mutter, wie dem Vater zu. Die Mutter zumal bedurfte dieser Liebe, und erfreute sich ihrer mit Dank gegen

die Gottheit. Die Jungfrau strahlte wie ein hehrer Friedensstern über nachtschwarzen wetterschwangern Gewölk in dem Hause, durch das ein finstrer Geist ging, grollend und unruhevoll.

„Setze Dich und schreib," sprach der Ritter an einem Apriltag des Jahrs 1562 zu Moritz, während er im Zimmer mit starken Schritten in heftiger innerer Bewegung auf- und abging: „Schreib an Bürgermeister und Rath der Reichsstadt Aachen, in aller Förmlichkeit und Weitschweifigkeit, wie es der Stilus dieser langweiligen, thatenarmen, aber schreibseligen Zeit will."

Moritz ordnete sein Geräth, und brachte auf ein Blatt Papier mit rascher und gewandter Feder die Notamina zu dem formellen Schreiben, die Grumbach rasch und eifrig redend, ihm nacheinander vorsagte: „Schreibe meinen Gruß, und ich sei glaublich berichtet worden, daß ein Knecht, Peter Weigel, dort gefangen säße, den der Würzburgische Bischof bezüchtige, mein Knecht zu sein, und den Zobel mit erschossen zu haben. Schreibe, daß wer das sage, es nicht sage wie ein ehrlicher Mann, sondern wie ein Schelm, ein Dieb, ein Bösewicht! Ich habe nie befohlen, weder jenen Bischof, noch sonst Jemand, zu erschießen oder zu tödten, und der Knecht ist unschuldig. Zudem wisse man ja, wer Zobel erschossen! Auch sei der Knecht nicht mein Diener. Zwar sei er des seligen Markgrafen Albrecht Diener gewesen, und mir eine Zeitlang in Dienste befohlen, doch habe ich ihn seiner Pflicht wieder los-

gezählt. Man soll mich so ehrlichen Gemüthes halten, daß, wenn ich den Bischof hätte erschießen lassen, oder wenn ich's gar mit eigener Hand gethan, ich das nicht leugnen würde, denn ich hätte Fug und Recht dazu genug gehabt. Sollte mir auch Niemand deshalb etwas anhaben! Denn es bleibt einmal wahr und offenbar, daß der Bischof an mir Treu und Glauben verwirkt, seine Briefe und Siegel gebrochen, gegen Reichsordnung und Landfrieden mir meine Erbgüter geraubt, geplündert, verbrannt, meine Unterthanen verderbt, und mein todtkrankes Weib und die armen unschuldigen Kinderlein von Haus und Hof gejagt!"

Die Erinnerung goß grimmige Tropfen auf die brennenden Wangen des Mannes, der alles das, was er sagte, in Wahrheit erlitten, und so steigerten sich seine Affekten, während er heftig weiter sprach: „Schreibe, daß wir nun in das zehnte Jahr des Unsern entsetzt, im Elend schmachten, daß alle meine Mühen bei Kaiser und Reich, bei Fürsten und Ständen, bei Gott und Teufel, Restitution zu erhalten, fruchtlos und aber fruchtlos geblieben bis diese Stunde. Auch magst Du bemerken, wie mir der todte Bischof, trotz dem, daß ich mit ihm am Reichskammergericht rechtsanhängig, nach dem Leben gestellt. Daß des Kaisers höchste Majestät und die vier Churfürsten am Rhein eben so vergebens früher bei Zobel, jetzt bei Wirsberg sich bemüht, mich mit diesen Baalspfaffen zu vertragen. Schreibe, wie nicht genug, mich beraubt, vertrieben, ins Elend gejagt, an

das langwierige weitläufige Recht verwiesen zu haben, ich auch noch bei Kaiser und Fürsten, bei Hohen und Niedern, bei der ganzen deutschen Nation an meinen adeligen Ehren durch offene Schriften geschändet und geschmäht werde, so daß ich mich in Gegenschriften vertheidigen muß, davon ich einen Abdruck beilege. Wer hätte mir es verargen können und dürfen, wenn ich einen solchen offenbaren Feind, an dem ich nicht zu Recht gelangen konnte, nach Leib und Leben trachtete, wie er mir gethan? Aber, ich that es nicht, ich gab keinen Mordbefehl, wäre mir und meinen Kindern auch schlecht damit geholfen! Daß ich ihn aber gern beim Hals ergriffen und weggeführt, ihm mein Erbe abgepreßt, das hätte ich gern gethan, habe auch treulich darnach getrachtet, deß habe ich kein Hehl vor Gott und der Welt, habe es auch vor Kaiser und Fürsten am letzten Reichstag zu Augsburg öffentlich gestanden und angezeigt. Aber der jetzige Bischof zu Würzburg thut mir in allen Stücken, wie der Vorige mir gethan!"

Grumbach schöpfte knirrschend Odem, dann fuhr er wild heraus: „Schreib! Schreib alles, wie es ist, und wie Du's weißt, Moritz! Wie Du's schon hundertmal geschrieben hast! was soll ich's wiederkauen? Schreibe diesen Männern zu Aachen, daß mein größter Feind mein bischen Nahrung und Vermögen sei, das mir mißgönnt wird, das mir abgejagt werden soll, damit ich am Bettelstabe durchs Land ziehe. Nichts Neues unter der Sonne! Haben doch vor hundert und

mehr Jahren schon die Bischöfe nach dem unsern getrachtet. Aber deshalb und nur deshalb wird mir, meinen Kindern, Freunden, Dienern sogar nach Leib und Leben gestrebt. Doch Gott hält seine Hand noch über uns! Die Fürsten achten des Bischofs Teufelstücke nicht, und viele haben mich in Dienste genommen, mit stattlichen Pensionen versehen und lassen mich ungefährdet durch ihre Lande reisen, unbekümmert darum, was dieser Bischof dazu sagt oder sagen wird. Dann wenn Du geschrieben, will ich die Epistel unterzeichnen mit meinen Namen und Titeln: Wilhelm von Grumbach, Königlicher Krone zu Frankreich bestellter Reiteroberst und so weiter, auch Pfälzischer, Sächsischer und Brandenburgischer Rath und Diener." —

Der Ritter fühlte sein Herz erleichtert, wenn er einen Theil dessen, was drückend darauf lag, in einem der vielen heftigen Briefe entladen, deren zu schreiben, es ihm nie an Gelegenheit mangelte. Es war dann besser mit ihm umzugehen, und er konnte dann sogar heiter sein und scherzen.

Moritz faßte geduldig das lange Schreiben ab, vergaß nichts, wählte hie und da besonnen ein glimpflicheres Wort, das der Ritter, als er in ruhigerer, minder erregter Stimmung die Reinschrift las, nicht anfocht, und so ward der Brief abgesandt, der den Zweck hatte, den gefangenen Peter Weigel zu befreien.

Herzog Johann Friedrich weilte auf dem Grimmenstein. Lange hatte er dieses Schloß gemieden, das ihn lebhaft an die Pseudokönigin erinnerte, deren täuschenden Ueberredungskünsten er sich so willig hingegeben. Dennoch zog es ihn wieder dorthin; andere Wünsche, die eine Zeitlang in seinem Busen geschlummert hatten, wachten wieder auf. Das Laboratorium war noch unvergessen, und es war jetzt vollendet. Die chemischen Oefen und Kapellen standen fertig da, und harrten nur des Meisters, der die Reverberirfeuer entzünde. In langen Reihen glänzten an den Wänden die Geräthe von grünem und weißem Glas, die Retorten, Kolben, Helme, Phiolen und Trichter. In wohlverschlossenen Eichenschränken standen große Gläser und Büchsen mit rothen Schildern, darauf in lauter wunderlichen Zeichen ihr Inhalt angedeutet war. Mit sichtlichem Wohlgefallen besah der Herzog diese Einrichtungen in Begleitung des Landhofmeisters von Mila, Grumbachs und des Kanzlers Brück. In einem Nebenzimmer erschloß Grumbachs Hand einen Schrank, auf dessen Thüre ein mystisches Bild gemalt war. Die Ordenskette des goldenen Fließes, einen Kranz bildend, in welchem zwei verschlungene Dreiecke, ein rothes und ein silbernes, zu sehen waren, umgeben von Zahlen und Planetenzeichen, deren mittelstes das des Merkur. Das Innere des Schrankes enthielt Bücher, meist Manuscripte, manche davon ganz in Charakteren geschrieben. Ernst und sinnend starrte der Herzog hinein, und mühte sich, das zu

entziffern, was davon mit hebräischer oder chaldäischer Schrift geschrieben war. Alle Anwesenden, vielleicht mit Ausnahme des Landhofmeisters, verließen voll gläubiger Hoffnung auf goldene Berge, welche die nächste Zukunft bringen sollte, die festgemauerten, unterirdischen Gemächer, und droben nahmen wieder andere Gegenstände des Herzogs Aufmerksamkeit in Anspruch, und in seinem Zimmer angelangt, sprach er sich gegen die Begleiter also aus: „Es wird uns von vielen Seiten her hinterbracht, daß keine Ruhe werden will im Lande ob der bösen Lehrer, die wir im December ihrer Aemter entsetzt, des unruhigen Flacius und Anderer. Unser Consistorium zu Weimar greift nicht durch; aller Orten ist Geschrei und Hader, was soll daraus werden? Man predigt auf den Kanzeln gegen unsere Regierung, das Volk wird zum Aufruhr gereizt gegen seine Obrigkeit. Allenthalben sucht der Anhang dieser wahngläubigen Theologen die Synergia zu verbreiten, wir aber wollen sie cum energia ausreuten, das sei hoch geschworen! Wir sind also nach ihrer Lehre in statu irae, daß wir an ihnen ein Exempel statuiren wollen."

„Es ist gewiß, durchlauchtigster Herr!" nahm der Kanzler das Wort: „daß die evangelische Kirche in unserm lieben Thüringerland durch Irrlehrer, wie die Manichäer Flacius, Wigand, Juder, Musäus, Cölestin, selbst Euer Durchlaucht Superintendent zu Weimar: Rosinus, und der hiesige, Herr

Egerd, neben vielen Andern, in beweinenswerthen Jammer versetzt wird.

„Wir wollen die Thränen der Kirche trocknen!" nahm Johann Friedrich wieder das Wort. „Wir wollen keine andere Lehre und Satzung, als die des Gottesmannes Luther. Es soll eine strenge Kirchenvisitation durch unser ganzes Land vorgenommen werden, an deren Spitze Du, Kanzler Brück, stehen sollst. Wähle Dir dann von geistlichen Räthen die, so Du für die würdigsten und einsichtvollsten erachtest. Da möcht ihr den alten sektirischen Sauerteig ausfegen in Gottes Namen, auf daß wir Ruhe bekommen, denn wahrlich, höhere Dinge schweben unserm Geiste jetzt vor, als diese schismatischen Händel der Pfaffen." —

Der Herzog wandelte bald darauf mit Grumbach allein innerhalb des Zwingers, den wohlgepflegte Blumenbeete schmückten. Der Ritter hatte dem Fürsten mitgetheilt, was Würzburg gegen seine Diener unternommen, und sprach weiter: „Und was war das Ende vom Liede meines Briefes an den Magistrat zu Achen? Eine Hinrichtung des Gefangenen und ein Bericht von dessen verworrenen Aussagen nach Würzburg, von denen auch nicht eine etwas gegen mich rechtsgründlich beweist, so viele Mühe sich auch die Bischöflichen geben, diese Aussagen überall kund zu machen. Nur Vermuthungen, nur Gerüchte, von Andern gehört, hat der Justificirte ausgesagt, doch wird alles so gedreht und gedeutelt, daß es gegen mich zeugen soll."

„Laß es gut sein, Grumbach!“ sprach Johann Friedrich gütig: „ärgere Dich nicht, laß sie schalten und walten! Wer auf Erden hat Ruhe? Siehst Du nicht, wie mir es geht, wie ich, ein Fürst, ein Gebieter über Land und Leute, die Lästermäuler nicht stopfen kann, die gegen mich eifern und geifern? Es muß ja Aergerniß kommen!“

Beide schwiegen eine Zeitlang, dann begann der Herzog vertraulich: „In letzter Nacht habe ich einen wunderbaren Traum gehabt, ja ich weiß nicht einmal, war es Traum oder Gesicht. Ich befand mich im Laboratorium hier auf dem Grimmenstein, da that sich eine Wand auf, und ich erblickte ein Weib von Riesengröße, das plötzlich vor mich trat. Das Weib war übermenschlich anzuschauen, wie ein Gebild der Apocalypsis. Es trug ein Adlerflügelpaar, der Oberleib war nackt, ein Halsband mit einem Herzen aus Karfunkel zierte den schönen Hals, unter den üppigen Brüsten glänzte ein goldener Gürtel, der hielt ein römisches blaues Gewand, darunter wallte ein purpurnes Kleid, silbergesäumt, abwärts, und der Silbersaum war mit tönenden Schellen besetzt. Das Antlitz dieser Frau war maskirt und die Larve glühte, wie geschmolzenes Kupfer. Auf dem Haupt trug sie einen Flügelhelm von Erz, und es gingen rothe und feurige Strahlen von ihm aus, durchsprüht von goldenen Funken. Ihre Augen leuchteten wie zwei Spiegel. In der rechten Hand des ausgestreckten Armes hielt sie ein Buch, das war aufgeschlagen, und auf jedem Blatt sah mich ein offenes

Auge an. Eine eherne Schlange wand sich um diesen Arm, eifrig züngelnd. Die Linke hielt einen Reichsapfel in der Hand mit dem Kreuz, als Armband trug sie eine Krone, und überm Handgelenk hing der Orden des Fließes. Am Kreuz des Apfels hing ein Dornenkranz."

Mit nachdenklichem Schweigen hatte Grumbach der Erzählung gelauscht, und sich alles wohl eingeprägt. Als der Herzog schwieg, hub er bedeutsam an: „Das wunderbare Frauenbild, so Euch erschienen in einem offenbarenden Gesichte, denn so und nicht Traum möchte ich diese merkwürdige Erscheinung benennen, mein gnädigster Fürst, ist wohl kein anderes, als diejenige Frau Venus, der wir selbander nachziehen, sinnende Tanhäuser, ist die göttliche spagyrische Sophia selbst gewesen. Sie ist aus dem Schooß ihres Zauberberges zu Euch getreten, in verlockender, üppiger Gestalt; auf der Brust das brennende Herz der Allliebe. Hoffnung heißen ihre Adlerschwingen, Muth heißt ihr Helm, Freude heißt ihre Strahlenglorie. Hinter der kupferrothen Maske ist verlarvt der flammende Sol, das Wundergold, das wir suchen wollen. Aus Kupfer tingiren wir Silber, aus Silber Gold. Die Schellen an ihrem Gewande deuten auf die Thoren und Narren, die sie verhöhnen und verachten. Ihre lichthellen Augen sind Spiegel der Wahrheit, ihr Buch ist das Buch der Geheimnisse, die Augen bedeuten den biblischen Spruch: Du sollst unser Auge sein! Die eherne Schlange deutet an den Mosisstab

der Macht in der Hand des Weisen. Die Krone ist die Krone Eurer Wünsche, mein Fürst, das güldene Fließ könnte noch verheißungreicher gedeutet werden, zusammt dem Kronapfel des deutschen Reiches; Kreuz und Dornenkrone aber mahnen zur Geduld, zur Ausdauer und zum ruhigen Ertragen von mancherlei Ungemach, das über uns kommen kann über Nacht, wie ein Gewappneter. Diesen Muth vor allem müßt Ihr in Euch fühlen, ohne Mühe kein Lohn, ohne Streben kein Ziel und am Ziel keine Krone."

Während sich der Herzog mit Grumbach in die Pläne vertiefte, die ihn reich machen sollten auf dem Wege der Alchemie, unterhielt sich Moritz mit seiner Freundin Gertrud, erzählte ihr von seinem Ergehen, so viel er ihrem Wissen dienlich hielt, und empfing von ihr die Mittheilung ihrer kleinen Erlebnisse während der Zeit, daß Beide sich nicht gesprochen. Die Jungfrau war ein wenig ernster, ja befangener, als früher; war es ihres Vaters Warnungsstimme, war es selbsterwachtes Gefühl der Zurückhaltung und mädchenhafter Scheu — er bemerkte es mit Schmerz. Er sah fast am Mittaghimmel seines Lebens zwei Sonnen stehen, wußte nicht, welches die rechte, und ward von Unruhe erfüllt, beide zu verlieren, und seinen Pfad in liebeleerer Nacht wandeln zu müssen, wie er bisher gethan.

Ein sonnenheller Tag umglänzte die Zinnen der prangenden Heldburg und von ihrer Mauerkrone donnerte aus großen Karthaunen Schuß auf Schuß freude- und glückverkündend über das Land. Das stattliche Schloß war vollendet, war bewohnt von seinem fürstlichen Erbauer, dessen Stolz und Freude es war, und barg jetzt liebe und theure Gäste: die Herzoge Johann Wilhelm und Johann Friedrich den Jüngern, die Gemahlin des erstgenannten, Dorothea Susanna, deren Mutter, die alte fromme Frau Pfalzgräfin Marie, die Pfalzgrafen Reichard und Casimir, den Fürstgrafen Georg von Henneberg mit seiner Gemahlin Elisabeth, nebst dem zahlreichen Ehrengefolge dieser Fürstlichkeiten. Der theuerste und liebste Gast aber ward begrüßt in einem Kinde, dessen die Herzogin Elisabeth am dritten Februar 1563 genaß, das als Ersatz für den gestorbenen erstgebornen Sohn, als neues Pfand des Glücks, als Träger schöner Hoffnungen, als willkommener Erbe betrachtet ward. Schon der nachfolgende Tag weihte den neugebornen Fürstensohn in den Bund der christlichen Gemeinde ein; seine Pathen waren die Schwester seiner durchlauchten Mutter, Herzogin Dorothea Susanna, Herzog Johann Friedrich der Jüngere, und Pfalzgraf Reichard. Im feierlichen Zuge begab sich der Hof in den größten Saal des Schlosses, da die Kapelle auf der Heldburg noch nicht vollendet war, und eine Ehrendame der Herzogin, Fräulein Hanna von Hassenstein, trug das junge Herrlein zur Taufe. Der Superintendent der Stadt Heldburg, Kulmbacher,

der an die Stelle des in den theologischen Händeln jener Zeit übel renommirten Magister Johann Stößel von Rodach herüber gekommen war, predigte gewaltiglich im orthodoxen Sinne des Fürsten, denn es war nicht wohlgethan, diesem zu widerstreben, da sein Amtsvorgänger in Verbindung mit Kanzler Brück über vierzig Pfarrer mit Frauen und Kindern in Folge der jüngst angeordneten Kirchenvisitation von ihren Stellen und ins Exil getrieben, weil sie der Strigelischen synergistischen Declaration die Unterschrift geweigert.

Der heiligen Taufhandlung folgte ein Freudenfest, an welchem viele Edle der Nachbarschaft Antheil nahmen, in deren Reihen der Rath und Vertraute Grumbach nicht fehlte, obgleich das Auge Herzog Johann Wilhelms ihn nur ungern unter den Gästen erblickte.

Aus allen Städten und Ortschaften trafen glückwünschende Deputationen ein, und am Abend war in Wahrheit die Burg einer Leuchte gleich, denn alle Fenster derselben, deren die Tradition so viele nennt, als ein Jahr Tage zählt, strahlten von Lichtschein, in allen Zimmern war Leben und Freude.

Während sich die blutsverwandten und befreundeten fürstlichen Personen nach der Sitte der Zeit mit Musik, Spielen und Scherzreden unterhielten, saßen auch die Ritter und Räthe in verschiedenen Zimmern bei einander, je nachdem sich die Gleichgesinnten zusammen gesellt. So sah sich Grumbach in einem befreundeten Kreise, den der Kanzler Brück, der Oberste

Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelslohe, Joachim von Zedwitz, und noch manche Glieder des benachbarten fränkischen Adels bildeten, und den neben vollen Bechern mancherlei Gespräche über die Ereignisse, wie über die Hoffnungen der Gegenwart belebten. Wenn auch die Waffen in Deutschland ruhten, wenn auch der gegenwärtige Friedenszustand unbesorgte Gemüther täuschen mochte, so blieb doch den tiefer in den Stand der Dinge und Ereignisse Blickenden keineswegs der innere Zwiespalt, die politische und religiöse Gährung verborgen, die sich schon jetzt allmählich zum Ausbruch jenes schrecklichen langdauernden Krieges vorbereitete, den die Geschichte den dreißigjährigen nennt. Die wachsende Macht des Ordens der Jesuiten suchte mehr und mehr auch in Deutschland zu bewirken, was ihr in Spanien und andern Ländern bereits gelungen war, gänzliche Unterdrückung der Protestanten, über deren heftige innere Zerwürfnisse die Katholiken sich freuen mußten. Es lag den Sprechenden sehr nahe, der immer wachsenden Ausbreitung der Calvinisten zu gedenken, war doch nur diese Ursache, daß deren Hauptstütze, Friedrich der dritte heute nicht auf der Heldburg anwesend war, nicht an einem Feste Theil nahm, das sein Haus, wie sein Herz so nahe anging. So erstreckte sich zerfällend und scheidend die religiöse Meinungsverschiedenheit bis in das innerste Mark der Familien, der hohen, wie der niedern, und der Menschenfreund möchte bei der Wiederkehr solcher Zerwürfnisse, die jede Zeit bringen kann und bringt, die

bedenkliche Frage aufwerfen, ob dieses oder jenes Bekenntniß wohl überhaupt vor Gott so viel Werth habe, daß um seinetwillen der Friede des Hauses und des Herzens, der Länder und der Völker, oft für ein langes Erdenleben getrübt, gestört, vernichtet werden dürfe? —

Noch ein Gegenstand war es, der in dem Kreise befreundeter Edeln lebhaft zur Sprache kam, und der an Grumbach jederzeit einen rüstigen Verfechter fand: die Reichsritterschaft und ihr immer noch nicht zur allgemeinen Zufriedenheit geregelter Rechtsstand gegenüber dem Kaiser, dem Reich und den Reichsfürsten. Immer noch hoffte sie einer neuen Ordnung, einer neuen Bestätigung ihrer althergebrachten Rechte, auf die zu pochen, sie niemals müde ward, entgegen. Dieses Thema brauchte nur angeschlagen zu werden, um Sympathieen zu erwecken und vielfach variirt im Wechselgespräche fortzuklingen. „Ich kenne nur einen Fürsten," sprach Grumbach: „welcher würdig ist, die Stütze des deutschen Adels nicht nur zu heißen, sondern auch zu sein, und dieß ist mein gnädigster Herr und Gönner, Herzog Johann Friedrich der Mittlere. Sein hocherleuchteter Geist sieht ein, welchen Schutz, welche Stütze die deutsche Fürstenmacht am deutschen Adel hat, und er wäre werth, als unser oberstes Oberhaupt zu glänzen. Dabei ist er mild und gütig, gerecht und weise, fromm und gottesfürchtig, wie sein großer Vater, dessen Bild ihm bei Nacht und Tage als Beispiel vorleuchtet, dessen Unglück er beweinen muß, dessen Seelengröße

er sich zu eigen macht. Unter solchem Herrn ist gut wohnen! Liebe Herren und Freunde! Er lebe! Es lebe der durchlauchtigste Herzog Johann Friedrich der Mittlere zu Sachsen hoch! Und abermals hoch!" Alle Ritter im ganzen Kreise hatten sich erhoben; der Wein perlte in die Pokale, und da war keiner unter den Anwesenden, der nicht freudig eingestimmt in das donnernde Hoch, das der Schall bis zu den fürstlichen Gemächern trug.

Der Höflichkeit gemäß folgten auch die Gesundheiten der beiden andern Sachsenherzoge, doch lange nicht so herzlich.

„Wenn es dahin kommt," sprach Grumbach weiter, „daß wir einst eines Haltes bedürfen sollten, so haben wir ihn an meinem edeln Herzog. Es droht eine schlimme Zeit, Partei muß zur Partei halten! Wir verstehen uns Alle; Hunderte aber, die nicht hier sind, sind ebenfalls einverstanden. Ich darf euch vertrauen, daß ich des besondern Schutzes meines gnädigsten Herrn versichert bin, der sich auf die Mitverwandten meiner Pläne und Unternehmungen ausdehnen wird. Wir werden erleben, daß der ganze deutsche Adel seine Schilde erhebt, daß Mann zu Mann steht, und daß wir den Reichsfürsten zeigen, was ein kräftiges Wollen und vereintes Wirken vermag. Nicht nur in Franken, auch in Sachsen, in Hessen, in Braunschweig und in Preußen werden uns Freunde aufstehen. Die Macht der Bischöfe vor allen m u ß gebrochen werden. Das geistliche Regiment ist ein schädlich Zwitterding. Ein treff=

liches Beispiel hat Kurfürst August von Sachsen gegeben, der den tapfern Hans von Carlowitz, seinen Stallmeister, welchen auch, wie mich der Würzburger, der Meißner Bischof um das Seine bringen wollte, ungehindert an dem Pfaffen sein Recht suchen und gewinnen ließ, und die Städte und Burgen inne behielt, die Carlowitz eingenommen. Dadurch ist die Macht und das Ansehen des Meißner Bischofstuhles für immer gebrochen worden, und so müsse es überall gehen!"

Noch lange erschöpfte sich in solchen und ähnlichen Reden und Beispielen der unermüdlich seinem Ziele zustrebende Mann, seine Freunde mehr und mehr zu entflammen, sie für seine Pläne zu gewinnen, seine Sache zu einer gemeinsamen zu machen, und sich hülfreiche Hände zu sichern. Höher wuchs sein Muth unter dem Sachsenschilde, stolzer hob sich seine Brust, im Bewußtseyn, trotz aller Verfolgungen und Anfeindungen so hohe, so zahlreiche Freunde zu haben, und er einte mit dem Jünglingseifer seiner Strebsamkeit die Besonnenheit des Mannes, das, was er wollte, zu vollbringen.

Drittes Kapitel.

Im Henneberger Lande war ein ungewöhnliches Ziehen von Kriegsvolk bemerkbar. Der Stadtschultheiß zu Wasungen berichtete an den Fürsten Georg Ernst, daß fremde Reiter sich in die Stadt gelegt, unter dem Vorgeben, sie wollten im Frankenlande Sold einfordern. Eine Schaar dieser Reiter war vor Meiningen dem Herzog von Sachsen begegnet, und hatte sich, ohne ihn abzuwarten, vom Wege links ab nach Helba geschlagen und in Rohr übernachtet. Ihnen waren andere gefolgt, aber der eigentliche Zweck ihres Zuges blieb verborgen. Auch ein Braunschweigischer Edelmann, von Rabenstein, war mit zwölf Pferden in Wasungen eingekehrt, dem ein anderer, Hermann von Butler, ein Hennebergischer

Vasall, gefolgt war, doch hielten sich Beide, nach dem Bericht des Schultheißen, eingezogen und wohl. Zugleich schrieb der ängstliche und bedenkliche Diener, er sei glaubwürdig berichtet, daß auch über den Thüringer Wald Kriegsvolk ziehe, und äußerte, daß seinem geringen Verstande nach gutes Aufsehen wohl von Nöthen sei.

Der Schultheiß von Themar berichtete unterm ersten October durch einen Eilboten an seinen Landesherrn, der auf dem Jagdschlosse Zillbach weilte, daß eine Anzahl Reiter, alle schwarz, wohlberitten und wohlbekleidet, von Vesser herabwärts in die Stadt gekommen, denen noch ein Haufe von Suhl her nachgefolgt. Diese haben sich auf Befragen für Reisige Herzog Wilhelms von Sachsen ausgegeben. Zu Römhild sollten, nach Aussage eines dieser Reiter, der ebenfalls im Namen des genannten Herzogs einen Thaler Handgeld bekommen, 5000 Pferde und zwanzig Fähnlein Fußknechte gemustert werden. Andere Reiter, funfzig an der Zahl, seien über Schleusingen in die Coburgische Pflege gezogen; alle friedfertig und ohne die mindeste Feindseligkeit.

Der Schösser zu Schloß Maßfeld meldete in denselben Tagen, daß in den Hennebergischen Walddörfern Rohr, Diezhausen und Kühndorf viele Reiter lägen, die sich gar still hielten, und Niemand könne ihr Vorhaben erfahren.

So kamen auch von Schmalkalden und von Ohrdruf Nachrichten, den Durchzug unbekannter Reiter betreffend. Die meisten waren nach Römhild

beschieden, wo sie das Weitere erfahren sollten, zum Theil auch nach Tambach bei Schleußingen; auch ging die Rede, daß zu Manebach bei Ilmenau sich Reiter sammelten. Von allen Seiten her wurde jedoch, und das war auffällig genug in jener Zeit, dem Kriegsvolk das beste Lob ertheilt, daß die Unterthanen ganz und gar nichts Ungutes von ihnen merkten, daß sie ihre Zehrung bezahlten und sich friedlich hielten.

Der Hennebergische Kanzler zu Schleußingen, Sebastian Glaser, schrieb unterm ersten und zweiten October zwei Briefe hintereinander an seinen Herrn. Ueber dem Wald gen der Frauen (Frauenwald) waren über hundert Reiter angelangt, unter ihnen mehrere Edle; und die Nacht darauf angeblich mit funfzig Pferden der Herzog von Grubenhagen, welche alle dort Rasttag gehalten. Ein Hauptmann sei in Begleitung mehrerer Landsknechte in einer Kutsche vom Frauenwald über Engenstein auf Eisfeld zu gefahren. Andere Reiter waren sogar vor Schleußingen gekommen, und hatten durch Fourire mit guten, freundlichen Worten um Einlaß gebeten, und es waren ihrer 124 eingelassen worden, die am andern Morgen nach redlicher Zahlung eilends davongezogen. „Wohin sie gedenken oder wollen,“ schrieb der Kanzler, „kann man von ihnen nitt erfahren, geben für, sie ziehen auf eine Hochzeit, seind alle gleich in schwarz gekleidet und wohl geputzt; führen keine Rüstung, haben auch keine Rüstwagen bei sich. Die eilends nach der Coburgischen Pflege ziehenden

Fußknechte gleichen mehr angesessenen Bürgern, als Landsknechten. Es läuft aus allen Straßen zu."

Es konnte nicht fehlen, daß bald die wunderlichsten Gerüchte über diese räthselhaften und geheimgehaltenen Durchzüge das ganze Land erfüllten.

Die südöstlichen Höhen des Thüringer Waldes schleierten graue Nebelwolken ein. Das gigantische Haupt des Bleß, das alle Nachbarberge überragte, war gänzlich unsichtbar, und von ihm abwärts rollten und wälzten sich die Wolkenvorhänge tiefer und tiefer.

Unerachtet der Oede jener noch nicht so wie jetzt belebten und bewohnten Waldungen in der Nähe des Bleß, waren sie doch in den ersten Tagen des Octobers nicht menschenleer, vielmehr that sich trotz des allgemeinen Friedens mancherlei Bewegung in ihnen kund, die auf kriegerisches Beginnen hindeutete. Auf den übelsten Waldwegen sah man sich Roß und Mann abmühen, südwärts zu gelangen, fünfzig Reiter und zwei Fähnlein Fußknechte waren aus dem Sachsenlande über Rudolstadt das Thal der Schwarza aufwärts gezogen und überschritten mühsam den Masserberg, den Rennsteig und somit den Kamm des Thüringischen Gebirges, in die Gegend von Eisfeld herabsteigend. Aus der Gegend von Coburg her zogen nicht minder über Schalkau reisige Haufen unter kriegerisch aussehenden Führern. Niemand wußte, woher plötzlich in so friedlicher Zeit diese kampfgerüsteten Schaaren? Doch sie zogen still und in guter Ordnung ihres Weges. Kein Landmann ward beraubt oder gemißhandelt, keine Gabe wurde

erpreßt; alles, was in Gasthäusern und Herbergen diese so räthselhaft erscheinenden Söldner bedurften, wurde blank und baar bezahlt.

Während diese Haufen vom Norden herab, vom Süden herauf zogen, nahte ein Reitertrupp, aus 150 Mann bestehend, vom Westen her, dem man es ansah, daß er lange gereist sei. Es waren Lotharingensche Reisige, unter einem Führer, dem anzumerken war, daß er lange beim Kriegshandwerk gewesen.

In der Herberge zu Steinheid saßen zwei Männer beim Becher, von verwildertem Aussehen, ebenfalls bewaffnet, und ihre Diener hielten mit den Rossen vor der Thüre.

„Der Alte bleibt lange aus," sprach der Eine etwas ungeduldig. „Da kriecht er herum in den Goldschachten, und läßt uns hier harren und lauern!"

„Was ist's denn nun, Mandelslohe," erwiederte der Gefährte, Hauptmann Wilhelm von Stein. „Thut er doch klug daran, alles zu thun, was seinem Herrn, dem Herzog, wohlgefällig. Man macht ja viel Aufhebens von den Goldgängen hier im Gebirge, und baut schon mit gutem Erfolg, obwohl geringer Kenntniß, seit langen Jahren. Wenn es unserm Freund gelänge, neue Adern des Gebirgs bluten zu machen, es käme uns allen zu Nutz. Will der Herzog ausführen, was er sich vorgesetzt, so braucht er Gold, viel Gold, Silber nicht minder, und das Gold ist traun nicht allzuhäufig im Thüringer Wald. Darum hab' ich ihm den Rommel

empfohlen, für den ich mich verbürgt. Er versteht die Kunst aus dem Fundamente."

„Ich hoffe und glaube, daß wir in Würzburg des Goldes mehr finden, als das ganze Gebirg verbirgt, und rathe zur Eile, daß wir noch recht kommen zum dortigen Herbstjahrmarkt," sprach Mandelslohe, und fügte ungläubig hinzu: „Ich kann mir nicht denken, daß Dein empfohlener Schneider aus Bacha ein Bergverständiger sein soll. — Unser Streich aber wäre ein Hauptstreich, wenn er gelänge, und es ist ein kecker Gedanke von dem Alten, daß er, der bisher sich nicht ohngefährdet blicken lassen durfte im Hochstift, jetzt mit einer Hand voll Volk sein Recht sich holen will. Es kann auch übel gerathen!"

„Nun, wir ziehen eben mit, und fordern unsern Theil, und nehmen unsere Rache," erwiederte Stein. „Hat uns doch der Pfaffen böse Tücke dahin gebracht, daß wir nichts zu verlieren haben! Es soll mir eine wahre Wollust sein, zuzuschauen, wenn dieses Volk einmal nach unserer Pfeife tanzt." —

„Glückauf!" erschallte ein lauter Gruß zu den Sprechenden von einem stattlichen alternden Manne in Bergmannshabit, der, von einem Bergmeister und dem ehemaligen Schneider Rommel begleitet, eintrat.

„Ach! Grumbach! Glückauf!" erwiederten Beide, und boten volle Becher dar.

„Hast Du gute Muthung?" fragte Stein.

„Die Beste!“ erwiederte Grumbach, und wandte sich befehlend zum Bergmeister: „Es müssen am Wachtelberge noch einige Stollen eröffnet werden! Die Schächte am Petersberg in Wüstenadorf sind noch dreißig bis vierzig Lachter tiefer zu senken. An der Grümpen wollen wir ein neues Pochwerk errichten, und im Bach eine Wäsche. Es giebt in allen Bächen hier herum Waschgold, und die Quarze in den Teufen sind fast alle goldhaltig, sie müssen nur mit Vorsicht aufbereitet werden, und dürfen nicht in die Hände marktschreierischer Betrüger fallen, wie seit Jahren nach einander hier geschehen. Hoffentlich fanden wir nun den bessern Mann.“

„Auch eine Schmelzhütte zu erbauen, ist vor allen Dingen nöthig,“ sprach der neuanzustellende Hüttenmann gespreizt, worauf Mandelslohe scherzend hinwarf: „Habt nur erst das Fett, bevor ihr's schmelzt!“

Man brach auf; Rommel begleitete seinen Patron, den Ritter Stein, vor die Thüre, und half ihm mit kriechender Höflichkeit aufs Roß. Mit finstern Blicken schaute der Bergmeister drein, und sprach prophetisch zum Wirth: „Nun wird es bald heißen: Gute Nacht Bergwerk, und Schicht für lange Zeit. Der sieht auch aus, als ob er das Werk verstände! Gott erleuchte unsern gnädigen Landesherrn, daß er nicht überall aus Böcken Gärtner macht, wie hier!“ —

Während die befreundeten Genossen nach Eisfeld zu ritten, und schon auf der hohen Warte im Hofe

des dortigen Schlosses ein grüßendes Fähnlein wehen sahen, sprach Grumbach zu seinen Begleitern: „Es muß den Reisigen allzumal verschwiegen bleiben, was wir vorhaben. Ich thue morgen erst mit Zedwitz noch einen wichtigen Ritt. Ihr führt die Völker stracks auf Schweinfurt zu, doch nicht hinein. Dort stoßen wir wieder zu euch. Frau Fortuna sei uns günstig; ich hoffe das Beste. Der Erzpfaff und die meisten Domherren haben die Stadt verlassen, weil eine geschwinde Krankheit dort regiert, nichts Neues unter der Sonne! Es haben's schon mehr Bischöfe so gemacht, die für ihr theures Leben mehr besorgt waren, als für das Wohl der Stadt. Mehrere Hauptleute darin sind auf unsere Seite gebracht; was zur Ritterschaft gehört, rührt keine Hand gegen mich, dafür ist gesorgt. Regierung und Kanzlei sind nach Karlstadt verlegt, und serenissimus Episcopus beliebt sich in Werneck, Wald-Aschach und andern Schlössern, aus denen er Venushäuser gemacht hat, zu erlustiren. Also drauf und dran in Gottes Namen. Gott mit uns! soll unser Feldschrei sein."

Mehrere Reiter kamen entgegen; da gab's ein lautes und fröhliches Begrüßen. Jobst von Zedwitz, der in Waffen ergraute, Asch von Holle, ein sächsischer Ritter, Georg von Geuß und Albrecht von Rosenberg, Dietrich Picht, Michel Faistlein, lauter Anführer verschiedener Trupps und Fähnlein von Reisigen, die auf die Dörfer umher vertheilt waren, grüßten ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, den Ritter Grumbach, und wurden von ihm vielwillkommen

geheißen. Alle ritten dem Schlosse über Eisfeld zu, das in Folge fürstlicher Huld gastlich seine Pforten öffnete; dort trat auch Adam Weiß, der die Reiter aus Lothringen anführte, in den Kreis der Genossenschaft, und der Coburgische Hauptmann Wallenröder. Eine Mahlzeit, bei der der Wein nicht gespart wurde, einte den Kreis dieser Hauptleute an fröhlicher Tafelrunde. Mancher Trinkspruch ward ausgebracht auf das Gelingen des Racheplanes, manch derbes Drohwort gegen den Bischof und sein Kapitel fiel. Manch Auge glühte beutelüstern, und lautes Gelächter scholl zu den Witzworten und Anspielungen, die in ausgebrachten Gesundheiten durchklangen: „Auf gute Weinlese zu Würzburg!“ „Auf gute Herbstmesse!“ „Auf gutes Quartier in der Pfaffengasse!“ „Mariä Heimsuchung!“ und Andere.

Grumbach blieb besonnen; er ging frühzeitig vom Gelag hinweg, bei dem die Ritter und Hauptleute lange anhielten mit Lachen, Trinken und Singen. Ihm war ernster zu Sinne, wie den Andern; was ihm vor den Gedanken stand, war die wohlüberlegte, lange vorbereitete That, die sein Schicksal für immer entscheiden mußte, und die ihm groß und kühn vor der Seele schwebte. Er wollte keinen Raubzug thun, dieß kam ihm nicht zu Sinne, er wollte zum letztenmal anklopfen an die fort und fort verschlossene Thüre seines Rechts, und diesesmal mit eiserner Faust, mit eisernem Hebel, und sie sprengen, wenn sie nicht aufging. Schlafen konnte freilich der Mann nicht, der ohnehin nie in seinem Leben ein Freund

des Schlafes gewesen. Unruhig, von Erwartungen aufgeregt, warf er sich auf seinem Lager umher. Endlich betete er: „Herr Gott! führe mein Recht und meine Sache aus! Herr! der Du Recht schaffest den Waisen und Armen, schaffe auch mir Recht, denn ich bin unschuldig! Schaffe mir Recht durch Deine Gewalt! Laß Deine Rechte mir helfen zu meinem Rechte! Herr, der Du Recht schaffest denen, die Gewalt leiden, der Du siehest, wo kein Recht ist, und das Dir übel gefällt, Herr, der Du das Recht liebest, o schaue, wie mir so unrecht geschieht, und hilf mir zu meinem Rechte! Sie haben mein Recht mir in Galle und in Wermuth verkehrt, und haben die Gerechtigkeit zu Boden gestoßen! Hilf mir, o Herr, mein Gott! Hilf mir, o Helfer! Amen!"

Früh, als kaum der Herbstmorgen graute, war der unermüdliche Mann, der nun schon sechzig Lebensjahre zählte, bereits munter, und sein Ruf weckte die Knechte, und den noch halbtrunknen dämmernden Zedwitz, der ihn begleiten sollte. Rasch ritten sie nach Hildburghausen und dann den basaltgekrönten Gleichbergen zu.

In Würzburg war trotz der herrschenden Krankheit volles und reges Leben. Die Stadt wimmelte von Markt- und Handelsleuten, zumeist Nürnbergern,

die dem Jahrmarkt zuzogen, der am dritten und vierten Tag des Oktobers beginnen sollte, gleichwohl sah man am Sonnabend Nachmittag Männer und Weiber auf den Straßen zusammentreten, sah, wie die Leute eifrig und heimlich miteinander redeten, manche mit besorgter Miene von dannen eilten, und konnte wahrnehmen, daß etwas Ungewöhnliches sich ereignen müsse, oder eine ganz besondre Kunde den Antheil des Volkes rege mache. Eine solche Kunde wurde allerdings von Haus zu Haus getragen, verworren, ungewiß, aber auch ängstigend, peinlich. Die Unruhe, welche sich der Gemüther bemächtigte, wurde noch dadurch vermehrt, daß man Referendarien, Hof- und Stadtschultheißen, Bürgermeister, und in der Stadt gebliebene Kapitelherren und Räthe eilfertig über die Straßen schreiten sah, daß die Stadthauptleute gewaffnet nach den Magistratsstuben gingen, und die Kammer- und Kanzleiboten nicht vom Wege zwischen der Stadt und der Residenz kamen. Mancher ängstliche Bürgersmann packte mit seiner Hausfrau insgeheim seine beste Habe zusammen, und barg Geld und Kleinodien in Keller und Winkel, und allmählig wurde der Markt, es wurden die Straßen leer. Ein Eilbote ward von der Marienburg mit Depeschen an den Bischof nach Karlstadt abgesandt.

Die Nacht blieb ruhig, auch störte nichts den gottgeweihten Morgen des darauf folgenden Sonntags; es schien ein blinder Lärm gewesen, der am gestrigen Tage die Bürgerschaft beunruhigt hatte. Gleichwohl sprengte ein reitender Bote von Schwein-

furt gegen Mittag durch die Stadt und ritt auf den Frauenberg. Die Senioren hatten kaum seine Botschaft gelesen, als sie die auf der fürstlichen Residenz anwesenden Kapitularen und weltlichen Räthe zu einer Berathung beriefen. Es fanden sich von Domherren alsbald Albrecht Schenk von Limburg, Erasmus Neustädter, Hans Adam von Grumbach, und Pankraz von Rabenstein, und von letztgenannten Räthen Ritter Valtin von Münster, der alte Hofmeister Hans Zobel von Giebelstadt, der von den Wunden glücklich genesen war, die Kretzer ihm geschlagen, und der Landmarschall Christoph Heinrich von Erthal ein; der verständige Andreas von Thüngen nahm das Wort für den altersschwachen Senior Fuchs, und sprach: „Liebe Herren, die Sache kehrt sich zum trüben Ernst, und steht in enger Verbindung mit dem Streich des nichtswürdigen Wilhelm von Grumbach, der vor wenigen Tagen, auf schändliche, landfriedenstörende Weise unsern würdigen Herrn Confrater, den Dompropst Richard von der Kehre im Kloster Wechterswinkel aufgehoben und gefangen davon geführt hat, weil einer seiner verruchten Consorten, der von Zedwitz, etwas an den Propst zu suchen hat, und der es wagte, in einem gedruckten famösen Drohbrief nach Art der Schnapphähne und Stegreifritter dem Stift und unsern Herrn offne Fehde anzukündigen. Wir haben zwar die Gerüchte, die sich gestern schon in der Stadt verbreiteten, für erdichtete Mährlein gehalten, uns zu schrecken, daß fremdes Kriegsvolk sich bei Königs-

hofen gezeigt, wie unter dem Haßberg und bei Hochberg, jetzt aber berichtet uns durch Expressen der Rath unserer getreuen Nachbarstadt Schweinfurt, daß eine Menge Soldateska zu Fuß und Roß die Nähe dieser Stadt passire, unter dem Vorgeben, es solle zu Berg unterhalb Schweinfurt eine Musterung statt finden. Ein Theil habe auf dem deutschen Hof hinter Schweinfurt, nicht weit von Mainberg, gehalten und gefüttert, ein anderer Haufe, in die zweihundert Mann, sei weiter vorwärts gegen die Stadt gerückt. Unser gnädigster Herr ist nicht anwesend, auch noch keine Antwort zurück, der oberste Stadtschultheiß ist ebenfalls abwesend, was thun wir nun in solcher Zeit drohender Gefahr, edle Herren?"

Manches Gesicht wurde bleich bei dieser Mittheilung, manches Herz pochte. Der Name Wilhelm von Grumbach war dem Domkapitel ein Schreckbild, aus begreiflichen Gründen.

„Das wird eine schöne Musterung werden! Hilf heiliger Kilian! Laßt uns nur die Festung gut bewachen, laßt die Stücke laden! — Nein, laßt uns lieber von dannen ziehen, dieweil das Pförtlein noch offen und der Weg ungesperrt! Was sollen wir der Stadt und Burg Hüter 'sein? — Schlagt Sturm! Ruft die Bürgerschaft in Harnisch!" so klangen Angstrufe und Rathschläge durcheinander.

„Nichts übereilen, und nichts versäumen! das ist meine Meinung," nahm Thüngen wieder das Wort.

„Der ich beipflichte!" rief der Landmarschall. „Wir dürfen weder als Feige fliehen, noch das Volk vor der Zeit ängstlich machen. Beruft den Hofschultheißen und die beiden Bürgermeister Erck und Groß, auch den Referendarius Schlehenrieth, daß wir mit ihnen rathschlagen, was zunächst zu thun sey!"

Es war drei Uhr am Sonntag Nachmittag, als diesem Rath Folge geleistet wurde. Die Gerufenen erschienen, und Thüngen theilte den Bürgermeistern das Vernommene mit, und fragte sie, wie es um die Thorwachen der Stadt beschaffen sei? Er ward berichtet, daß jedes der eilf offenen Thore täglich mit drei, des Nachts aber mit zwei geschwornen Wächtern besetzt sei.

Ohne besondern fürstlichen Befehl konnten die Räthe eine Vermehrung der Wachen nicht anordnen. Es wurde daher den Bürgermeistern nur angedeutet, besonders darauf Bedacht zu nehmen, daß die Wachen mit aufmerksamen und treuen Leuten versehen würden, bis man in Erfahrung gebracht, wo das Gerede hinaus wolle, was ja die nächsten Tage offenbaren müßten. Zugleich wurden acht Bürger mit Wehr auf das Schloß begehrt, welche Hülfe jedoch die Bürgermeister nicht ohne die übrigen Rathsverwandten zusichern konnten.

Als die Bürgermeister sich beurlaubt hatten, blieb die Versammlung noch in bedenklichem Schweigen beieinander, in jener fast rathlosen Stimmung, die eintritt, wenn drohender Gefahr mit gebundenen

Händen begegnet werden soll. Der Bischof war streng und herrisch, man wußte nicht, ob man ihm zu Willen anordnete; die Burg war ja auch so ziemlich gesichert, aber der kriegerisch so gut als gar nicht bemannten Stadt dröhnte das schaurige: Hannibal ante portas stündlich vor den Ohren.

Es wurde endlich beschlossen, im Gebet die Hülfe des Himmels und der Schutzheiligen anzuflehen, doch beauftragte der umsichtige Thüngen, ehe er in die Kapelle ging, den Hofschultheißen, in eigener Person von Thor zu Thor, von Wache zu Wache zu reiten, den Wachtmeistern besonderes Achthaben einzuschärfen, und die Wächter durch besondere Vergnügung aufzumuntern. Später begab er sich selbst nebst Siegmund Fuchs in seine städtische Wohnung herab. Als der Hofschultheiß seinen Auftrag vollzogen hatte, war es sieben Uhr geworden; da ließ er beide Bürgermeister nach dem Grafeneckart, wie nach dem Thurm das Haus zum grünen Baum genannt wurde, darin die Rathsstube war, entbieten, und zeigte ihnen an, daß er Befehl vom Hofe habe, einige Reiter und Fußknechte aus der Stadt zu schicken, damit sie das Terrain recognosciren und sehen möchten, ob Gefahr im Anzuge. Abermals erschienen die um das Stadtwohl besorgten Bürgermeister, trafen auch mehrere der Viertelsmeister, und die verpflichteten Hauptleute der Stadt und des Stifts: Sebastian von Weingarten, Lorenz von Schwalbach und Ludwig Frank, die zum Theil der Meinung waren, es müßten viele Reiter vor die Thore, zum Theil aber auch

der entgegengesetzten, es dürfe die Stadt von ihrer geringen Besatzung jetzt auf keine Weise entblößt werden. Noch waltete Unentschiedenheit, als ein vorausgesandter Reitknecht die freudige Nachricht brachte, der Bischof nahe der Stadt. Bald darauf kam Friedrich von Wirsberg mit stattlichem Gefolge von Karlstadt an, und die Besorgten athmeten freier, sie gaben sich dem schönen vertrauenden Glauben hin, der Landesherr werde seine bedrohte Stadt zu schützen wissen.

Kaum war der Fürst in seiner Residenz angelangt, als er von dem Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt wurde. Seine Räthe hatten ihm nicht genug gethan. Eilig berief er die Hauptleute auf den Frauenberg, nahm sie in höchsteigner Person nochmals in Pflicht, befahl ihnen, alle Wachen zu verstärken, die Bürger selbst zu ermahnen, auf der Hut zu sein, und ihre Wehr in Stand zu halten, auch einen Haufen die Nacht hindurch in Waffen um sich zu schaaren, und wo möglich, einige Kundschafter auszusenden. Drei Eilboten jagten, ehe eine Stunde verging, in die Aemter Karlstadt, Lauda und Reichelsberg mit den fürstlichen Befehlen an die Amtleute, am andern Tage auserlesene Hakenschützen nach der Residenz zu senden, soviel deren nur aufgeboten werden könnten.

Die Hauptleute kamen wieder in die Stadt, und befahlen den zum Theil noch versammelten Häuptern der Bürgerschaft, drei Spione als Metzgergesellen verkleidet, mit ihren Hunden aufs Feld

zu schicken. Diese drei Männer wurden im Sankt Burkhards-Viertel requirirt, und, um kein Stadtthor öffnen zu müssen, in einem Nachen über den Main geschifft, und in der Nähe der Stadt ausgesetzt. Als das geschehen war, riefen die Wächter eine Stunde vor Mitternacht.

Es war eine schaurigkühle, regendrohende Nacht. Der Wind blies heftig; er trillte die Wetterfahnen, daß sie melancholische Lieder sangen, und jagte zerrissene Wolken unter einzelnen matt durch die Trübe glimmenden Sternen hin. Vom ersten Mondviertel, das dem Untergang ganz nahe war, machte nur noch ein matter Schimmer den Himmel und die Erde ein wenig hell, eine zweifelhafte, unheimliche Helle. Die Hauptleute fühlten keinen Beruf, von Haus zu Haus zu gehen, und die Bürger zur Munterkeit zu ermahnen; sie gingen in den grünen Baum.

In der wohldurchheizten Wachtstube im grünen Baum waren gegen dreißig bewehrte Bürger beisammen. Diese wachten Alle und erhielten sich munter mit Trinken und Singen. Die Hauptleute, der Hofschultheiß, ein Abgeordneter des Rathes und einer der Gemeinde saßen mitten unter ihnen, und letztere gaben sich ein gewisses Ansehen, hier als Stadtverordnete gleichsam präsidiren zu können. Es ward ihnen von den Hauptleuten Weingarten und Schwalbach zumal gar wacker zugetrunken, so daß ihnen vom alten Stein- und Leistengewächs schier die Häupter schwer waren, als es gegen drei Uhr Morgens kam. Die Ruhe der Stadt blieb gänzlich un-

gestört, und so begannen die müden Vaterlandsvertheidiger sich von den harten Bänken der Wachtstube hinweg zu sehnen in das warme Bett. Es wurde einer nach dem andern still, manche schliefen, andere wachten noch fröstelnd; es war kühl geworden, das Feuer im Ofen war ausgegangen.

Allmählig wurden sehnsüchtige Wünsche laut: „Wir könnten uns getrost aufs Ohr legen! Es wird kein Feind kommen, geht ja schon auf den Tag los! Hört ihr? Die Hähne krähen bereits! Schrie der Wächter nicht eben vier Uhr?"

„Es war drei," antwortete der wachsame Hauptmann Frank dieser letzten Frage.

„Nein, es war vier!" widersprachen seine beiden Kameraden.

„Drei oder vier! Mich schläfert!" gähnte der Viertelsmeister.

„Ich gehe heim!" dehnte sich der Spitalmeister und Gemeindeabgeordneter, nach dem Stocke greifend: „Wer klug ist, macht's wie ich!"

Der Aufbruch der tapfern Besatzung erfolgte langsam; allmählig wurde die Stube leer; einer nach dem andern schlich sich fort, die noch zurück bleibenden Wächter waren — Schlafende. Es war erst drei Uhr.

Die Mitternachtsstunde war nahe; matter, dämmernder Mondschein goß noch sein gespenstiges Zwielicht auf die fränkischen Fluren. Auf der Hochebene, über welche die Straße in der Nähe von Unterbleichfeld und Opferbaum nach Würzburg zieht, war es geheimnißvoll lebendig; einzelne Lichter schienen irrwischähnlich über die abgeärnteten Felder zu schweben. Ein Wanderer, der des Wegs gekommen wäre, hätte wohl da und dort die Schritte vieler Gehenden, aber keinen Laut der Menschenstimme vernommen, dann hätte er vielleicht ganze Reihen Gewappneter in stummer Haltung erblickt, er hätte Reiterschaaren hoch zu Roß gesehen, in weißgebleichten Regenmänteln, den Hufschlag ungeduldiger Rosse, einzelnes Schnauben und Wiehern gehört, und wäre vor solcher ungeahneten und ungewohnten Erscheinung sich bekreuzend, scheu entwichen und die Straße entlang geschritten, wenn solche Flucht vergönnt worden wäre.

Auf einer Anhöhe, nahe dem Weg, hielt Wilhelm von Grumbach mit Moritz ganz allein, abgesondert von den Freunden, doch ihrer harrend, und beide waren von mächtigen Gefühlen und Erinnerungen bestürmt. Hier lag Beider Jugendland, von bleichem Licht umflort; herbstlichöde die erstorbene Flur, die sie so oft in ihrer blühenden Schöne, in ihrer Fruchtfülle durchritten oder durchwandelt. Dort drunten schattete Nacht über den weißen Häusern von Bleichfeld, grau hob sich die große steinerne Kemnate aus einem wassergefüllten Wallgraben, kein

Licht brannte mehr darin. Eine Viertelstunde davon, drüben rechts, waren noch durch die nebelhafte Düsterniß der Herbstnacht die Umrisse von Burggrumbach wie ein Geisterbau auf dem Hügel über dem Dorfe gleiches Namens erkennbar. Der Herbstwind strich pfeifend über die Stoppelfelder, und wie das Wellenrauschen eines fernen Meeres trug sein Flügel ein dumpfes Getöse vom Walde Gramschatz herüber.

Grumbach athmete tiefseufzend auf, und fragte seinen schweigenden Gefährten: „Was denkst Du, Moritz?"

„Ich denke der alten Zeit;" erwiederte der: „ich denke, daß Ihr eigentlich der Herr des Bodens seid, auf dem wir halten. Drüben liegt Euer Stammhaus, dort drunten liegt das Haus, daraus man zuletzt Eure Hausfrau trieb, und dort nach Westen, wo der blasse Schein am Himmel schwimmt, liegt Euer schönes stolzes Rimpar, das verweist ist, darin nur die Schatten Eurer Ahnen traurig wandeln, und traurig den gefallenen Enkel suchen."

„Der Enkel wird vom Fall sich erheben, Moritz! bei der Kraft Gottes, das wird er!" rief der Ritter bewegt, doch nicht heftig aus. „Ich komme! ich komme! Der Bischof gäbe sein halbes Herzogthum darum, könnte er den Namen Grumbach austilgen, aber das kann er nicht! Diese Burg meiner Väter dort drüben wird Grumbach heißen, das Dorf wird Grumbach heißen, so lange noch dort ein Stein auf dem andern steht, und wenn keiner mehr, so

wird noch die Wüstung unsern Namen, den Namen eines verwüsteten Geschlechts, der Nachwelt überliefern. O Moritz, mein guter, theurer, treuer Schwestersohn, wie Unrecht hat man mir gethan, auf welche Wege hat man mich gezwungen! — Aber hierher, gerade hierher mußte mein Stern mich führen, ich stehe am rechten Platz! Ich stehe auf meinem Erbe, meinem Eigenthum, das ich zurückfordern will, und mein wird es sein, ehe die wachsende Scheibe des Mondes sich füllt. Mein Sohn soll festlichen Einzug halten in die Burg zu Rimpar, und in der Kirche dort wollen wir ein stattliches Epitaphium errichten, für unsere Geschiedene, die versöhnt und in Frieden ruht. Wir aber kehren zurück, zu unserm hohen Freund, doch nicht als heimathlose Bettler. Ich will ihm seine Liebe zu mir vergelten, ich will ihm lohnen, wie ein König."

Moritz schwieg zu dieser Rede. Während die lange Vergangenheit an seinem Gedächtniß vorüberzog, während er gedachte, was er selbst erlitten, erduldet, erhofft, und wie wenig ihm von dem Erhofften zu Theil geworden war, konnte er auch jetzt dem hoffnungreichen Gedankenflug seines Erziehers nicht folgen. Für ihn war auch die Zukunft so schwarz, wie die Nacht, die jetzt, nachdem der letzte Mondesglanz erblichen war, wie ein riesiger Mantel über der Erde schattete.

Grumbach gefiel sich in der Stimmung, die seine Thatkraft ansporte. Er sah sich stolz mit dem alten Glanz umgeben, wo er als Marschall befohlen in

der Bischofresidenz, er sah sich wieder so wie einst, als er Zeltgenosse kriegerischer Fürsten war. Albrechts bewegte Zeit trat vor ihn, die schmetternde Tuba in der Hand; er fühlte seine Faust aufs Neue erstarkt, nach manchem Tag des Siechthums, Muth schwellte seine Adern; er zog sein Schwert, er stieß in ein Heerhorn von Elfenbein, das an seiner Seite hing.

Und in lang gehaltenen Tönen schien ein vielstimmiges Echo dem Signalruf zu antworten. Der Lichter wurden mehr, Reiter galoppirten heran, das Feldgeschrei erscholl da, erscholl dort, und wie aus dem Boden gewachsen, wimmelten Krieger von allen Seiten heran.

Mandelslohe, Stein, Zedwitz und die andern Führer umgaben den düstern Feldherrn, der den Kommandostab in der Hand, würdevoll auf einem großen friesischen Hengste saß.

„Es ist Zeit!“ sprach er. „Jetzt rasch und dran! Laßt sechs Reiterfahnen fliegen. Auf dem Grünberg machen wir noch einmal Halt, dort will ich zu der Mannschaft reden! Vorwärts!“

Der Zug ordnete sich schnell, und ging die Straße entlang. Die verbündeten Hauptleute ritten im Gespräche mäßigen Schritt. Alle bauten Hoffnungen auf diese kühne abenteuerliche Expedition, doch Manchem schlug auch furchtbewegt das Herz. Es waren nicht blos die Männer, welche Forderungen an das Stift hatten, und sich von diesem vom Recht gedrängt und verfolgt sahen, es waren auch noch Verwandte des Ritters dabei, die unbekannt

bleiben wollten. Männer und Jünglinge, die noch an Grumbachs Stern glaubten. Andere hatten ihm Reisige und Diener zugesandt, und so ihre Anhänglichkeit an ihn, ihre Ergebenheit, die sie nicht öffentlich zu zeigen wagten, heimlich bethätigt. Es war ein kleines Heer von achthundert bis tausend Mann, das kampflustig gen Würzburg zog.

Auf dem Grünberge, wo ein Buschwald sich damals ausbreitete, bevor der Wanderer die Stadt und das schöne Stromthal frei überblickte, ward ein großer Kreis geschlossen, nachdem eine Zeitlang vorher die Fackeln bis auf zwei ausgelöscht waren, die bisher den Weg beleuchtet.

Grumbach hielt mitten im Ring, die zwei Fackelträger vor ihm, um ihn gruppirt hingen nachlässig die bärtigen Hauptleute in ihren Regenmänteln auf den Pferden, groteske verwitterte Gestalten, rundum standen dicht geschaart Reiter und Fußknechte, die Vordersten grell beleuchtet, die tiefer Stehenden im nachtschwarzen Dunkel. Die sechs Standarten flaggten an ihren Lanzenstäben, gespenstisch vom Nachwind bewegt, über den Häuptern der großen kriegerischen Gruppe. Ringsum aber waren in halbe Stundenweite Späher ausgesandt, alles Verdächtige abzuhalten. Es wurde still, und Grumbach, hochaufgerichtet im Sattel, sprach mit lauter Stimme das Folgende zu den um ihn Versammelten.

„Liebe Freunde! Mancher ist unter euch, der noch nicht weiß, wohin ich zu ziehen gedenke, und welches mein Vorhaben. Dem will ich es mit kur-

zen Worten sagen. Ich sowohl, als meine Vettern und Mitverwandten, sind vom Bischof zu Würzburg und seinem Kapitel schmählich um das Unsrige gebracht und bestohlen worden. Vergebens haben wir geklagt beim Kaiser und Reich, wir haben nichts wieder erhalten können. So wollen wir es uns nun holen mit Gottes Hülfe! Wir haben es nicht mit der Stadt, nicht mit den Einwohnern zu thun, nur mit den Pfaffen! Deshalb ergeht unser strenger Befehl, daß Keiner unter euch Hand anlegt an eines Bürgers Hab und Gut, bei Strafe seines Leibes und Lebens. Das soll auch zugerufen und angesagt werden, sobald die Stadt unser ist. Nur wer mit gewaffneter Hand uns entgegentritt, wird als Feind behandelt. Jeder breche sich einen Eichenbusch ab, und stecke den auf den Hut, als ein Sinnbild der Hoffnung. Wir ziehen uns in aller Stille hinab nach dem Bleicherthor, die Kundschafter sind voraus, auch etliche Zimmerer mit Sägen und Winden. Jedem unter euch soll ein reichlicher Beutepfennig werden, das versprechen wir euch bei ritterlichen Ehren, auch gutes Quartier; ihr habt lange zu Roß gesessen, ihr habt einen starken Marsch gemacht! Haltet nur noch ein Paar Stunden aus, dann sollt ihr Rast finden und alles vollauf! Muthig voran, tapfere Männer! Gott mit uns! sei unsere Losung!"

„Gott mit uns!" murmelte es gedämpft durch die Reihen, und so geräuschlos als möglich zog die Mannschaft hinter dem Stift Haug bis zur Ziegelhütte, der Nähe des Bleicherthores zu, und stellte

sich dort ruhig und erwartungsvoll auf. Die Wächter in der Stadt riefen die dritte Stunde. Die Flur war todtenstill, es fing an sanft zu regnen.

Der Main war in dieser Zeit, da die trockene Witterung langanhaltend gewesen war, sehr klein, und konnte ohne Gefahr am diesseitigen Ufer durchritten, selbst durchwatet werden. Dieß geschah auch von dem vorausgesandten Trupp in aller Stille; es bedurfte jedoch nur einer kleinen Strecke des Ganges im Wasser in der Nähe des Bleicherthores, wo ein schmaler Arm des Stromes sich in den Stadtgraben erstreckte, so ward wieder fester Boden gewonnen, und nach wenigen Schritten das sogenannte Roththor erreicht, ein niedriges Pförtchen unter einem rothen Thurme, dessen Thüre von doppelten, mit starken Nägeln belegten Bohlen noch mit einem Balken verschlossen, und gar nicht bewacht war. Bald war der Balken durchsägt, und mit der angesetzten Winde die Pforte aus den Angeln gehoben, und jetzt erst vernahm ein Nachtwächter das Geräusch und rief Lärm.

Jetzt zeterte ein Geschrei durch die Stadt: „Der Feind! der Feind!“ Jetzt schlug der Thurmwächter auf dem Grafeneckart an die Sturmglocke, und bald „Feinde!“ bald „Feuer!“ johlte es durch alle Straßen, daß mancher Bürger zur Wehr griff und seinem Hause enteilte; durch das rothe Thor aber quoll unaufhaltsam wie unaufgehalten Rotte auf Rotte herein, Reiter sprengten durch die nun überall lichthell werdenden Straßen und schrieen: „Ihr Bürger!

bleibt in euern Häusern! Nur mit den Pfaffen haben wir's zu thun, nicht mit euch! Euer Keinem soll ein Leid wiederfahren!"

Und „Gott mit uns!" durchscholl es laut und tumultuarisch die Kreuzgasse, „Gott mit uns!" rief es durch die Domgasse! „Gott mit uns!" bald in allen Hauptstraßen und auf den öffentlichen Plätzen. Trommeln wirbelten, Schüsse krachten, Menschen wälzten sich im Blut. Einige Muthige, die die überrumpelte Stadt vertheidigen wollten, büßten ihren Patriotismus mit dem Leben. Fackeln entzündeten sich an Fackeln, und ergossen in der tiefdunkeln Nacht eine schaurige Helle. Auch auf der Burg ward jetzt Lärm, man glaubte, es sei Feuer, getäuscht durch den Fackelschein und Qualm; die Lärmkanonen donnerten. Der Bischof ward geweckt, es ward herabgesandt, was es gäbe, doch jetzt schwieg plötzlich das Sturmgeläute, schwieg das Schießen. Den fragend aus St. Burharts Viertel Nahenden ward keine Antwort, der Brückenthurm war fest verschlossen, und die Brücke war bereits von Grumbachs Leuten besetzt. Zornig blickte Wirsberg herab auf seine Stadt, er sahe Fackeln und Laternen am rothen Thor, in das immer noch die Nachziehenden sich drängten, und gab Befehl, nach diesem Thore mit dem Geschütz zu feuern, da schwanden die Lichter hinweg, und die Kanonen verstummten, denn ein Feuern planlos in die Finsterniß hinein konnte nicht frommen.

Der klug gewählte Zuruf und das blutige Beispiel des ersten Angriffs veranlaßte die Bürgerschaft, sich ruhig zu verhalten. Auch die in alle Straßen rottenweise unter den Führern sich vertheilenden Truppen blieben still. Grumbach ritt, von seinen Freunden umgeben, über den Markt, und ließ beim Hofe des alten Siegmund Fuchs einen Trompeter blasen, worauf er rief: „Herr Siegmund! Jetzt komme ich! Habt mir das Meine lange genug aufgehoben! Jetzt will ich's holen!“ Auch vor dem Hause Andreas von Thüngen geschah ein Gleiches, mit dem Gebot an ihn, hinter dem Domstift zu erscheinen. Ein anderer Trompeter entbot die Bürgermeister, noch andere riefen den rings ängstlich der Wendung der Dinge lauschenden Bürgern den Befehl zu, ihre Waffen hinter dem Dom alsbald abzuliefern. Die Stiftshauptleute aber waren beim ersten Lärmschrei aus dem grünen Baum geeilt, hatten zwar nach Wache gerufen, auch einiges Geschrei — allein bald darauf sich unsichtbar gemacht. Sebastian von Weingarten und Lorentz von Schmalbach entwichen, wie es schien, im Einverständnisse mit den Eroberern, Ludwig Frank aber, der dem Stift Getreue, entfloh zwar auch aus der Stadt, doch setzte er bei Heidingsfeld über einen Nachen und kam auf die Burg.

Der Platz hinter dem hohen Domstift gewährte den besten Schutz, wenn es ja der Besatzung des Marienbergs hätte einfallen wollen, die Stadt zu beschießen. Dort hielt der Feldherr, von seinem Stabe umgeben, und wartete der Ankunft derer,

die er an diesen Platz berufen lassen. Es war ihm zu Sinne, als träume er einen großen, kühnen Traum, so unerwartet sah er sich am Ziel seiner Wünsche, im Herzen der Stadt, mit Schrecken zwar, aber auch mit Demuth begrüßt.

Der ganze geräumige Platz war fackelhell und von zwei Schwadronen Reitern so umstellt, daß in der Mitte Raum blieb für die nun beginnende ernste Verhandlung. Der erste Bürgermeister hatte mit Zittern und Zagen noch einige der Rathsmitglieder berufen lassen, und erschien, dem an ihn ergangenen Befehl gehorsam. Die Kapitelherren säumten noch, auch wartete Grumbach deren Ankunft nicht ab, sondern rief den Vorstehern der Bürgerschaft laut und vernehmlich zu: „Ich bin nun in das elfte Jahr von meinen väterlichen Gütern wider Gott, Ehre und Billigkeit vertrieben! Und das allein darum, weil ich einem frommen Herrn gedient, von dem ich nicht weichen und wanken wollte. Für und für und Tag und Nacht ist bisher mir und den Meinigen nach Leib und Leben, Gut und Blut und Ehre getrachtet worden! Einen Theil meiner Anverwandten und Unterthanen hat man geköpft, geviertheilt, vergiftet! Jetzt hat Gott und das Glück eure Stadt in meine Hand gegeben, und widerstandlos seid ihr in meiner Gewalt. Achthundert Reisige sind mir gefolgt, dreifach so viele kommen noch nach. Und das ist nun mein ernstlicher Wille und Befehl an euch: zum Ersten: überantwortet ihr auf der Stelle die Schlüssel zu allen Thoren in meine Hand! Zum

Andern: liefert die Bürgerschaft alle ihr Gewehr ab! Zum Dritten: gelobt, schwört und huldigt sie mir! Zum Vierten und Letzten: zeigt ihr bei Eide an, welche Personen droben zu Hof sich verhalten! Wollt ihr das nicht ungesäumt thun, wollt ihr Widerstand leisten, so wird die Stadt geplündert und verbrannt, und Jung und Alt erstochen oder erschossen, denn so haben wir es unter einander gelobt und fest beschlossen!"

Mit schreckenbleichen Angesichtern hörte der Stadtrath diese Rede, und Erck beantwortete sie mit Zagen: „Euer Begehren an uns, Ehrenfester und Gestrenger — läuft so sehr gegen unsern Eid und unsere Pflicht, daß dessen Befolgung uns zu meineidigen und treulosen Leuten machen müßte. Wir bitten Euch zum höchsten und um Gottes Willen, bedenket das und erlaßt uns solch hartes Ansinnen."

Um Grumbachs Lippen zuckte ein grimmiges Lächeln; ein Murren ward vernommen von den trotzigen Hauptleuten um ihn her, und er sprach: „Das Bedenken ist an euch, und zwar kurzes! Ihr seht vor Augen, daß ihr überwältigt seid, und nicht aus meiner Hand könnt! Es kann nicht anders sein, ihr müßt den Weg wandeln, den ich euch gezeigt."

Auf diese Worte baten die Rathsverwandten flehentlich, es ihnen nicht zu verargen, daß sie ihre Eide und Pflichten bedächten, und ihnen zu erlauben, sich bei einem oder dem andern der Kapitelsherren Raths zu erholen, was hier zu thun, um

nicht auf ihr Haupt allein die Verantwortung zu nehmen. Diese Bitte fand Gewährung, und der ganze Trupp der Anführer mit einem Theil der Reiter, die Vorgeladenen wie Gefangene in der Mitte führend, verfügte sich nach dem Hause des Seniors von Thüngen, wohin auch der alte Siegmund Fuchs ernstlich gefordert wurde.

Andreas trat den unwillkommenen Gästen mit Würde entgegen. Er zeigte keinen Schreck, keine Furcht. Sein Befehl entbot den Referendar Schlehenrieth, einige Licentiaten und den Hofschultheißen, um desto mehr Zeugen seines Handelns zu haben, und dem Akt, den er voraussah, die amtliche Förmlichkeit nicht fehlen zu lassen. Dann trat er zu Grumbach, der zu Roß im Domherrnhofe des von Thüngen halten blieb, und hörte an, was dieser ihm sagte. Es war in kurzen Worten dasselbe, was er zu den Bürgermeistern gesprochen. Thüngen antwortete nicht darauf, sondern bat, abzusteigen, hinauf in die Zimmer zu gehen, und dort das Weitere zu besprechen.

Grumbach stieg nebst Stein und Mandelslohe ab, ein Wink des ersten ermahnte Zedwitz und Picht, auf ihrer Hut zu sein; diese blieben zu Pferde halten.

Jetzt kam Schlehenrieth, der Referendarius gelaufen. Andreas winkte ihn zu sich heran, Grumbach aber erblickte ihn nicht sobald, als er mit zorniger Stimme ihn anrief: „Ha, Schlehenrieth! Ihr habt mir hier mein Haus verdorben, habt meine

Hausfrau aus ihrem Witthum ausgeboten! Jetzt werde ich mit Euch reden!"

Erschreckt stammelte der Referendar: „Edler — Ehrenfester — Gestrenger Herr Oberst, günstiger Junker! Euer Edlen wollen mir günstigst verzeihen. Ihr seid unwirsch berichtet worden! Ich habe solches nicht gethan! Hätte ich's jedoch gethan, so wäre es geschehen von einem Diener, nach Pflichten und hohen Befehlen, werdet deshalb mir gnädiglich es nicht im Unguten entgelten lassen!"

Grumbach würdigte diesen Mann keines weitern Wortes, er schritt festen Schrittes in die Stube des Seniors, er wiederholte nochmals seine Befehle, und als der Bürgermeister die vorhinnige Ausflucht abermals mit dem Zusatz anbrachte, daß sie keine neue Huldigung thun könnten, bevor sie ihres Eides gegen ihren Fürsten entbunden wären, auch die Senioren mit Lamentationen einfielen, da riefen Stein und Mandelslohe ungeduldig: „Wollen sich die Herren nicht geben, so laß uns kurzen Prozeß machen! Es bedarf so viel Wesens nicht!"

Und Grumbach, mit einem Handwink jene zum Schweigen bringend, sprach: „Liebe Herren, spart die Reden. Es muß, es muß so sein, wie ich's haben will! Meine Reiter sitzen nun zum Theil achtundzwanzig Stunden auf den Pferden. Kommen sie herunter als Feinde, so wirds nicht gut, und ich stehe für nichts mehr. Seid treulich im Guten gewarnt, ich bin ja nicht euer Feind. Kommt her,

und leistet, einer nach dem Andern, in meine Hand den Eid der Huldigung."

In höchster Angst seines Gewissens nahm nochmals der wackre Bürgermeister das Wort, und sprach: „Ich und mein Mit-Raths-Freund wissen's nicht zu thun! Bitten Euch um Gottes Willen! Wenn die Herren Senioren es uns gebieten, dann wollen wir's thun, wenn auch widerwillig als arme Unterthanen!"

Grumbach verharrte im drohenden Schweigen; die Senioren besprachen sich flüsternd, und gaben Schlehenrieth ebenso einen Auftrag. Dieser trat demüthiglich vor, und stellte in wohlgesetzten Worten die Bitte, es möge so viel Zeit vergönnt werden, hinauf nach Hofe zu senden, um einen Beschluß vom Fürstbischof zu holen.

„Ihr müßt mich für verrückt halten!" donnerte jetzt Grumbach heftig gegen die Kapitelherren und Stadträthe. „Stehen wir hier als eure Sieger oder als eure Narren? Was hält uns ab, euch das Schwert durch die Gurgel zu rennen? Euer verruchtes Pfaffennest sammt allen Insassen in Staub und Asche zu brennen? Was thätet ihr Diebe, ihr Meuchelmörder, wenn wir so vor euch stünden, wie ihr vor uns? Würdet ihr uns so langmüthig Gehör und Geduld schenken, wie wir bis jetzt Euch gethan? Rasch entschlossen, sonst bei Gottes Kraft! thue ich, was mich später reuen könnte."

„Wohlan denn!" sprach Andreas von Thüngen mit traurigem Ernst. „Wir zwei alte Männer sind

vom ganzen Kapitel allein hier, wir sind zu ohnmächtig, Euern Willen zu hindern. Nehmt von den Rathsverwandten die Huldigung, wenn diese sie leisten wollen!" Und zu den Bürgermeistern sprach er: „Gehorcht der Uebermacht! Wir sind Zeuge, daß ihr es thut mit offener Protestation, daß nur äußerste Noth und Zwang euch dazu dringen."

„Solches Zeugniß geben wir euch selbst, liebe Männer," sprach Grumbach ruhiger: „Euch soll durch uns kein Schaden erwachsen, kein Vorwurf von euerm Fürsten soll euch treffen. Ihr gebt nach dem Recht der Gewalt, und euer Wille braucht nicht bei dem zu seyn, was ihr thun müßt." —

Die Bürgermeister, der Hofschultheiß und die Räthe traten herzu, sie gelobten mit Mund und Handschlag unter üblichen Formeln in Grumbachs Hand. Es wurden die Schlüssel aller Thore gebracht, und die Orte bestimmt, wo die Bürgerschaft ihre Waffen an die neuen Herren der Stadt abliefern sollte.

Jetzt richtete Grumbach wiederum seine Rede an die Senioren des Kapitels, durch seine Gefährten veranlaßt; er begehrte von beiden das Gelübde, nicht aus der Stadt, nicht aus ihren Wohnungen zu weichen, nichts von ihrer Habe zu bergen. Sie wollten nicht. Grumbach stampfte wüthend mit dem bespornten Fuße, daß alle Wände zitterten. Jetzt gehorchten sie und gelobten. Die Verhandlung war zu Ende. Die Thore wurden bemannt und bewacht,

das rothe Thor wurde ganz mit Erde zugefüllt. Die Truppen quartirten sich ein, wo es ihnen beliebte, die Führer wählten die bequemen, mit allem, was nach langem Marsch leiblich erfreuen und erquicken konnte, wohlversehenen Höfe der Domherrn, und Grumbach sprach lächelnd zu Stein und Mandelslohe, als er von ihnen sich zu guter Nacht beurlaubte:

„Ich gehe in die Domprobstei, da weiß ich, daß der Vogel nicht daheim im Nest. Ich hab' ihn im Kloster Wechterswinkel erwischt, und in Koburg eingekäficht. Will sehen, wie sich's schläft im weichen Pfaffenbett. Hoffe und wünsche, wohl zu ruhen!" —

Droben auf der festen Marienburg zitterte der Bischof, wie bei seinen Vorgängern schon öfter der Fall gewesen. Er berief die anwesenden Kapitelherren zu einer kurzen Berathung. Zagen führte den Vorsitz darin, und Bangigkeit war Beisitzer. Es wäre ja möglich, daß Grumbach mit vielen Tausenden angerückt sei, daß er die Burg belagere, und den Bischof finge; das mußte vermieden werden. Im tiefen Dunkel der Nacht, während drunten in der bedrängten Stadt die würdigen Senioren des Kapitels mit Gefahr ihres Lebens standhaft blieben so lange wie möglich, während die Geisel Gottes aus nachtschwarzer Wolke verderbendrohend über der Stadt hing, ritt mit vierzehn Lieblingen, darunter auch Georg von Sainsheim und Michel von Lichtenstein, der Fürstbischof von Würzburg, der Herzog

von Franken, verstohlen aus der sichern, unangefochtenen Feste, angeblich, um Hülfe zu holen, und nahm den eiligen Fluchtweg nach dem befreundeten und verbündeten Nürnberg zu, und dann nach Mergentheim zum Deutschordensmeister.

Viertes Kapitel.

Der Morgen des fünften Octobers, ein Dienstag, brach geräuschvoll in Würzburg an. Grumbach hatte nur einige Stunden geschlummert; der ruhlose Mann sagte sich selbst, wie kostbar für ihn die Zeit, und daß die Gelegenheit beim Schopf zu erfassen sei. In aller Frühe begab er sich zu Andreas von Thüngens Hofe, der wieder den Referendarius und den Syndicus berufen ließ, und bat sich zum Frühstück, denn des Domprobsts Haushälterin war flüchtig geworden, und der Eroberer hatte keine Köche mitgebracht.

Der Koch des Seniors trug ein Morgensüpplein von Würzwein auf, und Gebratenes. Mit soviel Freundlichkeit, als in seiner Situation möglich war,

nöthigte der unfreiwillige Wirth zum Zulangen. Grumbach blickte ihn mit seinen scharfen, mißtrauenden Augen an, und sprach: „Kredenzet mir's, Herr Senior. Ich weiß von solchen Süpplein so manch bedenkliches Beispiel, daß ich Bedenken trage, unbedacht zu genießen."

„Solch böslichen Argwohn, der nur in Euerm Gemüthe wurzeln kann, vergebe Euch Gott, Gevatter Wilhelm!" sprach Andreas. „Er ist nicht edel, ich habe mich nie mit giftmischerischen Künsten beschäftigt." Dabei kostete er reichlich die Speisen, und Grumbach aß nun, ohne etwas auf diese Rede zu erwiedern. Der alte Mann aber war alterirt und schmerzbewegt, und sprach zu Grumbach: „Ihr wißt, Wilhelm, ich habe einen blöden Kopf. Wollt deshalb dem Referendar Schlehenrieth, den ich wieder habe rufen lassen, Eure Meinung kund thun." — Mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Genannten begann nun unterm Essen der Ritter: „Liebe Herren, ich bin nun nach jahrelanger Irrung mit dem Stift, um meiner Güter willen hier, die mir so unbillig genommen und vorenthalten worden, wie der weitläufige Schrifthandel ausgibt. Da mir nun Kaiser und Reich, Könige und Kurfürsten, auch andere Fürsten und Reichspotentaten nicht helfen können, weil das Stift auf keine Weise Vernunft annimmt, und ich darüber zum völligen Bettler fast geworden, so habe ich mich mit manchem Ehrlichen von Adel und andern guten und festen Männern verbunden, die jetzt mit mir hier sind, um mein Heil zu

versuchen. Gott hat mir das Glück in die Hand gegeben, die Stadt einzubekommen, und ich habe mich mit meinen Gefährten verbunden und verschworen, unsern Leib und unser Blut, denn an Gut habe ich nichts mehr, bis auf den letzten Mann einzusetzen, die Sache gerathe nun, wie sie wolle!"

Die Zuhörer gaben durch beredte Zeichen ihr Entsetzen ob dieser Rede kund, Grumbach bemerkte es, und fuhr beruhigend fort: „Ich muß bekennen, daß ich um des von mir immer noch geliebten Vaterlandes, und um gemeiner Christenheit Willen, deren Verderben ich nicht wünsche, auch weil ich wohl bedacht, daß ich eine Seele habe, die Gott einst zur Rechenschaft ziehen wird, und deren Heil ich zu suchen habe, ich, wenn das Stift sich mit mir wegen meiner Güter vertragen will, meine Mitverwandten zu bewegen hoffe, daß sie abstehen von dem beschlossenen Vorhaben; wo aber nicht, so wird die Sache dahin gedeihen, daß die Stadt Würzburg heimgesucht wird mit Mord und Plünderung, Sengen und Brennen, daß kein Stein auf dem andern bleibt, und daß wir durch das ganze Hochstift ein furchtbar blutiges Kreuz ziehen! Aber Gott der Allmächtige sei mein Zeuge, daß mein Herz dieses nicht begehrt, und daß ich selbst gern solches Unheil viel lieber abwenden helfen will, wie ich auch schon früher gethan, dafür ich hernach den Dank des Teufels im vollsten Maaß empfangen und eingeärntet!"

Stumm und betreten saßen der Senior, der

Referendar, der Syndicus, und drehten die Augen gen Himmel.

„Was man nun thun will, das thue man bald,“ fuhr der Sprechende fort: „sonst wird der Handel von Tage zu Tage mächtig schlimmer. Auch bilde man sich nicht ein, daß die Stadt vom Lande aus werde entsetzt werden, oder daß der Herr Bischof helfen könne. Dieser tapfere Mann ist bei Nacht und Nebel von der Feste entwichen, mit dem Hasenpanier. Er wird traun ein großes Heer unter dieser Fahne herbeiführen. Mir aber möcht ihr glauben, daß, so wahr Gott lebt, mir zweier großer Herren Hülfe zugesagt ist, mit siebzehn Fähnlein Fußknechten und dreitausend Reitern, die werden da sein, wenn ich winke, wie ein geschwindes Wetter. Ich gebe euch zu bedenken, in welchen Schaden dadurch das Stift kommen werde, den ich ihm jedoch nicht gönne. So will ich euch treulich gewarnt haben!“

Mit der zitternden Stimme des Alters nahm Thüngen hierauf das Wort: „Möchtet Ihr nicht Eure Forderung schriftlich übergeben, daß wir sie hinauf nach Hof schicken, und um Antwort anhalten? Ihr sehet doch ein, daß unsre Zustimmung allein Euch nicht fördern kann!“

„Ich habe mein Lebtag genug geschrieben und schreiben lassen!“ entgegnete Grumbach: „ich bin schreibensmüde. Ich hab's gesagt, ihr habt's vernommen; an euch ist's, hinauf zu berichten. Meine Feder hängt an meiner Seite, und ist scharf ge-

nug gespitzt hinter die härtesten Ohren etwas zu schreiben!"

Seufzend berieth sich Thüngen mit seinen Beiständen, und nahm das Wort wieder: „Leider ist außer mir und Herrn Siegmund auch kein einziger Kapitelherr in der Stadt. Wir wollen eine Deputation auf das Schloß senden an Stadthalter und Befehlshaber, und Eure Werbung dahin berichten lassen. Bitten Euch deshalb um Geleit."

„Es soll ein Trompeter eurer Deputation zugeordnet werden, schärft ihr ein, daß sie sich kurz fasse. Bis Mittag muß ich bestimmte Antwort haben!" gebot der Sieger und erhob sich zum Gehen.

Mittlerweile waren sowohl die Führer der grumbachischen Schaaren, als auch diese selbst nicht müssig gewesen, und der volle Tag gewährte in den Straßen der Stadt ein buntes lebenvolles Gemälde. Es war ein Jahrmarkt ohne Käufer und Verkäufer, und doch gingen alle Waaren in den überall geöffneten Buden reißend ab. Mit tausendfachem Jahrmarktskram behangen und bereichert sah man die Söldner sich fröhlich durcheinander tummeln. Da stürmte lärmend und lachend ein Haufe aus dem Hause eines Goldschmieds, und trug Teller und Schüsseln, Kannen und Kelche von reinem Silber in jubelndem Triumph davon, während ein anderer frohlockte, neue Schuhe und Stiefeln in großer Zahl erbeutet zu haben. Dabei ward außer Püffen und Rippenstößen, wenn die Eigenthümer so kühn waren, ihr Besitzthum vertheidigen zu wollen, Niemand

verletzt oder am Leibe geschädigt. In den Schenken strömte Wein und Bier vollauf, denn die Wirthe waren klug genug, sich durch solche Spenden die feindliche Soldatesca zu befreunden.

Jeder der Führer hatte sich einen Domherrnhof zum Quartier erwählt, und die meisten fanden für gut, sich um die Verhandlungen dessen, der sie nach Würzburg geführt, nicht zu kümmern, sondern den günstigen Moment zu nützen, und sich an das zu halten, was ihrem Wohlgefallen sich darbot. Da wurde fast überall fleißige Haussuchung gehalten, und was an werthvollem Geräth transportirbar war, als gute Prise aufgenommen.

Das Landvolk, welches in die Stadt zum Jahr-markt wollte, fand die Thore versperrt, und kehrte bestürzt heim, und so verbreitete sich bald durch viele Zungen aller Orten der Ueberfall. Viele bewehrte Mannschaft zog der Burg zu, auch rückten im Laufe des Tages die entbotenen Schützen ein, und selbst die Bürger der jenseitigen Vorstadt, die jeden Augen-blick das Herüberkommen der Feinde fürchten muß-ten, flüchteten mit ihrer besten Habe auf die geräu-mige Schutz darbietende Feste.

Dort kam auch die Deputation von sechs Män-nern an, der Trompeter blies um Geleit, und so wurden sie eingelassen, doch ohne den Trompeter, der nun allein vor dem Thore stand, und ängstlich zurück sah. Mit keckem Blick sah ihn der Trompeter in der Burg, der auf dem Wall stand, und rief ihn

an zu Gespräch und Kundschaft. Jener aber schwieg beharrlich und wurde ausgehöhnt.

Die Stadthalter, Räthe und Kapitelsherren in der Marienburg waren fast ganz dieselben, die dort zurückgeblieben waren, ehe der Bischof von Karlstadt wieder zurück kam. Sie vernahmen das Anbringen und den Vertrag der Abgesandten aus der Stadt, beriethen es und erwiederten, daß der Fürstbischof von dannen sei, daß er ihrer Treue die Feste bei Leib und Leben anbefohlen, was sie auch an deren Erhaltung setzen wollten. Sie könnten nicht mit Grumbach unterhandeln; würde er die Stadt schädigen, so wüßten sie es nicht zu umgehen, hinunter zu feuern, es treffe nun Freund oder Feind. Wollte aber Grumbach auf Treu und Glauben die Stadt verschonen, und seine Forderung schriftlich stellen, so sollte diese, es sei Tag oder Nacht, an den Fürsten gesandt, und dessen Resolution erharrt werden. Mit bangem Herzen ging die Deputation wieder vom Frauenberg herab.

Grumbach war sich längst im Stillen bewußt, daß die bischöflichen Stadthalter und Räthe als Männer von Ehre eine andere Antwort gar nicht geben konnten, deshalb saß auch Moritz bereits ämsig am Schreibetisch, und mundirte die kühnentworfenen Concepte der Vertragsbedingungen, während der Ritter in der Stadt sich umsah nach seinen Freunden und Hauptleuten. Sein erster Besuch galt Ernsten von Mandelslohe. Dieser wohnte im Bischofhofe, darin die fürstliche Rentkammer war; er kam ihm gutes

Muthes entgegen, und bot ihm einen Morgentrunk aus dem bischöflichen Keller. Auf Tischen und Stühlen lagen Geldrollen, Geldsäcke, Schuldbriefe, eiserne Kisten mit gesprengten Schlössern und Riegeln standen am Boden, und mehr und mehr des Gutes schleppten die Diener herbei, deren Taschen bereits schwer gefüllt, die Näthe der Kleider auseinander zogen.

„Was ist das?" fragte Grumbach überrascht.

„Geld ist's, wie Du siehst! Ich mache hier einen guten Fang, ich mache mich bezahlt!" war des Ritters Antwort; dabei hielt er dem Freund zwei Goldrollen hin.

„Behalte es!" sprach Grumbach finster. „Ich rühre den Pfennig nicht an. Nähme ich auch alles, was hier liegt, das ersetzte mir das Meine noch lange nicht. Suum cuique."

Mandelslohe lachte, als Grumbach sich unzufrieden zum Gehen wandte, und stieß die Thüre eines Nebenzimmers auf. „Schaue Dich einmal hier um!" sprach er. „Es lebe das jus talionis!"

Grumbach trat in ein geräumiges Gemach, das der Vorrathskammer eines Antiquars glich. Da lag und stand kostbarer Hausrath, zum Theil zerbrochen, bunt neben- und übereinander. Silbersachen, Gemälde, Künsteleien an allerlei kleinen Truhen, Schreinen und Schmuckkästchen von Bernstein, mit Perlmutterverzierung, herrliche Schachbretter, Krucifixe, von Gold und Silber, Pokale, Bücher, mathematische und physikalische Instrumente, als Son-

nenuhren, Kompasse, Brennspiegel u. dgl., nicht minder allerlei Waffenwerk von schätzbarer Arbeit, Jagdgeräthe aller Art, selbst Hüte, Hauben, Koller, und andere Kleidungsstücke beider Geschlechter.

Manches schien Grumbach so bekannt, er tastete es an, sein scharfes Auge überflog es, da stand da ein kleiner schwarzer Mann mit drei rothen Rosen in der Hand, und dort stand einer, da war er in Elfenbein gravirt, und dort in Silber, da war ihm der Biber in Gesellschaft zugetheilt, und dort die goldenen Huttenschen Querbalken im rothen Felde, dort noch andere Wappen.

„Ach! Nichts Neues unter der Sonne!" rief Grumbach. „Der Raub aus meinem Schlosse! Pfui! Pfui! Pfui! Wills auch ruhen lassen! Doch — da steht ja das Kästlein, ganz aus Agtstein, dessen Verlust meine gute Anna so beklagt, weil es ein Geschenk von — der andern Anna."

Er nahms, drückte an eine Feder — der Deckel sprang auf. Im Kästchen lag — eine blonde Locke, steif von Blut, im Deckel waren zwei Bildnisse, das der Schwester und Florian Geiers — unter beiden war ein Grab gemalt in einem Walde, darunter stand: Im Walde Gramschatz schläft mein Schatz, aber mein Gram wacht im Herzen stets.

Es flirrte dem Ritter vor den Augen — seiner Hand entfiel das Kästchen, in hundert Scherben zersplitterte das schöne Geräth. Grumbach seufzte tief auf, und wankte fort, ohne ein Wort zu

sagen. Mandelslohe nahm die ganz gebliebenen Bildnisse an sich.

Die Marienburg wimmelte in Folge des Umstandes, daß sie ihr Thor den Flüchtlingen geöffnet hatte, von allerlei müssigem Volk aus Stadt und Land, dazu kam noch der bewaffnete Succurs des Aufgebotes, und es war, als sei in Höfen und Hallen, hinter Mauern und Wällen ein belebter Jahrmarkt, zumal es nicht an Handelsleuten fehlte, die noch zum Markt hatten ziehen wollen, und so glücklich waren, ihre Absicht vereitelt zu sehen. Zwischen dem Gewühl und Getümmel der Menge wirbelten die Trommeln und riefen auf den Befehl der Stadthalter die waffenfähige Mannschaft zur Musterung, die nun in Rotten getheilt und auf die mit Geschütz ebenfalls versehenen Basteien und Wälle unter drei Hauptleute beordert wurden, deren einer der aus der Stadt entwischte Ludwig Frank war. Es fanden sich am Nachmittage auch Bürger aus den Vorstädten Hauch, Bleich und Sand ein, welche die Nachricht verbreiteten, die grumbachischen Leute wären theils von langem Marsch und Ritt äußerst müde, theils bereits gehörig bezecht, die Wachtposten seien schlecht, oder gar nicht besetzt, die Brückenthore seien geöffnet und könne Jedermann ungefragt aus- und

eingehen. Auch wären die Bürger der Vorstädte bereit, auf das erste Zeichen sich gewaffnet zu erheben, wenn sie nur gute Anführer hätten, und mit allem Ernst dem Feind zu Leib zu gehen.

Solche Botschaft allarmirte eine Menge Köpfe, es wurden allerlei Pläne zur schnellen Verständigung mit den Bürgern ersonnen, und über den Häuptern der Eroberer ballte sich eine drohende Wolke, ohne daß sie es ahneten. Bald auch fanden sich einige ritterlich Geborne, die sich zu Führern aufzuwerfen bereit waren, und so gelangte an die Stadthalter der Antrag: dreihundert Schützen und zwei Stücke auf Rädern zu gewähren, um bei Nacht in Verbindung mit den Bürgern der Vorstädte von zwei Seiten zugleich einen Einfall in die Stadt zu machen, und mit Gottes Hülfe den Feind zu Paaren zu treiben. So muthvoll und patriotisch dieser Antrag war, die Weisheit der Stadthalter fand für gut, ihn abzulehnen, denn sein Mißlingen hätte die Burg blos gegeben, und man tröstete die Muthigen mit der Hoffnung, daß ohnedieß bald genug Hülfe kommen werde, um dem Feind kräftig zu begegnen. Diese Antwort erregte großes Murren; unwillig ward sie vernommen, und das ohnehin durch die Umstände mehr als gewöhnlich aufgeregte Volk brach nach seiner Weise in Hohnreden aus, und machte seinen Unwillen in unschädlicher Satyre Luft. „Es sind lauter Weiber im Haus! Laßt die Besatzung Weiberröcke anziehen! Die Herren sind nicht werth, daß sie Hosen tragen!“ so hörte man rufen und es

währte nicht lange, so kam da und dort an einem Hut eine kleine Hose von blauem Tuche geschnitten, als Spottzeichen, zum Vorschein; der Spaß fand Beifall, erregte Gelächter und Nachahmung, und verbreitete sich so schnell, daß jeder, der nicht ein furchtsames Weib gescholten sein wollte, eine solche blaue Hose wie ein Feldzeichen an Hut oder Mütze stecken mußte, daß die Räthe sich genöthigt sahen, mit ernster Drohung und strenger Vollziehung einzuschreiten, um einer volksthümlichen Verbindung zu begegnen, die auf verachtungsvollen Trotz und in dieser Zeit doppelt gefährlichen Ungehorsam hindeutete.

Mittlerweile ließ die grumbachische Besatzung in der Stadt sich's allenthalben wohlsein, und ein Jeglicher suchte sich zu bereichern, wo und wie er konnte, so daß endlich Geschrei und Klage immer lauter wurde, denn obgleich die Reissigen im Allgemeinen Grumbachs Gebot respectirten, und keinem Bürger etwas mit Gewalt abnöthigten, so kamen doch einzelne Uebertretungsfälle vor, und die Senioren richteten an den Ritter die dringende Bitte, der Plünderung Einhalt zu thun.

Aufs höchste verstimmt, endlich nach so vieler körperlicher Anstrengung in seinen Jahren, und nach so mancher leidenschaftlichen Anspannung aller Seelenkräfte ließ Grumbach dicht vor seinem Quartier unter den Linden, die den Platz hinterm Domstift überschatteten, einen Galgen errichten und durch alle Straßen ausrufen, daß Jeder, der einen Bürger

beraube, ohne Weiteres daran aufgehenkt werden würde.

Den Bewahrern der Feste ließ Grumbach anzeigen, er werde am Vormittag des nächsten Tages seine Forderungen schriftlich übersenden; im Uebrigen wolle er in Beziehung auf das, was er mit den Seinigen unternehme, ungebunden bleiben. Die Herren Stadthalter und Räthe zu Hofe möchten das Haus ihrer Pflicht getreu, zum Besten verwahrt halten, er wolle in der Stadt vornehmen, was nöthig scheine. Käme es zum Vergleich, so geschähe beides dem Bischof zum Besten, wo nicht, müsse Jeder sich seiner Haut wehren, so gut er könne.

Gegen Abend sammelte der Ritter seine Hauptleute um sich her, ritt an alle innern Thore, besichtigte sie, und ließ, als es dunkel geworden, einen Trompeter auf der Brücke laut blasen, um die auf der Burg glauben zu machen, es solle ein Angriff unternommen werden. Lustig schmetterte die Weise des damals üblichen Buhlerliedleins durch die Stille der Nacht, über den rauschenden Mainstrom:

Ist mir ein feins brauns Mägdelein
Gefallen in meinen Sinn.
Ich wollt, ich könnt heut bei ihr sein!

Die auf der Burg verstanden alsbald den Sinn dieser Werbung, daß sie der jungfräulichen Feste gelte, und ließen durch ihre lustigen Trompeter ein Spottstücklein hernieder blasen, das fröhliglich die Luft durchschallte in der Weise eines noch immer

üblichen Zapfenstreichs und nach den damals gang und gäben Worten:

Es hat mich zwar das Hündlein bissen,
So hats mich doch nicht gar zerrissen,
Es hat mich lassen leben! —

So rankte sich mitten in den bedrohlichen Ernst die heitere Spottlust und Neckerei, wie die Rebe des Steins um eine mit Geschütz bepflanzte Bastion der Feste, und ruhig blieb die Nacht, so ruhig, als walte ungestört über Burg und Stadt der segenvolle Friede des Krummstabes.

Am nächsten Morgen überbrachte Moritz den Senioren die Vertragsnotel, die sie durch Schlehenrieth hinauf zur Burg sandten und anzeigen ließen, Stadthalter und Räthe möchten wohl bedenken, daß Grumbach nichts von den Stiftsgütern begehre, sondern nur seine eigenen, und die Aufrechthaltung früherer Verträge; daß er im Betreff seines Schadenersatzes es auf die Entscheidung fürstlicher und adelicher Schiedsrichter ankommen lassen wolle, und daß er und seine Genossen mit leidlichem Geld sich begnügen wollten. Die Räthe versprachen, die Notel alsbald an den Bischof zu befördern, doch suchten sie dadurch Zeit zu gewinnen, daß sie vorgaben, sie wüßten nicht, wo der Bischof sich aufhalte, und begehrten einige Tage Frist zur Uebergabe ihrer Erklärung.

Kaum glaubte Grumbach, mit einiger Ruhe baldiger Entscheidung entgegenhoffen zu dürfen, so

drang schon ein Hülfeschrei der Senioren, an die sich jede Klage wandte, in sein Losament. Die im Stift Neumünster liegenden Reiter waren in die Kirche gebrochen und hatten die Sakristei beraubt. Zornig sandte der Ritter seine Leibtrabanten nach dem Ort des Frevels, es gab blutige Köpfe, einer der Räuber wurde durch den Arm geschossen, zwei andere in die Eisen geschlagen. Aller Raub wurde zurückerstattet. Der verwundete Räuber jagte sich eine Stunde später selbst eine Kugel durch den Kopf.

Je länger die Soldatesca müssig in der Stadt lag, um so zügelloser drohte sie zu werden. Die Domherrnhöfe waren so ziemlich ausgeleert, mancher Bürger kaufte sich mit Geld von Erpressungen los. Die Kirchen und Klöster waren bedroht, so daß Grumbach überall hin Wachen und Salvegardien bestellen mußte. Auf seinen Befehl wurden auch die verstreuten Schulddocumente in der Rentkammer wieder gesammelt, und Ernst von Mandelslohe angewiesen, Sorge zu tragen, daß kein wichtiges Dokument verloren gehe.

Zwei volle Tage und zwei Nächte war die Stadt Würzburg nun in Grumbachs und der Seinen Hand, der Mittwoch war da, aber immer noch

keine Entscheidung. Die Hauptleute murrten und drohten. Ihr Führer erschien zu glimpflich, zu menschlich, zu streng gegen blinde Raublust und Zerstörungssucht. Es war nicht mehr viele Zeit zu verlieren, dieß fühlte der Eroberer, und beschied zu einer großen Versammlung alle seine Freunde und Führer, so wie die Senioren und Rathsverwandten in den geräumigen Garten des Domprobsts. Die Herbstsonne schien wieder mild und freundlich durch das bunte Laub der Bäume, Schaaren muntrer Vögel jagten sich dort umher und naschten die letzten Beeren des Sambucus. Kleine Springbrünnlein rauschten anmuthig, und fliegender Sommer spann von einer Heiligenstatue und Statuette des Gartens zur andern silberfarbige Elfenbrücken.

In den Frieden der zum Winterschlummer sich vorbereitenden Natur traten die Männer des Unfriedens raschen Schrittes. Sie achteten nicht die letzten Gaben der Flora, womit die Schnörkelbeete noch prangten, welche die Gartenkunst jener Zeit für schön erachtete. Die Blicke glühten voll ungeduldigen Verlangens, die Federn schwankten in stolzer Bewegung auf den Hüten, manche Hand lag wie drohend an dem Griff des Schwertes. Die Hauptleute alle waren höchst einfach gekleidet, am einfachsten Grumbach, an ihrer Keinem ward der Schmuck erblickt, mit dem der Krieger gern sich zierte, güldne oder silberne Ketten, Kleinode oder Schaustücke. Sie schienen freiwillig oder unfreiwillig das Gelübde der Armuth abgelegt zu haben. In Demuth nahten und

bange vor den nächsten Minuten, die Senioren und der Stadtrath, die Hartbedrängten, in der Hauptsache meist Unschuldigen. Als alle versammelt waren, nahm Grumbach rasch das Wort.

„Ihr Herren!“ begann er: „Stadthalter und Räthe zu Hof haben durch euch mir zu wissen gethan, daß sie unter zwei Tagen mir bestimmte Antwort nicht zusichern könnten, und ich möchte mir doch einen Stillstand gelegen sein lassen, um die ganze und mächtige Sache der Entscheidung von Kaiserlicher Majestät, Kur- und andern Fürsten anheimzugeben. Man versucht, wie immer, mir mit guten glattgeschmierten Worten den Mund aufzuziehen, daß ich die schnöden Bißlein eurer List verschlucke, unterdeß das Stift sich stärken soll, und wir mit Spott und Hohn davon ziehen. Das will ich nicht, das wollen die Meinen nicht! Darum kurz und gut, wißt ihr Herren uns keinen Bescheid zu geben, und die Sache zum Entschluß zu bringen, so geschieht was wir gedroht, Plünderung der Stadt, Ermordung aller Lebendigen darin, Anzündung an allen Ecken, und ein Kreuz durchs Land mit Schwert und Fackel, so weit als möglich! Aber weiß es Gott, ich möchte meines Theils solcher That, die ich dann auf eure Seelen lade, gern überhoben sein! Bin ich nicht langmüthig genug? Harre ich nicht wie ein geduldiger Narr? Halte ich nicht zu euerm Besten das Schwert in der Scheide? Mein ist die Stadt; wer wehrt es mir, sie total auszuräumen und in einen Aschenhaufen zu verwandeln? Ich

schütze sie, statt sie zu verderben, selbst gegen die Verabredung mit den Meinen, ich bewache ihre Kirchen, ihre Klöster, ihre Heiligthümer; ich taste nicht an euern Glauben, während jetzt allenthalben im Hochstift der Protestant sich grausam verfolgt sieht! Wißt, Herzog Erich von Braunschweig und der Graf von Oldenburg, euer alter Feind, einer davon ein eifriger Zwinglianer, sind hierher im Anzug; kommen diese, und wir verhandeln noch, dann, beim Tod Gottes, weiß ich euch keine Hülfe mehr! Bekommt der Zwinglianer Stadt und Feste ein, dann gnade euch Gott. Ich habe das Meine gethan, habe geharrt und gewarnt, ich wasche meine Hände in Unschuld, und habe euch nichts mehr zu sagen!"

„So müssen wir dennoch bitten," sprach Thüngen durch Schlehenrieths Mund zu Grumbach: „daß ihr vergönnt, nur noch einmal nach Hofe zu senden und der letzten Antwort zu harren. Wir hoffen ja, gütliche Unterhandlung bei den Herren Statthaltern und Räthen zu erlangen!"

„Thut es, aber thut es rasch und bald!" erwiederte Grumbach. „Ich verlasse bis zur Antwort dieses Haus nicht! Ginge es den Räthen und euern Praktiken nach, könnte ich warten, bis mir darüber der Kopf abgeschlagen würde. Habe lange genug gewartet! Oder haltet ihr mich für so dumm, daß ich nicht wüßte, daß dem Stift Hülfe kommen wird? Nicht das ständische Bündniß mit Bamberg und Nürnberg, nicht das mit Bayern, nicht die langweiligen und abgeschmackten Kammergerichts-Mandate,

noch sonst etwas, sollen mich von dieser Stelle bringen. Mein Geld und Gut ist dahin, das Stift hat's verschlungen, ich und meine Gesellen haben nichts mehr, als eine Handvoll Blut im Busen, die setzen wir hiermit auch noch dran, aut Caesar, aut nihil!"

Die Greise hoben mit überströmenden Augen ihre Hände zum Himmel, und ihre Blicke schienen droben Erbarmen zu suchen, oder rächende Blitze herabbeschwören zu wollen, aber die Sonne schien freundlich, die Vögel zwitscherten, und von den Bäumen träufelte ohne Aufhören das Laub, an Vergänglichkeit mahnend und an den Eilschritt der ewig rastlosen Zeit.

Die frühern Zwischenträger wurden noch einmal zur Burg gesandt, indeß verstreuten sich in dem schönen Garten murrend die Hauptleute, pflückten die vollreifen Trauben an den Spalieren, oder erkränkten ihren Groll im Wein, der aus dem Keller des Domprobstes in reicher Fülle herbeigetragen wurde, bis daß Antwort käme, die ein großer Theil von ihnen nichts weniger als befriedigend wünschte, um blindwüthender Mord- und Raublust fröhnen zu können.

Es war eine sehr erschütternde Scene, als die Abgesandten in das Sessionszimmer auf dem Frauenberg traten, in dasselbe Zimmer, in welchem einst Melchior Zobel seinen Marschall so bitter demüthigte und mißhandelte. Die Räthe waren alle beisammen, deren Obhut Wirsberg das Schloß vertraut: die Kapitularen Neustätter, genannt Stürmer, der

semperfreie Schenk von Limburg, der alte Hans Adam von Grumbach, der nichts thun konnte, seines Vetters Zorn zu dämmen, Pancraz von Rabenstein, der vom Schuß bei Kretzers Attentat noch einen Kalender am Leib trug, und die weltlichen Räthe: Ritter von Münster, Hans Zobel, nebst dem Landmarschall von Erthal.

Zu diesen traten jetzt der Syndicus Dänzer, der Bürgermeister Groß, die Rathsherren Paulus von Worms, Heinrich Göbel und Christoph Anselm, mit Schlehenrieth als Sprecher, welcher nach der Begrüßung sogleich begann: „Gnädige und ehrenfeste Herren, zwei Worte haben wir euch zu sagen, die lauten: „Vertrag mit Grumbach, oder Blut! Blut der würdigen Senioren des Domkapitels, eurer Brüder im Herrn, Blut unser aller in Stadt und Land, so weit der Feind es erreichen kann. Was geschieht, laden wir auf eure Verantwortung vor unserm gnädigsten Fürsten, auf euer Gewissen vor Gott, der es von Euch wieder fordern wird am Tage des jüngsten Gerichts! Der Kolben ist zum Schilde gelegt! Das Hochstift, das Land ist in höchster, dringendster Gefahr! O habt Erbarmen, denn wenn ihr zulaßt, daß es zum Aeußersten kommt, so ist und bleibt das verwaisete Stift dann doch noch unvertragen und in Unfrieden und Sorgen wie zuvor! Schont das Leben der Unschuldigen, schützt die Gotteshäuser, schützt die Stadt! Um Christi Barmherzigkeit Willen, übt selbst Barmherzigkeit!"

Mit thränenden Augen, mit flehend gehobenen Händen stürzten die sechs Männer allzugleich auf ihre Kniee nieder, daß es den Räthen eiskalt durchs Herz fuhr, jene aber fuhren auf den Knieen liegend, weinend fort zu sprechen: „Wir versehen uns zur Gnade unseres fürstlichen Herrn, der uns verlassen hat in dieser jammervollen Noth und Bedrängniß, daß er zur Verschonung des Christenblutes, so der Allmächtige ihm vertraut, und einst von ihm wieder fordern würde, genehmigen wird, was Euer Gnaden Gnädiges beschließen, und nicht zürnen wird, um Erlassung eines Stück Erdbodens oder Geldes, zu dessen Aufbringung ja Jedermann gern und willig beisteuern wird. Erbarmet euch, daß der Herr sich eurer erbarme!“

Der Landmarschall gebot mit bewegter Stimme den Knienden, sich zu erheben, und ließ sie, der Form gemäß, unter mild tröstenden Worten einige Augenblicke abtreten. Was hätte es auch längerer Berathung bedurft? Die Vota hingen den starken Männern in großen Tropfen an den Wimpern, und perlten auf die Wangen herab; es war in ihren kummervollen Mienen das Wort einer unaussprechbaren Uebereinstimmung zu lesen, und in solchem Einverständniß sagte Erthal den wieder herein Gerufenen, weil denn der Jammer so groß, und die Noth so dringend, so möchten sie den Senioren melden, daß wenn unter Treu und Glauben Grumbach sichres Geleit verstatten, und zwei Edelleute mit einem Trompeter auf die Telle senden wolle, die aus der

Burg kommenden zu Geleit anzunehmen, so wollten sie, die Räthe, mit dem Ritter und den Seinen persönlichen Zwiesprach halten.

Mit leichterm Herzen, wie sie zur Burg hinaufgetragen, stiegen nun die Abgeordneten eilend herab, brachten den Senioren die erfreuliche Nachricht, und diese säumten nicht, sich zu dem harrenden Grumbach zu verfügen, und es ihm und den noch bei ihm Versammelten anzusagen. Auch diesem war die Nachricht willkommen, nur drang er auf Eile, und versicherte, daß die Herren droben auf dem Frauenberge nicht zu zweifeln brauchten, daß von seiner Seite Treue und Glauben gehalten werden würde, da er noch niemals zugesichertes Geleit unritterlich verletzt habe.

Und so geschahe es, daß unter allen üblichen Formen die Domherren Schenk von Limburg und Neustätter, Stürmer genannt, der Ritter von Münster, und der Marschall von Erthal die Feste verließen, von Jobst von Zedwitz und Asch von Holle zu Geleit angenommen, und in den Thüngenschen Hof begleitet wurden. Hierauf verfügten sich Schlehenrieth und Dänzer zu Grumbach und fragten demüthig an, zu welcher Stunde ihm gelegen sei, daß die Herren Räthe zu ihm kämen? Grumbachs Antwort war ein spöttisches „Gar nicht! Die edeln Herren sollen sich nicht zu uns bemühen, wir wollen ihnen sogleich selbst unsere Aufwartung machen, damit die Sache rasch vor sich gehe.“

Jene entfernten sich, und Grumbach ließ diejenigen in ein Zimmer versammeln, die ihn

begleiten sollten. Es war jetzt noch Niemand bei ihm im Zimmer, als Wilhelm von Stein und Moritz, der die Reinschrift des Vertrages, wie Grumbach ihn concipirt, nebst anderm Papier bereits unterm Arme hielt.

„Endlich, endlich so weit! Es ist Zeit, beim Sakrament!“ rief Stein aus.

„Ja wohl ist's Zeit, lieber Gevatter, und wir müssen uns ernstlich daran halten,“ antwortete Grumbach.

„Die Andern sind unwillig, schwierig, kaum zu halten, murren laut unter sich!“ fuhr Stein fort.

„Meinst Du, ich wisse das nicht?“ fragte Grumbach. „O ich kenne sie, diese Gesellen! Leider! leider, daß uns das Stift gezwungen hat, auf solchem Weg und mit solchen Mitteln unser Recht zu suchen! Wohl habe ich die lungernden habgierigen Blicke gesehen, wohl es wahrgenommen, daß sie aufgebracht sind über meine Geduld. Sie möchten sengen und brennen, morden und stehlen! Doch das sei ferne, ich würde den Befehl dazu nicht geben, auch wenn wir unvertragen blieben, was kann die Stadt dazu, daß sie unredliche Herren hat? Aber froh will ich sein, wenn wir diese Stadt wieder hinter uns haben, der Boden brennt mich an den Sohlen, als sei Feuer darunter. Gott lenke den Sinn der Räthe zum Guten, sonst kann ich meines Volks nicht mächtig bleiben, und dann wird es schlimm, sehr schlimm! Kommt!“

Die Herren waren alle versammelt im größten Zimmer des Thüngenschen Hofes. Da saß nun im breiten bequemen Lehnstuhl am obersten Ende der langen Tafel der Mann, den in demselben Zimmer vor vier Tagen sein Nachbar zur Linken, Herr Andreas von Thüngen, mit allerlei unschönen Ehrentiteln genannt und geschildert. Damals war er abwesend, und jetzt war er anwesend, und als sein scharfer durchdringender Blick die Gesichter alle überflog, die am Tisch sich reihten, fand er in jedem eine gewisse höfische Freundlichkeit. Am untern Ende der Tafel saß mit gespitzter Feder der Syndicus, um Wort für Wort die Verhandlung zu protocolliren. Neben ihm saß Schlehenrieth, das Duplicat des Vertrags in Händen, um aufmerksamen Blicks nachzulesen. Moritz trug langsam und gemessen, laut und vernehmlich die Punkte vor, und wie mißfällig auch das Ganze den würzburgischen Räthen erschien, so mußten sie sich innerlich doch gestehen, daß ihrer Keiner an Grumbachs Stelle den Vertrag umsichtiger und besser ausgearbeitet haben würde. Derselbe begann: Wir Friederich von Gottes Gnaden, Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken, auch Domprobst, Dechant, Senior und Kapitel gemeiniglichen des Domstifts zu Würzburg rc. rc. und dadirte zunächst den Zwiespalt von der Markgräflichen Fehde; er nannte Grumbach in Folge dieses Zwiespaltes und der Einnahme von des Ritters Gütern als Eroberer von Würzburg, legte, satyrisch genug, Bischof und Kapitel friedliche und einträchtige Gesinnung

unter, und machte nun Punkt für Punkt die Bedingungen des Friedens und der Schonung von Stadt und Land namhaft. Es waren aber diese Punkte die Folgenden:

Gänzliche Wiedereinsetzung Wilhelms von Grumbach in seine väterlichen Güter, und Schadloshaltung gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, dem Bischof Zobel unüberlegt genug einen Theil derselben übergeben hatte.

Zurückgabe des Vertrags vom 11. Juni 1552 mit Melchior von Zobel und dem Kapitel, dessen Erneuerung und Aufrechthaltung.

Eine Entschädigung für das in Grumbachs Waldungen bisher vom Stift geschlagene Bauholz, damit er seine Güter wieder in ein baulich Wesen bringen könne, desgleichen eine Entschädigung für die bisher entbehrte Nutznießung seiner Güter.

Friedlicher Vergleich und Vertragung mit Wilhelm von Stein und Ernst von Mandelslohe, die im Markgräflichen Kriege durch das Hochstift vielen Schaden erlitten, durch angemessene Entschädigungsgelder.

Dagegen wurde zunächst Zurückführung des Kriegsvolkes aus Stadt und Land ohne Brennen, Plündern, Brandschatzung und Beschädigung verheißen, zugleich auch Abwendung der noch erwarteten Hülfstruppen, jedoch, um die Truppen befriedigen zu können, die Summe von fünfundzwanzigtausend Reichsthalern aus den Mitteln des Stifts ausbedungen.

Wenn das geschehen, solle aller Irrthum, Widerwille und Span zwischen dem Bischof, Kapitel und Stift, und Grumbach und seinen Mitverwandten auf ewig abgethan und vergessen sein.

In gleicher Weise sollen diejenigen, welche wegen Bischof Melchiors Entleibung, oder noch vom markgräflichen Kriege her verdächtigt, oder verhaftet seien, frei und vor Verfolgung gesichert bleiben.

In diese Friedenspakten sollten auch die fränkischen Einigungsverwandten Würzburgs dermaßen begriffen sein, daß die Gegenpartei von diesen gänzlich unbedrängt bleibe.

Alle rechtlichen Verhandlungen am Reichskammergericht und am Lehengericht zu Würzburg gegen Grumbach und Stein sollten mortifizirt sein; und Niemand solle, selbst nicht der Kaiser, dieses Vertrages halber, es sei mit Recht oder Unrecht, etwas mit Geboten, Verboten, oder Mandaten gegen Grumbach vornehmen, vielmehr wolle das Stift selbst die Gegenpartei gegen dergleichen in Schutz nehmen, und der römische Kaiser und König solle den Vertrag bestätigen.

Der gefangene Domprobst, Reichard von der Kehre, solle sich mit Jobst von Zedwitz wegen seiner Ranzion vergleichen, und dann alsbald freigelassen werden.

Diesen Bedingungen folgte nun die bindende Formel und das Versprechen von Seiten des Bischofs und des Kapitels bei Ehre, Treue und Glauben, an Eides Statt, dem Vertrag nach-

zukommen, ihn unterschrieben und untersiegelt binnen zwei Monaten in Grumbachs Behausung nach Hellingen zu schicken, und im Fall der Verzögerung solle Grumbach und selbst seine Erben Macht haben, die jetzt unterschreibenden Kapitelherren und Räthe aller Orten und Enden einzumahnen, und diese gehalten sein, auf solche Mahnung sich sofort ohne Hinderniß und Aufenthalt, wie irgend eines Menschen Sinn dergleichen erdenken könne, in Grumbachs und seiner Erben Haft freiwillig einzustellen, bis der Vertrag ihm zugeschickt und in allen Dingen ohne Gefährde und Arglist vollzogen sei.

Die Räthe seufzten; es kam nun zur Berathung, die unter den obwaltenden Umständen eine lange nicht sein konnte und durfte. Grumbach ging es ein, daß im Betreff der ersten drei Artikel diese zuvor einem schiedsrichterlichen Erkenntniß des Erzbischofs von Mainz, des Herzogs Johann Friedrich II. und des Landgrafen Philipp von Hessen unterliegen sollten. Die Entschädigung für Mandelslohe wurde auf 6000 Reichsthaler, zahlbar auf nächster Leipziger Neujahrsmesse, stipulirt. Wilhelm von Stein, der höher Betheiligte, sollte nächste Petri Stuhlfeier 5000 Reichsthaler, und ein Jahr später nochmals dieselbe Summe empfangen. Nicht minder sollte ihm zur Wiedererbauung seiner Burg Braitbach das Holz aus dem Bramberger Wald verabfolgt werden. Auch sollte ihm die Beitreibung einer bisher verweigerten Schuldforderung in Haßfurt unverkümmert bleiben, dagegen

auch er diejenigen Insassen des Stiftes befriedigen, die Forderung an ihn hätten.

In Betreff der verlangten Contribution von 25,000 Reichsthalern waren es Grumbach und Stein zufrieden, daß 10,000 Thaler sogleich erlegt, und über 10,000 Thaler Wechselbriefe auf Frankfurt, zahlbar nächste Petri, und die letzten 5000 Thaler ein Jahr später bewilligt wurden.

Zu dem Artikel der Sicherung und Freiung der des Mordes an Melchior verdächtigen Personen fügten die Räthe den Partikel, daß auch gleichermaßen das Stift und seine Unterthanen, Geistliche und Weltliche, vor diesen Leuten und den Ihrigen gesichert und gänzlich ungedrängt bleiben sollten, wogegen nichts eingewendet wurde.

Wegen den fränkischen Einigungsverwandten wurde eingeworfen, daß deren Wille zu berücksichtigen sei, ob sie sich in dem Vertrag begreifen lassen wollten oder nicht.

Friedlich und einträchtig ging die Versammlung aus einander, und in bester Hoffnung verließ auch Grumbach das Haus der Berathung. Ungefährdet kehrten Statthalter und Räthe zur Hofburg zurück. —

Wie sehr auch die Männer, die an des Fürsten Stelle die Zügel des Regiments in der Bischofstadt führten, die Ueberzeugung theilten, daß ihnen das Schwert durch Grumbach auf die Brust gesetzt sei, und wie sehr sie für ihr eigenes Leben besorgt sein mußten, heimlich hofften sie doch immer noch auf Hülfe von Außen. Aber diese Hülfe blieb aus, und ihr Ausbleiben mußte äußerst bedenklich erscheinen. Ein zahlloser Adel bekleidete die Stellen als Amtmänner, Stadt- und Schloßhauptleute, Klostervögte, und hatte sonstige Bestallungen; man durfte billig erwarten, daß die Kunde des Bedrängnisses, in welches die Hauptstadt verstrickt war, Zeit genug gefunden, zu ihnen zu dringen, aber von Hunderten kamen nur zwei. Einer davon war Georg von Lichtenstein, Grumbachs einstiger Pflegesohn, später Hofherr, jetzt Amtmann zu Trimberg. Diesen trieb es an, dem Stift gegen seinen einstigen Wohlthäter zu Hülfe zu ziehen; er kam mit sechs reissigen Knechten und zwei Einspännigern von seinem stolzprangenden herrlichen Amthaus, das jetzt auch nur eine malerische Trümmer, auf der Marienburg an. Es waren aber keine Krieges- und Siegeslorbeern für ihn zu erringen, und er mußte mit dem unbefriedigenden Gefühl, an Wilhelm von Grumbach die goldenen Sporen diesesmal nicht verdienen zu können, wieder dahin zurückkehren, woher er gekommen war. Der zweite, welcher helfen wollend anlangte, war Philipp von Thüngen, ein jüngerer Bruder des Seniors, den

um diesen bangte, sonst wäre er wohl auch auf seinem Amtssitze Hohenburg an der Werrn geblieben.

Es währte ohnerachtet allen Drängens und Treibens um Beschleunigung der Vertragsunterschrift und Uebergabe dennoch bis zum Freitag den achten October. Grumbach gab ein Frühstück in seinem Quartier, an dem seine Gefährten alle Theil nahmen. Die Stimmung aber, in der sie beisammen zu Tafel saßen, war nicht die beste, nicht die friedlichste, und der Wein zumal erhitzte die Köpfe und regte manche lose, freie, mitunter auch freche Rede an. Da trat der Amtmann Philipp von Thüngen ein, und brachte endlich im Namen seines Bruders den Vertrag, der von allen Theilen unterzeichnet war. Es wurde ihm der Willkommenbecher dargeboten, und ein Stuhl; er nahm beides an, that Bescheid, sprach aber unbedachtsam die Worte, als Grumbach ihm für seine Bemühung bei diesem Handel dankte: „Euer Vertrag, Ritter Grumbach, ist den Herren Statthaltern und Räthen sehr zuwider und beschwerlich, und sie haben ihn mit Unwillen und Klagen gesiegelt und unterschrieben, haben auch die Worte hinzugefügt: gleichwohl mit Beschwerden.“

Ein allgemeines Murren des Unwillens entstand in der Gesellschaft der Hauptleute, und aller Augen richteten sich zornig auf den Amtmann. Grumbach aber, ebenfalls vom Wein lebhafter und empfindlicher gestimmt, stieß seinen Becher heftig auf den Tisch, und fragte, indem er sich mit imponirender Haltung erhob: „Wie war das? Fühlen die Herren sich

beschwert, so haben sie wohl auch keine Lust, den Vertrag zu halten? Nicht wahr? Nehmt ihn wieder, nehmt ihn zurück, ich bin es auch wohl zufrieden!"

Stürmisch rief jetzt Ernst von Mandelslohe: „Laß den Pfaffen ins Teufels Namen ihre Briefe! Siehst Du? Das hast Du vom Zögern und Zaudern!"

„Merkst Du, was dahinter steckt? Merkst Du, was sie wollen? Aufschub, Verzögerung, Zeitgewinn!" sprach Stein mehr flüsternd zu Grumbach, an dessen Seite er saß, sich neigend.

„Laßt uns endlich gewähren! Haltet das gegebene Wort!" riefen Dietrich Picht und Zedwitz. „Wir sind nicht hierher gekommen, mit Pfaffen Verträge zu machen, und uns an der Nase herumziehen lassen!"

„Du hast uns nicht zur Harre gedungen, sondern zu einem Reitersdienst. Dazu haben wir unsere Reisige geworben und hergeführt!" warfen Andere vor, und Philipp von Thüngen hatte Mühe, den ausbrechenden Sturm zu beschwichtigen. „Edle Herren!" rief er: „das begreift ihr doch, daß es den Räthen schwer ankommen mußte, eure Bedingungen einzugehen! Doch am Halten der Punkte dürft ihr keineswegs zweifeln."

„Haltet, oder haltet nicht, nehmt die Briefe zurück, oder laßt sie da, es gilt mir gleich!" rief Grumbach ärgerlich. „Wir wissen, was wir zu thun haben!"

Dennoch nahm er den Vertrag und die Urkunden an, die ihn wieder in seine Güter einsetzten.

Und als das Morgenmahl geendet war, riefen Trommeln und Trompeten durch die Straßen Würzburgs die Truppen zum Aufbruch. Die in Pflicht und Huldigung genommenen Bürger wurden ihrer Eide losgesprochen und wieder an ihren Herrn, den Bischof gewiesen, unter der Klausel jedoch, daß sie in Grumbachs Pflicht blieben, wenn der Vertrag nicht gehalten, oder vom Bischof nicht ratificirt würde. Dem Stadt-Rath wurden die Schlüssel der Thore zurückgegeben, der Bürgerschaft ihre Wehre, die Senioren empfingen das Kammer-Siegel und die Quittung über das baar gezahlte Geld.

Unter Trommel-, Pfeifen- und Trompetenschall, mit fliegenden Fahnen, bepackt mit mancher Beute, zog noch an demselben Tag das kleine Heer aus Würzburgs Thoren.

Grumbach, Stein, Mandelslohe und Moritz blieben bis zuletzt zurück, damit auf keine Weise noch eine Unordnung vorgehe. Jeder der übrigen Führer ritt vor seinem Haufen. Das Kriegsvolk rief den Bürgern höhnende Abschiedworte zu. Achthundert Söldner hatten eine Stadt fünf Tage lang behauptet, aus der sie siegreich zogen, die schon damals einer Bevölkerung sich erfreute, welche der heutigen nicht allzusehr nachstand. Sie hatten sich aller Verbote ohngeachtet des Plünderns nicht enthalten, so daß mancher Bürger darunter gelitten, nicht minder die Nürnberger Handelsleute, doch waren die

Verluste der Bürgerschaft äußerst gering gegen die Beute, welche aus den Höfen der geistlichen Herren, deren Ausräumung gestattet, ja so zu sagen, geboten war. „Lebe wohl! Würzburg! Auf Wiedersehen!“ rief Grumbach zur Stadt hinab, als er noch einmal auf dem Berge umblickte. Er war erfreut, so die Stadt zu verlassen, wie er sie verließ, doch war die Freude seiner Seele nicht rein, und er blickte in keine heitere Ferne. Würzburg lag im Sonnenschein unter ihm, die Marienburg war grell beleuchtet, man konnte einen Haufen Hakenschützen erkennen, der herunterzog, die Stadt zu besetzen bis zu des Bischofs Rückkehr, welcher mit bangem und schwerem Herzen seine Räthe nun entgegen sahen. Aber über den Bergen nach dem Spessart hin stand tiefschwarz eine hohe sturmkündende Wolkenwand wie der Vorhang eines dunkeln Verhängnisses.

„Was führst Du denn mit Dir heim als Beutepfennig, Moritz?“ fragte, um ein zerstreuend Gespräch zu beginnen, Grumbach seinen liebsten Gefährten.

„Nichts!“ war die einfache lakonische Antwort des jungen Mannes, der es verschmäht hatte, sich fremdes Gut anzueignen.

„So bist Du bei Gott der Reichste von uns Allen!“ sprach der Ritter seufzend, und schwieg nun lange Zeit, an die Zukunft und ihre verhüllten Räthsel denkend. —

Drei Tage nach Grumbachs Abzug kehrte der Bischof in seine Residenz zurück. Es war schon Abend, doch suchten die Räthe um eine Audienz

nach, die er gewährte, und nun that der Referendar Schlehenrieth langen und ausführlichen Vortrag von allem, was und wie es sich ereignet, und bat in den demüthigsten Ausdrücken um Confirmation des Vertrages. Wirsberg hörte ihn mit tiefgerunzelter Stirne, belobte zwar die Treue der Diener, entschied sich jedoch nicht sobald für die Unterschrift des Vertrages, sondern nahm sich Bedenkzeit. Es erschienen auch die Bürgermeister mit dem Stadtrath, fielen dem Bischof zu Füßen und baten flehentlich, er möge als christlicher löblicher Fürst jene Notel unterzeichnen. Sie erhielten Versicherungen des Mitleids mit der Stadt, doch auch noch keine entscheidende Resolution.

Am Sonnabend früh ließ Wirsberg die beiderseitigen Räthe berufen, und that ihnen den Entschluß kund, den höchst beschwerlichen Vertrag in Gottes Namen zu unterzeichnen und zu bestätigen, doch mit dem Vorbehalt, daß das ganze Kapitel, was zu solchem Akt einberufen sei, sich damit einverstanden zeige. Zum Stadtrath aber sprach der Fürst nicht sonderlich gnädig: „Es ist neben dem Schaden, den Stadt und Stift haben, Spott und Schande, und zum Erbarmen, daß in einer bischöflichen Hauptstadt nicht bessere Aufsicht und Wache gehalten wird, daß sich ein solcher Einfall ereignen konnte, den jeder kleine Flecken abgewehrt haben würde. Wir werden nicht unterlassen, strenge Nachforschung deshalb zu halten, und werden die zu finden wissen, denen wir das danken, und ihre Gebühr ihnen angedeihen lassen."

Doch nach der trüben Wolke der Ungnade ließ der Fürstbischof auch wieder die Sonne seiner Freundlichkeit scheinen. Er behielt die Räthe zum Frühstück auf der Burg und gab durch höchsteigne, ungezwungene und freiwillige Unterzeichnung den in seinem Namen abgeschlossenen Vertrag mit Grumbach die volle Rechtskraft und Rechtsgültigkeit.

Als der Wein des Frühmahls die Versammlung heitrer stimmte, überreichte der Hofpoet mit devoter Reverenz einen zierlichen Denkspruch auf die Einnahme der Stadt in der Form der Chronodistichen:

HeV qVantVs terror CLero GrVMbaChIVs hostIs
QVaLIs anXIetas CIVIbVs ILLe fVIt.

Sechstes Buch.

1563 bis 1566.

Ein Edelmann, sehr weit bekannt,
Wilhelm von Grumbach ward genannt,
In seinem schweren Alter war
Von Land und Leut vertrieben gar,
Durch Gewalt und Ungerechtigkeit,
Darum Mancher weiß gut Bescheid.
Solchen aufnahm ein Herzog gut,
Seines Alters sich erbarmen thut,
Weil er von Jugend gewesen an
Ein treuer kluger Kapitan.

(Wilhelm Klebiz, Verf. d. Nachtigall.)

Erstes Kapitel.

Grumbachs rasche That erfüllte das deutsche Reich mit Erstaunen, und die Kunde davon flog nach allen Winden, setzte tausend Zungen und Federn in Bewegung, während das gedemüthigte Hochstift Würzburg über Racheplänen brütete. Offen durften sie noch nicht hervortreten, diese Pläne, allzubindend war der abgetrotzte Vertrag, allzu furchtbar waren die Drohungen des Ritters, und daß er der Mann war, sie nöthigenfalls zu vollziehen, hatte er dargethan. Auch säumte er nicht, sich des Besitzes zu vergewissern. Er wartete nicht ab, bis das zögernde Kapitel alles nach seinen Wünschen erledigt, sondern ergriff überall von seinen Gütern Posseß, nahm die Unterthanen in Eid und Pflicht, ordnete Bauten an, und so sah

man ihn eine Zeitlang wieder fast heimisch in den Gefilden, die er so lange hatte meiden müssen. Das fast verödete Schloß zu Rimpar begrüßte wieder den angebornen Herrn, der mit stolzer Freude den Sohn und dessen Familie dort einführte, und die Bewohner des Dorfes mit ihrer Pflicht an seinen Kunz wieß. Da war das geräumige Haus voll Gäste, die Töchter, die Eidame, die Verwandten kamen herbei, und begrüßten glückwünschend den Mann, dem es gelungen war, so rasch und gewaltsam, wie mit einem Zauberwort, die alte Zeit, die schönere Vergangenheit heraufzubeschwören, und hochaufgerichtet, triumphirend wandelte Grumbach unter ihnen. Auch Anna war zu Besuche in Rimpar bei den geliebten Kindern; sie erschien den Befreundeten in würdiger Heiterkeit, und wußte die Gefühle zu verbergen, die ihr Inneres ahnungsvoll erfüllten. Nur als sie mit Salome allein war und diese gleiche Empfindung gegen sie aussprach, ihr sagte, daß sie mit unerklärlichem Bangen das Haus wieder betreten habe, brachen ihre Thränen unaufhaltsam hervor, und sie weinte am treuen Busen der Schnur ihren prophetischen Schmerz aus. Auch eine Braut war unter den Gästen, eine hohe schöne Jungfrau, Ursula von Grumbach, die nun dem Junker Zöllner von der Hallburg versprochen war; es sollte die so lange gehoffte Zeit glücklicherer und besserer Tage jetzt auch ihre Vermählung sehen. Doch einer glücklichen Braut glich Ursula von Grumbach nicht, sie wandelte mit stillem Ernst unter den Gästen, selbst am

Arm des Verlobten, den des Vaters Wille ihr gab; gehorsam, nicht unfreundlich, ergeben, aber nicht verlangend nach der Freude der Jugend, zu denen ihre Jahre sie berechtigten, kein Glück ersehnend, auf keines hoffend. Schwer trug ihr Herz an der Last des Verhängnisses, das über ihrem Hause auf dunkeln Flügeln hing, das ihrem Auge sichtbar erschien, während die Andern zumeist es nicht erkennen wollten.

Die Ritter saßen beim Rest des frohen Mahles, bei welchem auch Stein und Mandelslohe nicht fehlten, die Frauen weilten in dem schönen Nebenzimmer unter Gesprächen und traulichen Mittheilungen, als ein ernstes Paar aus dem Thore des hohen Schlosses trat, den Hügel abwärts und dem steinernen Mühlhause vorüberschritt, gerade in den Flecken hinein, durch die langen Gassen des Ortes nach dem Kirchhofe zu. Der Küster wurde ersucht, das Gotteshaus zu öffnen; er kam, der alte Mann, sah mit scheuen mißtrauischen Blicken die Fremden an, und schloß das freundliche Gotteshaus auf. Der Herr und die Dame traten ein, sie achteten nicht des Kessels mit Weihwasser, sie tauchten die Finger nicht ein, sie bekreuzten sich nicht, sie beugten sich nicht vor dem Hochaltar, sie schritten mitten durch die Kirche nach der gegenüberstehenden Wand. Dort standen hohe Statuen, ernste gewaltige Ritter in Rüstung, auch Frauen in steifer unmodischer Tracht, nonnenartig, die Hände, welche Rosenkränze hielten, zum Gebet gefalten, die Ahnen der Grumbachischen

Familie. Dort zeigte sich auch ein neues Bild von Stein, das erst in den letzten Tagen die Maurer eingefügt in die Kirchenwand, ach, ein liebes Bild, im theuern Andenken gehalten, und vor diesem Bilde standen nun, wie andächtig Betrachtende, die Gekommenen, Moritz und Ursula, und ein unaussprechlicher Schmerz wühlte in beider Herzen, der bei der Jungfrau sichtbarlich in heißen Thränen ausquoll. Anna von Grumbach war abgebildet auf dem Steine, fast jugendlich gehalten, mit langabwallendem Haar, im züchtig verhüllenden Gewande, mit dem stillen duldsamen, bleichen Gesicht, dem der Marmor Wahrheit verlieh. Und die Schrift um das Bild sagte es aus, daß 1560 am Ostertag verschieden sei die edle Jungfrau Anna von Grumbach.

Der Küster sah es mit Seufzen und selbst mit Thränen im Auge, und begann der frühern Zeiten mit jenen Lobpreisungen zu gedenken, mit der das Alter immer frühere Zeiten lobpreißt, das immer lieber rückwärts in die Vergangenheit schaut, als vorwärts in die Zukunft, der sein Pfad steil entgegen zieht, schroffen und unfruchtbaren Höhen zu, die unübersteigbar scheinend, entgegenstarren, während die heitern Gefilde der Vergangenheit wie sonnenhelle Landschaften rückwärts im Verklärungsschein des Lebenssonnenunterganges zu Füßen liegen.

Moritz und Ursula setzten der unwillkommenen Redseligkeit des Alten durch ein Geschenk und durch rasche Entfernung ein Ziel, und blickten einander im Hinweggehen schmerzlich, trauervoll und doch liebend

an. Es war in beider Herzen gegen einander eine Anhänglichkeit wundersamer Art, eine räthselvolle Liebe, weit wärmer als geschwisterliche Zuneigung, und doch auf keine Weise begehrlich. Moritz hatte still für sich den Kelch der Entsagung geleert, hatte die heimlich auflodernde Neigung nicht ohne Kampf überwunden, sah und ehrte mit Ruhe im Herzen Ursula als Eigenthum eines Andern, und die Jungfrau fühlte dieß in tiefster Seele, wußte ihm Dank dafür und lohnte ihm dafür mit überschwänglichem Vertrauen und hoher Freundschaft; nie aber war zwischen diesen Beiden ein Wort von ihrer Liebe und Freundschaft zu einander gewechselt worden. —

Am Tisch der Ritter zirkulirte ein beschriebener Bogen, manchen Spaß und Gelächter erregend; endlich rief Stein dem Ritter Mandelslohe, der jenen eben in Händen hielt, zu: „Lies uns doch das Ding vor, auf daß wir alle das Sündenregister vernehmen, welches uns die Pfaffen und Wollsäcke aufbürden. Wir, die dabei waren, müssen ja doch am besten wissen, was daran wahr und was unwahr!“

„Lügen wird es enthalten, dicke Lügen, dieses Verzeichniß dessen, was unser Volk in Würzburg davon getragen haben soll!“ rief Mandelslohe mit einiger Verlegenheit aus, indem sein Bewußtsein ihm sagte, daß sein Name auf dieser von Würzburg aus in alle Nachbarschaft verbreiteten Liste nicht mangeln werde. „Mag's nicht lesen, lese es, wer da will!“

„Lügen oder nicht Lügen, gleichviel! leset!

leset!" riefen Viele, die gern etwas Neues zu vernehmen wünschten.

Wilhelm von Stein nahm die Schrift und las, unter großer Aufmerksamkeit der Zuhörer, unter manchem das Vorgelesene mißbilligenden Gemurre, eine unendlich lange Aufzählung des durch den Ueberfall in Würzburg verursachten Schadens. Sie begann: „Anzugeben, was Jedermann in dem verderblichen Einfall gelitten, ist ganz unmöglich, denn Vielen ist mehr geraubt, als sie wissen, oder sich rühmen!"

„Jeder Mann! das zielt auf die Weiber!" unterbrach höhnisch Jobst von Zedwitz, und die Andern stimmten unter rohem Gelächter bei.

„Nur Etliches des Raubes ist hier verzeichnet," fuhr Stein fort: „Der Kammerhof unsers gnädigen Fürsten und Herrn, darin sich die Rentnerei befand, ist durch Wilhelm von Grumbach geplündert, und sonder Zweifel wohl etwas, wie vermuthlich fünfzigtausend Gulden an Geld und Geldeswerth darin gefunden worden."

„Kraft Gottes!" fluchte Grumbach. „Nun muß ich der Finder sein! Siehst Du, Rittmeister Mandelslohe, das hab' ich Dir zu danken."

Dieser aber sprach mit gleichmüthigem Lächeln: „Es ist doch freundlich und schönrednerisch, daß sie schreiben, das Gut sei gefunden worden!"

„Dem Herrn Domprobst ist der Hof ebenfalls durch Grumbach geplündert und das Gewölbe geöffnet worden."

„Der Keller, der Keller! Allerdings!“ erläuterte Grumbach: „denn die gute Stadt hätte uns verdursten lassen! Ich habe, bei Gott, nichts hinweggeführt, als die vertragsmäßige Rate von zehntausend Thalern.“

„Des Herr Domdechants Hof haben Dietz von Rosenbach und Wilhelm von Holzfeld geplündert, das Gewölbe erbrochen, und das darin verwahrte, dem Spital zu Arnstein gehörige Geld, vierzig alte Thaler geraubt.“

„Ist auch der Rede werth!“ warf ein anderer anwesender Ritter ein.

„Item Herr Siegmund Fuchs hatte zum Gast den Rittmeister Adam Weiß, der ihm über tausend Gulden Werth an Silbergeschirr genommen hat. Auch sind ihrer fünf zu Seiner Ehrwürden gekommen, vorgebend, ihr Obrist Grumbach schicke sie mit dem Befehl, ihnen alles Geld zu geben, was er gethan mit fünftausend Gulden. Die Fünfe waren Hieronimus und Philipp von Brandenstein, und drei Herren von Heßberg.“

„Lüge, Teufel, lüge!“ schrie Grumbach wild dazwischen. „Ich weiß kein Wort davon!“

Das Verzeichniß nannte ferner als geplündert die Höfe Andreas von Thüngen, Christophs von Stein, Veits von Würzburg und des Schenk von Limburg.

„Aus Herrn Adam von Grumbachs Hof hat einer, Namens Habacker, die Pferde genommen, nebst sechshundert Gulden. In Herrn Johann Egloff von

Knöring Hof haben sie geplündert, die Betten aufgetrennt, und die Federn in die Bücherstube geschüttet. In einem andern Hause hatte früh während des Einfalles die Magd das Silbergeschirr in eine Butte, und einen Chorrock darüber geworfen, und ist damit geflüchtet; kam aber unter die Reiter, die hoben den Chorrock auf, sahen das Silber, und theilten es auf den Gäulen unter sich aus."

„Werden schwerlich um den Rock das Loos geworfen haben!" lachte Zedwitz.

„Herr Erasmus Neustetter," ging die Vorlesung fort: „hat von Kleidern nichts behalten, als ein ungewaschenes Hemde, und was Georg Ludwig von Seinsheim an Silbergeschirr und Briefen in einer gewaltigen Eisentruhe in das Küchengewölbe von Neustetters Hof gethan, ist auch hinweggenommen worden. Das Silber war stattlich an Werth, und die Briefe lauteten über mehr als zwölftausend Gulden!"

„Wenn das wahr, so wäre dem Scharrhausen Recht geschehen!" warf Grumbach trocken hin. „Er ist des Bischofs liebes Kind, Ohrenbläser und Viceherzog von Frankenland."

„In den Stiftern St. Burkhard und Haug ist kein Schaden geschehen und Niemand um das Seine gekommen," fuhr Stein fort, und sprach, den Verlauf mit den Augen überfliegend, „nun kömmt die Erzählung des Vorgangs im Stift Neumünster, wo alles der Wahrheit gemäß berichtet wird, nur steht noch da, daß die Chorherrn des Stifts fast alle

geplündert worden seien, weil ihre Wohnungen nahe gelegen. Die frommen Stifts- und Chorherren haben sich gleich während des Einfalles größtentheils in mancherlei Kleidung abwesend gemacht, und man hat sie zum Theil als Schlosser- und Schneidergesellen in Herbergen und Werkstätten gesehen und arbeitend gefunden."

Diese treuherzige Bemerkung des Berichts erregte große Heiterkeit unter den Zuhörern, und es wurde den neuen Schneidern ein Prosit die Arbeit! zugetrunken.

Die Klage indeß schien kein Ende nehmen zu wollen, und dem Vorleser ging die Geduld aus, er krüllte das Blatt zusammen, und rief: „Was da! was da! das Ding reißt nicht ab; Hans Zobels Hof, Valtin Münsters Hof, Cunz Baiers Hof, letzterer mit fünfzehntausend Gulden!"

„Ein artiges Register! Potz Pfaffen und Lügen!" sprach aufathmend und einigermaßen froh, nicht namentlich aufgeführt worden zu sein, Ernst von Mandelslohe.

„Wir sind noch lange nicht fertig, werther Freund!" erwiederte Wilhelm von Stein. „Nun kommen erst die Bürgerhöfe. Bei Philipp Merklein dreitausend Gulden Schaden geschehen, seiner Hausfrau die Ringe von den Fingern gezogen worden und so weiter. Doch was thun wir mit den Namen des Gesindleins, das etwas hat hergeben müssen, und einige Prügel bekommen hat? Ist's doch so gar schlimm nicht gewesen, wie sie's machen. Habt Acht,

das thun sie nur, um alle Welt gegen uns aufzuhetzen. Da steht auch von dreizehn erschossenen Bürgern, welches doch geschossenen heißen müßte, da nur fünf todt geblieben sind! —

„Reiße den Quark in Fetzen!" rief Grumbach und griff zum Becher.

Ein verspäteter Gast trat ein: Dietrich Picht. Er hatte kaum dem Willkommen Bescheid gethan und Platz genommen, so erwiederte er auf die Frage, was er für neue Zeitung bringe: „Nicht sonderliche, liebe Herren und Freunde. Wißt ihr schon, daß Adam Weiß auf seinem Heimweg nach der Wetterau von dem Trimberger Amtmann in einem Hohlweg angefallen und verstrickt worden ist, und daß er mit all den Seinen hat versprechen und angeloben müssen, sich zu stellen, wann und wohin er gefordert würde, um über das, was zu Würzburg geschehen, Rechenschaft zu geben?"

„Verflucht, eine üble Mähr, das!" riefen Stein und Mandelslohe.

„Hat hundertundfünfzig Reiter bei sich, und haben sich nicht gewehrt! Daß sie Gottes Marter schände!" fluchte Zedwitz.

„Da euch diese Zeitung neu ist," fuhr Picht fort, ein Papier hervor ziehend: „so kam euch wohl auch noch nicht die Kunde zu, daß eine Menge unschuldiger Leute in Würzburg ins Gefängniß geworfen worden sind, wegen Verdachtes, uns beim Ueberfall hülfreiche Hand geleistet zu haben! Ja, ein

armer Mann, der uns das Thor soll geöffnet haben, ist geviertheilt worden!"

Schrecken lagerte sich auf alle Gesichter. Diese Botschaften verkündeten die wahren Gesinnungen des Hochstifts, und waren nicht geeignet, kühne Hoffnungen festzuhalten.

„Ich weiß noch mehr," fuhr Picht fort. „Der Kaiser, dem, wie natürlich, der Würzburger Bischof alles, was geschehen, sogleich gemeldet, hat von Preßburg aus an diesen geschrieben, daß über uns Alle die Acht ausgesprochen werden soll, als über Ruhestörer, Landfriedenbrecher und Räuber."

„Das darf er nicht, das sind wir nicht!" rief Grumbach erhitzt: „Wir haben unsere Ehre verwahrt, wir haben Würzburg unser Kommen angesagt, ich habe in offener und ehrlicher Fehde die Stadt gewonnen und das Meine geholt." —

„Schreie, rufe, schreibe das Tausendmal, so wird Dir doch nicht geglaubt!" widerlegte Picht. „Würzburg behauptet gerade das Gegentheil, es läugnet, daß Du einen Absagebrief übersandt. Zugleich sind gedruckte Aufgebote zur Kriegsrüstung im ganzen Land Franken erlassen worden; hier ist eines, das nach Münnerstadt bescheidet."

„Nichts Neues unter der Sonne, meine Freunde!" rief Grumbach, als Picht ausgesprochen hatte. „Unser Bleibens kann nicht lange sein in diesem verrätherischen Lande, das leider mein, und vieler von euch, Vaterland ist. Ich gehe nach Hellingen, und, wenn ich mich dort nicht sicher befinde, auf

den Grimmenstein. Ich fühle meine Jahre, ich fange an, mich nach Ruhe zu sehnen, aber der grimmige Feind gönnt mir keine Ruhe. Auch Dir, Kunz, wird Ruhe nicht vergönnt sein, und nicht den Deinen; ich sehe das voraus, ich ahne es. Sei gefaßt darauf, dieses Haus wieder verlassen zu müssen. Haben wir doch wieder einmal darin gesessen, dem Feind zum Hohn und Aerger. Geschieht es aber, daß wir abermals vertrieben werden, dann soll mein Fluch dies Haus unserer Väter treffen, dann wohne nie ein Glücklicher darin, dann möge es veröden und verfaulen, und eine Wohnung der Eulen sein, und Jeden, der durch sein Thor schreitet, treibe das Grauen über die Schwelle zurück!"

Mit düsterm Schweigen hörten die Anwesenden des alten Mannes erschütternde Rede, die bis hinüber in das Zimmer der Frauen schallte, und auch diese mit Bangen erfüllte.

Der December schauerte mit Winterstürmen um die Heldburg, doch keiner derselben hielt Grumbach ab, von Hellingen fast jeden Tag hinüber zu reiten. Seine vom Alter schon einigermaßen zusammengedrückte Gestalt sah fast unheimlich aus, wenn sie, von Pelzen umhüllt, durch die öden Felder so still und schweig-

sam dahin ging, Lebens- und Naturwinter Hand in Hand.

Mit einem sauber in rothen Sammt gebundenen Buche trat Grumbach zu Herzog Johann Friedrich, seinem Schirmer und Gönner, in das Thurmzimmer des Schlosses, wo der Fürst mit dem Zwerge weilte, der durch seine Possen nicht vermochte, den Herrn zu erheitern. Des Herzogs Blicke richteten sich alsbald verlangend auf das Buch; ein Strahl der Freude überflog das fürstliche Antlitz, darauf seit längerer Zeit schon der Ausdruck trüben Mißmuths seinen Sitz dauernd aufgeschlagen hatte.

„Bringst Du das rechte? Ist's die Clavicula oder der Annulus Salomonis?“

„Für diesesmal keines der beiden erwünschten Bücher, hoher Herr!“ erwiederte mit Bedauern Grumbach: „doch hoffe ich, auch diese noch verschaffen zu können. Jener Pfarrer, von dem ich ohnlängst Euch sprach, Abel Scherdiger in Holzhausen, will alles anwenden, um zum großen Werke behülflich zu sein. Dieß Buch hier, was ich zu Euer Durchlaucht Füßen lege, hat leider nur einen unberühmten Verfasser — mich, und möchte gern ein Werk sein, die Geister bösen Haders zu bannen. Es ist die Anzeige und Ausführung von mir, Stein und Mandelslohe, gegen die Praktiken des Würzburger Stifts und Bischofs. Unsere Ehrenrettung ist's, welche darthut, wodurch wir zu dem Einfall in Würzburg gezwungen worden sind, und daß wir solches mit Recht und ohne

Landfriedensbruch thun wollen, wie wir denn auch gethan haben."

Johann Friedrichs gespannte Züge legten sich wieder in die Falten des Nachsinnens; er nahm das Buch, blätterte darin, blickte hinein und sprach: „Es sind Deine alten Händel, nichts Neues! Warum gebt ihr es jetzt erst aus, da alles vorbei ist?"

„Der Druck ist überlang hingezögert worden, gnädigster Herr!" erwiederte der Ritter. „Es hat sogar, wie Ihr seht, an Lettern gefehlt, so daß deren zweierlei gebraucht worden sind, doch sind vor dem Ueberfall Exemplare nach Würzburg gekommen und auch im Lande vertheilt worden. Glaubt mir, mein Fürst, ich habe vor so mancherlei Geschäften oft nicht gewußt, ob ich noch einen Kopf habe, so eifrig rannte ich nach meinem Ziel. Und als ich es sicher erreicht glaubte, war ich recht weit davon. Ich bin der Irion der alten Heidenfabel, der eine Wolke umarmte. Die Hoffnung war die Königin meines Herzens, meine Göttin; sie ist in Nebel verraucht. Der Bischof ruht nicht, bis er mich alten Mann vernichtet hat! Allenthalben werde ich verfolgt, und nur noch eine Hoffnung habe ich, und halte ich fest, einen sichern Anker, Euch! mein Herr und Herzog! Euch befehle ich meine Hülfe, Euch vertraue ich dies ergrauende Haupt an, denn ich stehe vor Euch, als ein — Geächteter."

Der Herzog erschrack, runzelte die Stirn, und trat einen Schritt zurück, sein Zwerg aber wiegte bei diesen Worten unruhig und schüttelnd den Kopf,

und brummelte: „Wenn man den Teufel in die Kirche läßt kommen, will er gar auf den Altar.“

„Sagtest Du was?“ fragte der Herzog mit unwilligem Blicke, und Godel war rasch mit der Antwort zur Hand: „Ja, Herr! Wer regieren soll, Herr, muß Leuten trauen, wer aber traut, wird leicht betrogen, Herr!“

Grumbach hatte gar wohl den ersten Spruch verstanden, zuckte verächtlich die Achseln, und sprach, mehr zum Herzog, als zum Zwerg gewandt: „Wenn der Wolf alt wird, reiten ihn die Krähen.“

„Und keine Krähe hackt der andern ein Auge aus!“ replizirte Godel im Zuge, und anzüglich zugleich.

„Schweig, vorlaute Ungestalt!“ gebot der Herzog mit Strenge, öffnete die Thür, wie man sie einem Hunde öffnet, und deutete auf gleiche Weise mit einem rauhen: „Allons Marsch!“ dem Krüppel an, sich zu entfernen. Godel gehorchte, so hurtig er es vermochte, ballte aber, als die Thüre hinter ihm zugeflogen, grimmig die kleine Faust, wischte sich mit der andern Hand eine Thräne aus dem Auge, und plapperte mit rascher Zungenbeweglichkeit giftigen Unwillens: „Um eines Hufeisens willen verdirbt manch edles Roß! Vortheil hat bald Feierabend! Welcher Diener sich selbst nichts nütze ist, der nützt seinem Herrn noch weniger! Wenn der Hund am Beine nagt, so kennt er keinen Freund! Wer in Wolken auf hohem Berge ist, der kann doch nicht sehen, daß er in Wolken ist. Harre nur,

harre! Wer den Schalk hinter sich läßt, der hat eine gute Tagreise gethan!" und verlor sich, so fortmurmelnd, auf der langen Gallerie.

Der Herzog und Grumbach befanden sich nun ohne Zeugen, und ihr Gespräch galt dem immer ernster und drohender sich gestaltenden Schicksale Grumbachs und der Seinen, galt aber auch längstgehegten Hoffnungen und neuen Entwürfen.

„Ich harre bis jetzt," sprach unter anderm Grumbach: „noch der gänzlichen Vertragsvollziehung, und der Uebersendung der vom Bischof unterschriebenen Originalurkunde entgegen, an die mahnend und erinnernd ich nach Würzburg geschrieben habe; da ist mir ein Schreiben der Räthe zugekommen, des Inhaltes, daß das begehrte Instrument bereits ausgefertigt und untersiegelt dem Rath Albrecht Eitel von Wirsberg zum Ueberbringen gegeben worden sei, der auch Würzburg damit verlassen habe, daß indessen vom Kaiser mehrere Mandate, Inhibition des Vertrags und die Achtserklärung meiner und meiner Anhänger angelangt seien, die das Stift jedoch zurückzuhalten und abzuwenden alle Mühe angewandt. Diese Mühe sei jedoch eine verlorne gewesen, der Kaiser habe ohne des Bischofs und der Räthe Zuthun, und ihnen selbst zuwider die Acht wiederholt ausgesprochen. Mit leerer Entschuldigung schließen sie das höfliche Sendschreiben, und kein Albrecht Eitel von Wirsberg hat sich mit der Vertragsurkunde in Hellingen blicken lassen, und ich bin abermals betrogen und hinter das Licht geführt."

„Der Kaiser," nahm Johann Friedrich das Wort: „hat einen Reichsdeputationstag nach Worms ausgeschrieben, wo allerlei Streitigkeit entschieden werden soll. Wir werden den Doctor Husanus dorthin beordern, der kann auch Deine Sache mit führen. Noch ist die Acht nicht publicirt, möchte die Publikation zu unterdrücken sein. Mein Rath ist, Du hältst Dich still und friedlich, und unternimmst keine Feindseligkeit gegen irgend Wen."

„Das ist es ja, was wir Alle wünschen und wollen, gnädigster Herzog!" rief Grumbach. „Wir wollen ja den Frieden, die Eintracht, die Ruhe des Reichs, und dem Schutze eines gütigen Fürsten vertrauen wir gern unser gefahrenbedrohtes, verfehmtes Haupt. Wäre ich der türkische Tyrann und Wütherich, als welchen meine Feinde mich schildern, wäre ich so schwarzen Gemüthes, wie sie mich malen, was hätte mich denn abhalten sollen, mich mit unermeßlichen Schätzen zu bereichern? Ich konnte Würzburg verheeren, wie ein Crösus reich von dannen ziehen, und ein anderes Vaterland suchen, es stand bei mir, aber ich habe die Billigkeit walten lassen, und meine erlaubte Nothwehr nicht zu unerlaubter gemißbraucht."

„Dafür rüstet sich jetzt das Hochstift mit Heeresmacht, und will herausfallen in Henneberg und Sachsen!" sprach der Herzog, „so daß wir schon der wahren Religion wegen Verordnung an unsere Vasallen thun mußten, gerüstet und auf der Hut zu sein. Hättest Du nicht also gethan, wie Du eben

gesagt, so könntest Du nicht mein Rath und Diener heißen; bei alle dem ist mir der Ueberfall von Würzburg gar ungelegen, denn er macht Dir ein böses Geschrei und argen Leumund. Suche daher Deine Sache mit allem Fleiß in das beste Licht zu stellen; ja, mein Lieber, lasse Dein Licht leuchten vor den Leuten, damit sie Deine guten Werke sehen. Und wenn Du Dich gerechtfertigt, dann laß uns einmal mit Ruhe an unser Vorhaben gehen. Im nächsten Frühjahr zieht der Hof bestimmt nach Grimmenstein, dann mußt Du bei mir auf dem Schlosse wohnen. Möge uns dann jenes wunderbare göttliche Weib beglücken, das mir im Traume erschienen. Ich brenne danach, mit Dir zu arbeiten, und den Stein zu finden, der uns, so Gott will, jeder irdischen Sorge überhebt."

„Der Stein soll zum Sterne werden, und der Stern zum Engel der Herrlichkeit, der Euch gnädig sein Angesicht wird leuchten lassen!" versetzte Grumbach im Tone zuversichtlicher Verheißung. „Das Glück wird mit Euch sein, mein edler Fürst, und Eure Tugend wird noch auf Erden Vergeltung finden, nach dem Worte der Schrift: Wer einen Gerechten aufnimmt, in eines Gerechten Namen, wird eines Gerechten Lohn empfangen!"

Solche Worte drangen schmeichelnd und bethörend an des Fürsten Herz, das im warmen Mitleid dem Manne entgegen schlug, der so ruhelos mit einem feindseligen Geschick zu kämpfen hatte. Er

lächelte freundlich und sprach: „Thue, wie ich Dir gesagt, rechtfertige Dich!"

„Wie Ihr befehlt! Ich bin ja ganz Euer, ganz Euerm Dienst geweiht," erwiederte Grumbach: „und Ihr seid meine Zuflucht für und für. Ich will möglichst bald das Schreiben entwerfen, welches Euer Legat mit nach Worms nehmen soll; legt auch Ihr ein gnädiges, gutes Wort ein in meiner Sache. Nicht minder will ich mich an die Reichsritterschaft wenden, hoffe, daß auch diese mir förderlich sei. Mein gnädiger Herr, der Kurfürst von Brandenburg ist mir in Gnaden wohl gewogen, auch ihn will ich um sein mächtiges Fürwort ersuchen. Gott! ich thue ja alles, was ich vermag, um in Frieden mit der Welt zu bleiben, was habe ich nicht schon alles geschrieben und schreiben lassen!"

„Und wenn uns das Große gelingt," fuhr der Ritter fort, da der Herzog sich düster schweigend, mit seinen Gedanken fast abwesend, an das Fenster lehnte, und in den Tanz der Flocken starrte, die der Wintersturm in dichtem Gestöber vorüber trieb; „wenn wir, mit der Hülfe des deutschen Adels, mit der Hülfe der Kronen Frankreichs und Schweden, und aller Euch befreundeten und zugethanen Fürsten, nicht minder mit der Hülfe reicher Spenden aus dem überquellenden Schooße geheimer Weltkräfte das Ziel erreicht haben, Euch im Glanze hohen Glückes zu sehen, dann sei mein mühseliges Tagwerk vollbracht, dann will ich gern und freudig mein Haupt zur Ruhe niederlegen, und mein letzter Hauch soll ein

Segenswunsch sein für Euch und Euer erlauchtes Haus."

Das weiche, leicht erregbare Herz des guten Fürsten rührten diese Worte, er wandte sich sehr freundlich dem Sprechenden zu, bot ihm die Hand, und sprach mit bewegter Stimme: „Fürsten haben selten wahre Freunde; ich glaube fest, daß ich an Dir einen solchen Freund habe; meine Freundschaft sei Dein Lohn. Wie droben am Himmel mein Stern dem Deinen brüderlich nahe steht, so wollen wir, treu aneinander haltend, die Erdenbahn miteinander gemeinschaftlich durchwandeln. Hier hast Du mein Wort, mein Fürstenwort, mein Ehrenwort, ich lasse nicht von Dir!"

Grumbach ergriff mit der Heftigkeit ausbrechenden Gefühls die dargebotene Hand, küßte sie, sank auf die Knie vor dem Herzog nieder und rief: „Dank, edler Fürst! heißen Dank! Wenn ich einst der Erste bin, der Euch, den herrlich Erhöhten, knieend seine Huldigung darbringt, dann will ich Euch an diese schöne, heilige, unvergeßliche Stunde erinnern! Euer Fürstenwort ist mir Bürgschaft eines ruhigen Alters, eines sonnigen Lebensabends! O erzeigt mir die Gnade, wiederholt es noch einmal, das hohe Wort der Verheißung, schwört mir es zu, wie ich Euch innige, ewige, unverbrüchliche Anhänglichkeit zuschwöre!"

„Bei der Seele meines großen unglücklichen Vaters schwöre ich Dir beständige Freundschaft zu!" sprach feierlich der Herzog, Grumbach emporziehend,

und mit einer Umarmung beglückend. „Ich will sehen, ob ich den Ehrennamen des Beständigen nicht mindestens verdienen kann, wenn mir die Nachwelt auch einen andern beilegen sollte!"

Die Flügel des Sturms erschütterten mächtig die stolze Heldburg, und pfeifend und heulend, wie Dämonenstimmen, zog es durch Höfe und Hallen, Gänge und Gallerien, während immer fester ein Bund sich schloß, den die allmächtige Hand des Lenkers der Geschicke nicht segnete. —

Bald, sehr bald nahm das Schicksal den Herzog Johann Friedrich den Mittlern bei seinem Fürstenwort, bald war es an ihm, verheißene Treue zu bewähren, und er bewährte sie so männlichedel, so fürstlichgroß, so unerschütterlichfest, daß der Stern seiner Treue durch alle Zeiten den Stern seines Unglücks überstrahlet.

Zweites Kapitel.

Das Aufgebot und die Kriegsrüstung in Franken erregte ernstliche Besorgniß in dem Grenzlande Henneberg. Ein eifriger Briefwechsel ward gepflogen zwischen dem Fürsten Georg Ernst, der um diese Zeit zum Deputationstag gereist war, seinem Bruder Poppo, der zu Burgbreitungen residirte, den Städten und Vasallen, so wie mit den befreundeten Nachbarn. Das Schloß Maßfeld und die Stadt Meiningen wurden mit Reissigen aus den übrigen Städten zu besserer Bewachung verstärkt, und die Geschütze wurden zweckmäßig vertheilt. Von allem Geschehenen erhielt der Fürst brieflich Kenntniß. Selbst daß am Montag den 13. December Herzog Johann Friedrich der Mittlere sammt seiner Ge-

mahlin in Suhl übernachtet und dann das Morgenmahl in Schleusingen bei der ihm befreundeten Fürstin von Henneberg eingenommen, wurde zu melden nicht vergessen.

Durch alle Gauen Deutschlands zogen die Kammerboten des Kaisers, und schlugen in Städten, Flecken und Dörfern die Achtserklärung gegen Wilhelm von Grumbach, Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelslohe, Jobst von Zedwitz, Dietrich Picht und Michel Faistlein an.

Unter bedrohlichen Kriegsrüstungen da und dort, von denen keine gewisse Kunde zu erhalten war, ging das Jahr 1563 zu Ende, und die Sonne des Neuen vermochte nicht, die Besorgnisse zu zerstreuen, die bei Hohen und Niedern bedenklich laut wurden.

Der politische Himmel hing so voll trüben Gewölkes, wie der wirkliche in den kurzen Wintertagen, und besonders bange war den Hennebergischen Räthen. Ihr Landesherr war fern; von allen Seiten hörten sie von Werbung, durchziehendem Kriegsvolk — und so beschlossen sie in der Angst ihres Herzens, daß einer von ihnen sich zum Herzog Johann Friedrich dem Mittlern begeben, den Stand der Dinge ausforschen, und suchen sollte, mit Grumbach selbst zu sprechen. Zugleich wurde ein, alle Besorgnisse in feiner Verhüllung andeutender Brief vom Grafen Poppo zu Breitungen an den Herzog diesem Abgesandten mitgegeben.

Ritter Georg Sittig von Marschalk, der Hennebergische Rath, langte in der ersten Woche des

Januar auf Heldburg an, sah sich höflich bewillkommnet, und fand auch den, welchen er suchte, in Johann Friedrichs Gesellschaft. Es erregte seine Verwunderung im hohen Grade, den geächteten Mann mit der ganzen Sicherheit seines Wesens, und mit unbesorgten, heitern Mienen zu erblicken, doch sah er sich auch durch diese ermuthigt, seine heimliche Werbung an ihn im freundlichen Zwiesprach darzulegen, und die Befürchtungen auszusprechen, die für das Land Henneberg aus den obwaltenden Differenzen und Wirren, zum Theil durch Grumbach erregt, erwachsen mußten.

Grumbach stützte seinen Arm gemächlich auf die Brüstung eines der 365 Fenster der „Fränkischen Leuchte", und sprach mit ironischem Lächeln: „Ich kann Euch zum Troste sagen, Fester, daß durch mich Eurer Herrschaft kein Schaden zuwachsen soll und wird. Von meiner Seite sichre ich Euch zu, daß ich Alles anwenden will, was dienen kann, ihr Nachtheil zu verhüten. Und sollte ich ja irgend etwas erfahren, das Henneberg bedrohte, so will ich es alsbald Euch treulich melden. Ich will auch Euer Land meiden, wenn Ihr Furcht habt, daß es durch mich gefährdet sei, und Eure gnädigen Fürsten mich mit Ungnaden ansehen."

Georg Sittig von Marschalk ward verlegen; er sah sich von Grumbach wohl verstanden, und durchschaut, doch suchte er diplomatisch die wahre Meinung seines Herzens zu überhüllen, und erwiederte: „So ist es nicht gemeint, Fester von Grum-

bach. Henneberg besorgt sich ja nichts von Eurer werthen Person —"

„Doch, doch!" warf Grumbach ein. „Ich bin geächtet, der Adler hackt auf mich, und der armen Henne ist bange, der große Raubvogel möchte ihr die Federn zausen, wenn er mich auf ihrem Gehöfte findet. Laßt das gut sein! Ich achte der Acht keinen Deut!"

„Wie! Herr von Grumbach!" rief der Rath fast erschrocken aus; die Aeußerung erschien ihm ein neues Crimen laesae Majestatis.

„Ihr seid doch auch ein Rechtskundiger" — belehrte Grumbach mit Ruhe. „Die Acht ist gegen uns außerhalb des Reiches, und also nulliter ergangen; sie ist ohne vorherige Citation und ohne Verhör ergangen, dieß ist unerhört. Die zu Haßfurt versammelt gewesene fränkische Ritterschaft hat bereits protestando eine Botschaft an Kaiserliche Majestät abgefertigt, und auf Abschaffung der Acht zu Verhütung von allerhand Folgen, besonders im Bezug auf das Land Franken, Antrag thun lassen. — Und im Uebrigen sehe ich an Eurer ganzen Werbung, daß fürstliche Gunst und Gnadenverheissungen sehr oft Schemen sind. Ganz anders wurde zu mir gesprochen, als ich Henneberg aus seiner Bedrängniß half und Mainberg gegen Meiningen vertauschte. Freilich das ist schon sehr lange her, so lange, daß es vergessen ist. Damals wurde mir Huld und Gnade in Fülle zugesichert, damals war ich ein gar angenehmer und liebwerther Mann!"

Der Hennebergische Rath und Abgesandte schwieg höchst betreten.

Der Herzog trat ein, und überreichte Sittig einen Brief an die Fürstgrafen mit freundlichen Worten.

Der Abgesandte verneigte sich in Demuth, befangen und schüchtern. Grumbach blickte mit stolzer Freude nach ihm hin, das Schlingkraut seiner Hoffnungen rankte sich fest um die Säule des Sachsenschildes. Johann Friedrich fuhr fort, gegen Marschalk zu sprechen: „Die Befürchtungen Eures Herrn, daß er durch Mißgünstige bei Kaiserlicher Majestät verleumdet sei, weil er Wilhelm von Grumbachs Reitern Sammelplätze und Durchzug gestattet, sind als grundlos von uns widerlegt worden, da wir uns gegen weit härtere Anschuldigungen schon Ende October des verflossenen Jahres von Weimar aus zu vertheidigen hatten. Deshalb soll Euer gnädiger Herr sich in alle Weise beruhigt halten."

Der Abgeordnete hielt eine formelle Dankrede und beurlaubte sich. „Hasenherzen!" wandte sich der Herzog gegen Grumbach. „Das ängstigt und fürchtet sich ohne Aufhören." —

„Meines Bedünkens," nahm Grumbach das Wort: „bedarf es von Seiten des Fürsten von Henneberg gar nicht solch ein großes Besorgen und Entschuldigen; denn als die Reiter durch sein Land zogen, war er auf seinem Jagdschloß, der Zillbach, und es befand sich der fränkische Rath und Kaiserliche Kommissarius Georg Ludwig von Seinsheim bei

ihm, der muß ihm ja bezeugen, daß er kein Mitwissen hatte von meinem Vorhaben."

Noch lange besprachen der Herzog und Grumbach die besorgliche Gegenwart und die nächste Zukunft. Georg Sittig Marschalk aber kam in Maßfeld an, und die Räthe sandten schleunigst den Brief des Sachsenfürsten an ihren Herrn, und schrieben ihm treulich, was der nach Heldburg Gesandte mit der „bewußten Person" die er dort getroffen, verhandelt. Sie wagten nicht, in ihrem Schreiben Grumbach mit Namen zu nennen.

Der Frühling kam wieder heran geflogen auf den Flügeln der Aequinoctialstürme, der Störche, der Schwalben, auf dem erweckenden Schlag seiner verjüngenden Phönixschwingen. In Worms sammelten sich Fürsten und fürstliche Räthe zum Reichsdeputationstag, in Gotha begann mit dem Wiedereintritt der bessern Jahreszeit eine rege Thätigkeit im Herstellen und Höherführen der Mauern und Bollwerke um Stadt und Feste. Der Grimmenstein sah seine starren Wälle immer höher wachsen, und wie ein künstlicher Berg von Stein erhob sich trotzig die Zwingburg mitten in einem friedlichen Gefilde. Nach der Stadt zu schirmte ein doppeltes und gethürmtes Thor die Zugbrücke. Ein tiefer, ebenfalls doppelter Wassergraben umgab rings den

Koloß der Feste, den eine Mauer mit zwei Reihen Schießscharten übereinander, mit runden Thürmen und scharfwinkelichen Bastionen theilte. Riesig hoch über diese stieg nun das Glacis der Innenmauer rundum in schroffer Böschung empor, und über die Zinnen derselben ragten die eigentlichen Gebäude des geräumigen Schlosses mit hohen Dachungen, zahlreichen Erkerfenstern und schlanken Thürmen. Aus dem großen und weiten Hof aber sah man, eine Feste für sich, den gewaltigen Hauptthurm mit zwei Rundgängen, sieben bis acht Stockwerke hoch, mit breiter Kuppel und mit gekuppeltem Aufsatz über dieser, Meilen weit ragen, und wie ein Götterbild blitzte im Sonnenschein von der Thurmspitze die metallene Riesenstatue eines Geharnischten über und über golden leuchtend, zur weitesten Ferne. Der Glaube des Volkes hielt das giganteske Kunstwerk für massivgolden, und für ein Palladium des Grimmensteins, ja des Landes.

In Heldburg wurde zum Wegzug nach Gotha gerüstet; der Herzog war nun ernstlich entschlossen, seine Residenz auf dem festesten seiner Schlösser zu nehmen. Mit düstern Mienen, einer Frucht andrängender Sorgen und so mancher verfehlten, oder doch immer noch nicht erfüllten Hoffnung betrat Johann Friedrich kurz vor der Abreise das Zimmer seiner Gemahlin. Die freundliche milde Herrin, neuer nahe Mutterhoffnung sich erfreuend, ging ihm liebevoll entgegen; in der Wiege schlummerte Prinz Friedrich. Von einem Taburet, wo sie plaudernd und stickend

gesessen hatte, erhob sich das Hoffräulein Gertrud von Mila mit sittiger Verbeugung, und begab sich in das Nebenzimmer, um die fürstlichen Gatten allein zu lassen.

„Du bist so bekümmert, lieber Herr! Was ist Dir?“ fragte besorgt und theilnehmend Elisabeth, und der Herzog hauchte einen Kuß auf die Wange der sich ihm innig anschmiegenden Huldgestalt, dann ließ er sich mit einem leisen Seufzer in einem der breiten buntgestickten Lehnsessel nieder.

„Mein Seufzen ist Dir nicht verborgen!“ begann er mit einer Psalmstelle das Gespräch. „O mein trautes liebes Gemahl, die kleine Herzogkrone steht wohlaufbewahrt im Kleinodienschrein, und dennoch drückt sie mir schwer auf dem Haupt. Wie geschieht das? Bin ich ein freier Reichsstand und ein selbstständiger Fürst, oder bin ich ein unmündig Kind? Sage mir das, theure Elisabeth!“

„Woher kommen Dir solche Gedanken in den Sinn, Johann?“ fragte erschrocken die Herzogin.

„Von allen Seiten her!“ gab er zur Antwort. „Sie umflattern mich, wie Harpyen, und vergiften mein Mahl. Kaiser Ferdinand hat mir nun zu wiederholten Malen scharfe Mandate gesandt. Ich soll mich des Freundes abthun, meines Dieners, ihn gleichsam vogelfrei geben. Das will und werde ich nicht, man überführe ihn denn aus dem Recht. Ich sehe mich vom Kaiser mit Strafe und Ungnade bedroht, von Freunden und Verwandten zur Ueberlast gewarnt, Alles tritt auf gegen den hülflosen Mann.

Den Wehrlosen schelten sie ehrlos. Ungehört, unvertheidigt ist er geächtet worden."

„Ich verstehe nicht, was Rechtens ist im Reiche," sprach bescheiden die Herzogin: „doch muß ich beklagen, daß der Rath, der durch seine Thaten doch verrufen worden ist im Frankenlande, so fest von Dir gehalten wird. Könntest Du ihn nicht entlassen in Gnaden, mit guter Handreichung, daß er suche, wo er seinen Pfennig weiter zehre?"

„Solcher Rathschlag kann nicht aus dem edeln Herzen meiner Gemahlin kommen!" sprach der Fürst lebhafter, wie zuvor. „Nein, nein! Für Untreue behüte uns Gott, und wenn alle Freunde treulos werden! Den Grumbach von mir lassen? Nimmermehr! Es wäre denn, wie gesagt, daß man ihn mit genügenden, sonnenklaren Beweisen überführe, die Acht verdient zu haben. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber ich will ihn vertheidigen! Ich will! Auch ist er mir zu manchem großen Vorhaben, das begonnen werden soll, sobald wir auf dem Grimmenstein sind, unentbehrlich. Es wäre mir sehr schmerzlich leid, wenn Deine Liebe den Grumbach, den Unglücklichen, Verfolgten, haßte."

„Ich hasse Deinen Freund und Diener keineswegs!" widerlegte Elisabeth. „Nur Deine Ruhe, Dein Glück ist mein Wunsch, mein Gebet. Kannst Du mir verargen, wenn ich lieber Deine Stirne heiter sehe, als verdüstert, Dich lieber bei Freunden und Verwandten geehrt, als verdächtigt und verläumdet? Und wenn ich zu dem allen die Ursache

gern entfernt sähe? Mag nun der Mann schuldig oder unschuldig an sich selbst sein, so ist er doch schuld an Deiner Bekümmerniß, und das thut meiner Seele weh."

Zwei Zähren perlten die Wangen der edlen Frau herab, und diese Wangen glühten in Folge der innern Bewegung. Gerührt und liebevoll umfaßte sie der Herzog, und flüsterte: „Sei ihm ja nicht gram, Elisabeth! Du mein Glück, mein Segen — denn — ohne ihn — wärest Du vielleicht nicht mein Weib. Grumbach warb für mich um die Krone meines Lebens, und immer noch ist er treu bemüht, mich glücklich zu machen, meine flammenden Wünsche zu erfüllen, Du weißt es, Theure, wie ich nach Kronen trachte, und für Wen?" —

Es gab der Herzogin einen Stich in das Herz, daran erinnert zu werden, was Grumbach für ihren Gemahl gethan, und diese Erinnerung schnitt jeden fernern Einwand ab. Sie eilte zur Wiege, wo der kleine Friedrich sich träumend regte, und es fielen Thränen auf des Kindes Wangen, die der Herzog nicht sah. Johann Friedrich stand auf, blieb eine Weile still mitten im Zimmer stehen, dann schüttelte er das Haupt, und als die Herzogin das Kind beruhigt und wieder empor sah, war er verschwunden. Gedankenvoll blickte Elisabeth nach der Thüre, durch welche er leise gegangen war, und in ihrem Innern faßte der Schmerz gewaltsam nach dem Herzen. Das Fräulein von Mila trat wieder ein. Gertrud war nicht mehr das immer lächelnde, immer fröhliche

Kind, wie Moritz es auf dem Grimmenstein hatte kennen lernen, ihre Wangen waren minder vollblühend, ihre Rede minder laut und lebhaft, aber jungfräuliche Anmuth und Würde thronte auf ihrer reinen Stirn. Die heitre Unbefangenheit des jungen Mädchens war übergegangen in eine sittigernste Haltung, wie sie der Stellung angemessen, die Gertrud bekleidete.

Sie erfreute sich vor den übrigen neben ihr der Herzogin dienenden Edelfräulein besondern Vertrauens, und in ihre treuverschwiegene Brust ward manche Aeußerung von Besorgniß niedergelegt. Gertrud selbst ehrte und liebte die vortreffliche Fürstin wie eine zweite Mutter. Vor ihr brauchte die hohe Frau den Kummer nicht zu verbergen, der ihr Herz belastete, und diese theilte sich gern der vertrauten, innig ergebenen Gesellschafterin mit. Mit Wehmuth erfüllt, trat die Herzogin wieder an die Wiege ihres schlummernden Sohnes, und mit einer Ahnung, deren prophetische Stimme oft besonders laut wird in dem gesegneten Zustand der Frauen, blickte sie, in sich gekehrt, in die nächste Zukunft. Gertrud hatte einen Strauß von Frühlingsblumen in der Hand und reichte ihn der Herrin mit den Worten: „Das sind die letzten Blumen, die ich auf der Heldburg gepflückt.“

„Ja wohl, die letzten!“ antwortete betonend Elisabeth, und nahm den duftenden Strauß. „Auf dem festen Grimmenstein ist kein Lustgarten mehr,

und wir werden dort nicht lustwandeln. Mir bangt vor ihm, wie vor einem Kerker!"

„Und warum müssen wir dorthin?" fragte Gertrud. „Mir gefällt die Heldburg besser. Der Berg ist höher, die Aussicht reizender, mannigfaltiger. Könnten wir nicht hier bleiben in dem neuen, schönen Schloß, dessen Bau so viel gekostet, daran Euer Gemahl so viele Freude hatte?"

„Der Herzog will, daß wir auf den Grimmenstein ziehen sollen, und an uns ist das Gehorchen;" erwiederte die Herrin. „Glaube mir, Gertrud, ich weilte nicht minder gern lieber hier. Schon der Name dieses Hauses ist freundlicher, wie der des Grimmenstein. Wir wären dort sichrer, sagt mein Gemahl. O diese Sicherheit hinter Festungsmauern hat stets etwas Fürchterliches. Man kann nicht entfliehen. Das alles ist Grumbachs Werk und Betrieb. Er und sein Anhang richtet uns Alle zu Grunde, habe nur Acht!" Dabei setzte sich Elisabeth traurig an des Prinzen Wiege, und schien keine Antwort zu erwarten.

Gertrud erbebte bei ihren Worten. Sie dachte an Moritz, Grumbachs Sekretar. Auch dieser gehörte ja zu des Rathes Anhang, und die trübe Prophezeihung der Herrin schnitt ihr in die Seele um dieses einen Mannes Willen. Liebte vielleicht das Fräulein von Mila den Schreiber? Nein! Es waren fünf Jahre vergangen, seit ein öfteres sittigtrauliches Beisammensein Beide genähert, und der männlichhübsche, ernste und bescheidne junge Mann

hatte damals in hohem Grade ihr Wohlgefallen erregt, doch hatte seine Bescheidenheit nie gewagt, mehr von ihrer Seite vorauszusetzen, als Wohlwollen, noch weniger, mehr zu verlangen; eine Zurückhaltung, deren allzugroße Scheu in jüngern Jahren ihr, der lebhaften, raschen Jungfrau bisweilen sogar steif und nicht am Ort erschienen war. Jetzt — zu verständiger Einsicht gelangt, sah Gertrud ein, wie würdig Moritz stets gegen sie gehandelt. Ihrer Erinnerung flogen rasch die Bilder der Vergangenheit vorüber; und sie hatte Zeit, ihrem sinnenden Gedankenfluge nachzuhängen, denn die Herzogin hatte ein kleines, in schwarzen Sammt gebundenes Liederbüchlein ergriffen und las leise für sich eine frommchristliche Hymne. Den langen Zeitraum eines Lustrums, dessen Tage so abgemessen und langsam einzeln vorüberschleichen, durchfliegt der Gedanke mit Adlerschnelle, lebt sein Wichtiges in Erinnerung durch, und sieht von diesem Wichtigen wieder das Heitere in weit anderem und schönerm Licht, als das Trübe. So wird, so muß es auch mit unserer Fortdauer beschaffen sein; geistig werden wir rückwärts schauen, und je schönere Bilder sich dann entfalten und gestalten, um so höher wird der Grad dessen sein, was wir Seligkeit nennen, von der so Viele die irrigsten Begriffe haben. Vor Gertruds Rückblick trat die heitre, ungetrübte Jugendzeit, wo sie mit Moritz scherzte, wo sie mit lebhafter Theilnahme eines arglosen Herzens zur warmen Anhängerin einer ränkevollen Pseudokönigin wurde, wo sie für Unterbringung

des Kindes, des kleinen Hänsel, so sorglich bemüht war, und wo Moritz ihr half, den sie später auf lange Zeit nicht wieder sah. Und als sie dann ihn wieder sah, war er ernster und stiller geworden, ehrerbietiger, und doch weilte, wenn solches Verweilen vergönnt war, stets sein Blick mit einem unverkennbaren, unaussprechlichen Antheil auf ihr. Sie trat nach des alten verstorbenen Vaters Wunsch in den Dienst der Herzogin, und begleitete diese, als der Hof auf die Heldburg zog. Dort sah und sprach Gertrud von Zeit zu Zeit Moritz wieder, wenn er in Begleitung seines Herrn, oder auch allein, als dessen Botschafter, von Hellingen herüber kam. Doch nur selten geschah dieß, und nur selten wurde das Gespräch lang. Traulich, wie einst, wurde es nie. Aber es war ein eigenthümliches Einverständniß zwischen den Seelen dieser Beiden, fast in gleicher Weise, wie bei Moritz und Ursula Grumbach, die nun längst eine Frau von der Hallburg war. Jetzt sollte wieder das Dach eines Hauses Beide schirmen, in bekannten, einst liebgewordenen Räumen sollten Beide neben einander walten. Gertrud freute sich darauf, es war ein Gedanke, der ihr allein die Rückkehr auf den Grimmenstein minder zuwider machte.

Die Wälder standen in voller Frühlingsfrische, die Bäume in Blüthe, der Mai war als Wonnemond erschienen, ein Götterkind; die Saaten grünten, die Lerchen jubelten, in der Natur war Friede, Freude, Auferstehungslust. So wandeln die Jahreszeiten am Himmel herauf und herab über den Riesenball der Erde, unwandelbar nach Gottes Rath, und das Treiben und Wogen der Menschenwelt stört ihre ewigen Gesetze nicht, ändert um keinen Tag und keine Stunde ab, was kommen soll.

Der herzogliche Hof war in Gotha eingezogen, und der Grimmenstein sah sich nächst diesem, wie von Zugvögeln, von einem ganzen Schwarm kriegerischer Männer bevölkert, die man sonst nicht hinter seinen Wällen und Mauern erblickt hatte. Der Herzog arbeitete eifrig mit seinem Kanzler, Doktor Brück; der Geheimschreiber Rudolph war äußerst beschäftigt, und brauchte Gehülfen. Johann Friedrich setzte mit eigner Hand eine kräftige Vertheidigung Grumbachs auf, die er dem Kaiser zusenden wollte, der Kanzler durfte beirathend nur Geringes daran ändern, und diese Vertheidigung sollte nicht nur der Kaiser empfangen, sondern alle befreundeten Höfe; die fürstlichen Brüder, wie der Kurfürst von Sachsen, Pfalz, Baiern, Hessen, Henneberg und Andere sollten Abschriften davon zugesandt erhalten.

Der Mann, dem diese treue Fürsorge des ihm innig zugethanen Herzogs galt, ritt in Begleitung seines Moritz aus dem Thüringer Wald hervor, und unter Tenneberg hin. Er hatte in der Gegend um-

hergeforscht, ob nicht da oder dort ein ergiebiger Stollen aufzufinden wäre, doch waren hier Hoffnungen noch im weiten Felde. Ueber dem Waldgebirge hing ein Frühlingsgewitter; der Hörseelberg tauchte das Horn seines Westendes in das Gold der Abendsonne, das hinter schwarzem Gewölk noch hervorbrach, während auch über der großen Ebene nach Erfurt hin Wetterwolken hingen, und schon dunstig die Gleichen einschleierten.

Grumbach besprach mit Moritz freundlich und vertraulich das, was nahe lag zu besprechen, Hoffnungen, Wünsche, Entwürfe, Aussichten nach allen Seiten hin. Bergwerke sollten eröffnet, Geld sollte geprägt werden. Nach dem Stein der Weisen und nach der Goldtinktur war mit möglichstem Fleiße zu streben. Ausländische Mächte waren zu gewinnen, die deutsche Ritterschaft war zu begeistern für eine unglaublich kühne Idee.

„Ich würde mein Ziel erreichen und mein biedrer Herr das Seine, bei Gott, wir würden!“ rief Grumbach heftig aus: „hätte mir nicht der Feinde arglistvolle Heimtücke diese nichtige Acht zu Wege gebracht! Ein Popanz der Acht, keine wirkliche, und daher um so schreckhafter, denn was kann ich thun gegen ein Ding, das nicht ist, und doch zu sein scheint, und vor dem sich Alle fürchten? Hölle und Teufel können nicht ärger lügen und trügen, als diese Würzburger! Doch im Himmel lebt noch ein gerechter Gott, der mich bisher wunderlich beschirmt hat gegen meine Widersacher. Er lebt, und

wird mir durch seine göttliche Kraft noch ein Mehreres gegen diese Siegelbrüchigen und Meineidigen in die Hände geben!"

Fast über den Häuptern der Reitenden redete die Stimme des Herrn im Wetter, ein krachender Donnerschlag; auf nachtschwarzen Flügeln zog das Gewitter vom Walde herauf, ihnen nach, und sie galoppirten nun ohne weitere Worte dem nächsten Dorfe zu; es war Sundhausen. Dicht an den äußersten Häusern stand eine starke alte Linde mit breitschattendem Laubdach, und unter ihr war ein Haufe Bauernjugend versammelt, die ihre Aufmerksamkeit einem ungewöhnlichen Gegenstand zugekehrt hatte. Achtlos darauf, wollte Grumbach vorübersprengen, als Moritz, welcher in den Kreis blickte, der sich vor den nahenden Reitern ein wenig lüftete, rasch sein Pferd anhielt, und Grumbach zurief: „Haltet nur einen Augenblick an, Herr! Täuscht mich nicht alles, so sehe ich dort jenen blassen Knaben wieder, den ich einst vom Grimmenstein hierher fördern half, und zwar scheint mir etwas Seltsamliches mit ihm vorzugehen."

Die Reiter hielten, der Kreis stob auseinander und die Menge der Kinder lief nach den Häusern und Hütten, zumal da das Gewitter sich in starken Tropfen zu entladen begann. Auch läutete bereits die Glocke, wie es vor Alters üblich war, theils zum Gebet zu mahnen, theils das Wetter abzuwenden.

„Mein Gott, was ist dem Jungen und was hast Du mit ihm?" fragte nun Grumbach mit Theil-

nahme, während Moritz bereits vom Pferde sprang. Ein im Wachsthum zurückgebliebener, zart und schmächtig gebauter, schöner Knabe, dem langes blondes Haar in ungekünstelten Ringeln von dem bloßen Haupt auf die Schultern fiel, stand ruhig, unbewegt und furchtlos unter dem Baume. Seine Füße waren unbekleidet, und die übrige ärmliche Sommertracht bedeckte bis zu den Knieen ein weißes Fuhrmannshemde von nicht allzugrober Leinwand, ohne Kragen, wie der Thüringische Bauer zum Theil noch heute trägt. Ueber der Brust war als Schmuck von rothem Faden ein Kreuz genäht, und darunter standen die Namensbuchstaben J. H. S.

Der Knabe hatte die Augen halb geschlossen, und achtete gar nicht auf die Nahenden, sondern öffnete den Mund und sprach vor sich hin mit einer weichen, dem Ohre wohlthuenden, fast mädchenhaft klingenden Stimme, während der Donner fortrollte, die Blitze sprühten, und Hagelkörner durch das Laubdach der Linde schlugen: „Engelein sehe ich, schöne Kinder des Himmels. Sie fahren daher auf Blitzen, sie reiten raschen Ritt! Reiten dem Donner voran. Ha, wie groß und wie schön. Schwinge Dein Schwert! Siehe, sie schütteln die Kronen, und es fallen helle Perlen zahllos herab!“

„Hänsel! bist Du nicht Hänsel Schönborn? Was redest Du für tolles Zeug?“ rief Moritz ganz verwundert aus. Jener ließ sich nicht irren, sondern fuhr fort: „Drüben thut sich der Tenneberg auf, droben der Himmel, drunten leuchten Gold und

Karfunkel, ein reicher Schatz, droben winken die Engel mit silbernen Lilien. Aus dem Gewölbe des Berges schreitet hervor die Königin, meine Mutter, die weiße Frau, sie schwebt schon über dem Schlosse. Jetzt thut sie einen Schritt, und steht auf dem Rothenberg, jetzt noch einen, da ist sie auf der Schönleite. Wo sie auftritt, springt ein Brunnen von Gold und Silber, jetzt thut sie den letzten Schritt — da ist sie auf dem Inselsberg und fährt gen Himmel! Siehst Du, die Engelein jubeln ihr entgegen. Nimm mich doch mit, Mutter! Ach — ach — die Engelein verschwinden — schwarz — schwarz ist alles — mich friert."

Der Knabe schauerte heftig zusammen, als jetzt Moritz ihn anfaßte und rief: „Willst Du nicht nach Hause zu Deiner Mutter gehen, Hänsel?"

„Ach ja — Herr! ja!" antwortete der Gefragte, wie aus einer Betäubung erwachend, mit einer ganz andern Stimme, und sah die fremden Männergestalten scheu und blöd an, wagte auch weiter kein Wort, sondern ließ es geschehen, daß Moritz ihn auf das Pferd nahm, und mit ihm in das Dorf hineinritt. „Wenn es Euch genehm, so nehmen wir Obdach bei der Frau Schönborn, bis das Wetter vorüber!" sprach Moritz zu Grumbach, und dieser erwiederte: „Nur zu, nach Deinem Willen. Mit diesem Knaben scheint es eine absonderliche Bewandtniß zu haben; seine irren Reden waren sehr nachdenklich. Erforsche das Nähere."

Auf halbem Weg zum Hause kam durch den Regen

die Frau Schönborn entgegengelaufen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie Hänsel erblickte, der erschöpft und nachlässig das schöne Haupt an Moritzens Brust gelehnt, wie ohnmächtig auf dem Pferde hing, und schrie: „O Du mein Herrgott! Da bringen sie das Unglückskind! Ach Du barmherziger Himmel! die edlen Herren haben ihn wohl todt gefunden? Ach ach ach!"

„Du bist eine Gans, Weib!" rief Grumbach streng vom Pferd herab ihr zu, die heftig erschrak. „Ist das Kind Dein, so solltest Du seiner achten und da es krank ist, es nicht von Dir lassen!" und Moritz rief gleichzeitig: „Nach Hause, Frau Schönborn, Stube und Stall aufgeschlossen! wir wollen bei Euch einreiten, bis das wilde Wetter vorbei!"

Ohne Einrede, aber voller Herzensangst eilte die Frau neben den Pferden her. Bald waren die Reiter im Trocknen einer reinlichen Bauernstube, und der Knabe saß auf dem Bette seiner Pflegerin, wo ihn die Tochter der Wittwe, seine einstige Gespielin, liebkoste.

Von Moritz ernstlich zur Rede gesetzt, begann die Frau bitterlich zu weinen und weinend zu sprechen: „Ach lieber Herr, was für eine große Noth und Sorge macht mir armen Weibe das Kind! Ihr seht ja wohl, daß er behext ist durch und durch, daß es ihm angethan ist, in wunderlicher und seltsamer Phantasei zu sprechen. Kein Mensch kann helfen, kein Doktor, kein Pfarrer, auch nicht der Schäfer und Scharfrichter. So ist der Hänsel ein stiller, blöder

Junge, fast zu still und maulfaul, aber wenn es ihn ankommt, dann sieht er Engel und spricht mit ihnen, prophezeit auch, und da ist schon gar vieles eingetroffen, werthe Herren! Ja, der Hänsel ist ein kleiner Prophet, und hat einmal ausgesagt, er sei bestimmt zu großen Dingen. Es ist etwas Hoffärthiges in ihm. Aufs Land paßt er gar nicht; er kann nicht arbeiten, und will nicht arbeiten. Hat uns auch manchmal zum Tode erschreckt, wenn er mitten in der Nacht aufgestanden, und auf das Dach gestiegen — denn er hat leider Gottes auch die Mondsucht."

Grumbach hatte mit übereinandergeschlagenen Armen schweigend und ernst gestanden, seine Augen fest auf den Knaben gerichtet. Jetzt sprach er entschieden: „Es ist gut, wir wissen genug, Frau! Wir wollen den Knaben Deiner Sorge abnehmen, und ihn bringen, woher er gekommen ist. Nach Gotha, auf das Fürstenschloß. Dort soll er gute Pflege haben!" Und zu dem Knaben sich wendend, sprach er: „Du liebes Kind, willst Du wieder zu dem schönen Fräulein, das mit Dir spielte, als Du noch viel kleiner warst? Denkst Du noch an Gertrud von Mila?"

„Ach ja, Herr!" gab mit einem Seufzer Hänsel zur Antwort, und schien willenlos ergeben. Moritz schmeichelte ihm auch und sprach: „Gewiß kannst Du Dich noch auf mich besinnen, ich war es ja, der für Dein Hierherkommen sorgte." Hänsel nickte bejahend.

Der Ritter zog eine Handvoll Geld aus der Ledertasche seines Reiterkollers, und sprach gütig: „Frau Schönborn, nehmt für Eure Pflege, für Kostgeld dieses an.“

„Und schweigt gegen Jedermann davon, wie ich hoffe, daß Ihr bisher gethan, daß der Knabe Euch einst gebracht worden. Er soll den Namen Schönborn behalten!“ setzte Moritz hinzu.

„Ja schweigt, ich befehle es im Namen des Herzogs!“ gebot Grumbach mit ernstem Blick. Das Weib sah ihn erschrocken fragend an; ihr ahnete was.

„Grumbach heiße ich,“ gab der Ritter ihrer stummen Frage zur Antwort, und die Frau schrie auf: „Herr Jesus!“

„Nun? Was soll's? Ist mein Name ein Schrecken im Lande? Ich will nicht hoffen?“ fuhr Grumbach auf.

„Ihr seid der Gewaltigen Einer, haltet mir dummen Frau die unnütze Rede meines Mundes zu Gnaden!“ versetzte Frau Schönborn zitternd.

„Es ist genug, fort! fort!“ drängte der Ritter; das Wetter war vorüber und hing jetzt nachtschwarz über Gotha und dem Grimmenstein, die Dämmerung war eingebrochen, die Pferde standen, von einem kräftigen und stämmigen Nachbar, dem kleinen Steffen Müller, einem jüngern Bruder der Schönborn, den die Neugierde mit Andern vor das Haus geführt hatte, gehalten, und die Reiter saßen auf. Mutter und Tochter und der untersetzte Steffen küßten noch einmal den Hänsel, und hoben ihn dann zu Moritz

hinauf, der ihn vor sich hinsetzte. Hart am alten Steinkreuz vorüber, daran einst der Knabe mit dem ersten tiefsten Schmerz seiner Kindesseele der vorüberfahrenden Mutter nachgerufen, nachgeweint, ging nach Gotha zu der Ritt. Ueber der Stadt kreuzten noch Blitze. Der goldne Mann auf der Spitze des hohen Thurmes glänzte flammenhell in ihrem Wiederschein, und sah aus wie der Engel des Todes hoch im finstern Gewölk. Der Knabe lehnte sein mattes Haupt wieder an Moritzens Brust und entschlummerte. Seine schmächtige Gestalt in dem weißen Gewande glich einer geknickten Lilie.

Grumbach und Brück waren bei dem Herzog. In dessen Händen ruhte die Schrift an den Kaiser. Der Ritter hatte Bericht abgestattet über den Erfolg seiner Sendung, und der Herzog dankte ihm gnädig. „Wir sind unterweile nicht müssig gewesen, lieber Getreuer," sprach Johann Friedrich. „Was wir hier an Kaiserliche Majestät geschrieben und berichtet haben, Deinethalben, dürfte Deinen Beifall haben, wenn auch die Majestät darob die Nase rümpft. Im Eingang erkennen wir mit Dank die gnädigen Erinnerungen, Verweise und zugeschickten Generalmandate und erbieten uns sehr höflich, als ein gehorsamer Fürst, Allem nachzukommen."

„Wie, mein Fürst, Ihr wolltet?“ fragte Grumbach erschrocken.

„Lasse doch unsern gnädigsten Herrn weiter reden!“ ermahnte höfisch leise der Kanzler, und der Herzog fuhr, Grumbachs Besorgniß belächelnd, fort: „Ferner beziehen wir uns zur Darlegung unserer friedlichen und gehorsamen Gesinnung auf das gedruckte und in unserm und unserer Brüder Liebden Landen überall publicirte und angeschlagene Patent, und bringen in Erinnerung, daß wir durch unser Thun und friedenförderndes Vornehmen den gemeinen Nutzen deutscher Nation mehr gefördert, als unsere mißgünstigen Verleumder, die eigennützigen, selbstsüchtigen Vortheils halber uns in hochbeschwerliche Ungnade zu bringen trachten, darum denn“ — jetzt las der Herzog vom Blatt: „ob ich gleich gedachten von Grumbach in meinem und ermelter meiner freundlichen lieben Brüder Landen geduldet, solches gegen Euer Kaiserlichen Majestät, als meiner von Gott geordneten Obrigkeit zu keinem Ungehorsam oder Verkleinerung Ihrer Kaiserlichen Majestät praeeminenz gemeint — sondern zur Pflanzung und Erhaltung beständigen Friedens, Ruhe und Einigkeit, auch Verhütung und Abwendung hochschädlicher Weiterung, Empörung und erbärmlicher Blutvergießung ganz herzlich und getreulich gerichtet ist.“

Der Herzog holte Odem, denn der Periodenbau des Kanzleistyls seiner Zeit hatte etwas überaus erschöpfendes, und fuhr dann in dem Referat aus dem Schreiben fort. „Ich gebe dem Kaiser zu ver-

stehen, daß ich es war, auf dessen Betrieb Du und die Deinen euch bisher ruhig verhalten, statt mit Hülfe der, durch die Acht gegen Dich, gereizten Reichsritterschaft nochmals und anders, wie zuvor, die Blutfahne im Frankenlande zu erheben, und daß nichts Nützlicheres und Heilsameres habe bedacht werden mögen, als was ich gethan. Ich sage ferner, wie es auch wahr ist, daß ich Euch beschützt und behalten in der Hoffnung, daß mein und der mir befreundeten Fürsten Fürbitten Euch des Kaisers Verzeihung und endliche gütliche Vertragung bewirken werde, und daß Du und Deine Mitverwandten mir Zusage gethan, euch eingezogen zu halten, und Niemand zu schädigen oder zu beleidigen."

„Wie wir auch gethan und gehalten, so wahr Gott lebt!" unterbrach Grumbach bewegt.

„Ich gebe der Majestät zu bedenken," fuhr der Herzog fort: „ihr eigner Verstand müsse ihr sagen, daß, wenn ich Dich aus meinen Landen weggeschafft, nichts gewisser zu besorgen gewesen, als daß Du und Deine Verbündeten mit noch größerer Mannschaft euer äußerstes Heil versucht haben würdet. Dieses habe ich, als ein junger und nicht kleinmüthiger, aber ohne Selbstruhm, nachdenklicher Fürst besorgt und erwogen. Ich sage rund und baar, daß Du gegen den Würzburgischen vertragenen Widertheil oft und öffentlich wegen gewaltsamer Einziehung und langwieriger Vorenthaltung Deiner und Deiner armen Angehörigen uraltväterlichen Stammgüter Dich auf alle Weise beklagt, und dennoch zu

Deinem unaussprechlichen Schaden nicht das kleinste Theilchen Recht erlangt, darauf Du mit demüthigster und langwierigster Geduld gehofft und gewartet; und proponire, daß Du dennoch durch einen Fußfall unterthänigste Abbitte leisten wolltest, Deine Sache stellend auf die Barmherzigkeit Gottes und die gnädigste Verzeihung Kaiserlicher Majestät. — Habe ich Dir so recht geschrieben, Wilhelm?"

„Aus meinem Herzen heraus, bester, gnädigster Fürst!" rief Grumbach, während Brück Beifall nickte. „Mein Dank findet kein Wort für so große Gnade!"

„Nun führe ich zu Gemüthe," fuhr Johann Friedrich in seiner Mittheilung fort, bisweilen in die Schrift blickend: „wie meiner Einfalt nach unzweifelhaft dafür zu halten, daß Du fast zeitlebens durch vielfältige Uebung und Erfahrung so viel Wissenschaft erworben, daß Du noch lange dem Reiche und der deutschen Nation vortreffliche Dienste leisten könntest, und mit Gottes Hülfe auch wolltest, so wie, daß ich gewiß sei, daß auch noch andere Kurfürsten und Fürsten für Dich bitten würden."

„Alles vortrefflich und herrlich, mein gnädigster Herzog!" fiel Grumbach ein: „Wenn es doch nur fruchtete!"

„Schließlich bitte ich," fuhr Johann Friedrich fort: „um gnädiges zu Gutehalten meines unterthänigsten Suchens, um Aufhebung der Achtsdeclaration gegen Dich und Deine Mitverwandten, um

Gewährung der Abbitte durch Fußfall, und um gnädige Resolution."

Grumbach ergoß sich noch ferner in feurigen Dankesworten, tief fühlend, wie treu es der Herzog mit ihm meinte.

„Wenn sehe ich den Knaben, von dem Du mir erzählt, daß Du ihn hergebracht in das Schloß, weil ihm die Gabe der Weissagung verliehen, und er ein wunderbares Werkzeug scheine zur Erforschung geheimnißvoller Dinge?"

„Ich habe wahrgenommen, gnädigster Herr," erwiederte Grumbach: „daß in der Stunde der Mitternacht sich sein Mund prophetisch öffnet, und aus einem innern Schauen wunderliche Reden hervorgehen. Er ist dann nicht bei sich, und ein ganz Anderer, als er gewöhnlich ist, wann der Geist über ihn kommt."

„Wir wollen ihn sehen, doch ohne Aufsehn," sprach der Herzog.

Der Geheimschreiber Rudolph trat ein; er hielt einen Brief in der Hand. „Dieses sandte so eben durch einen eilenden Boten die vertraute Person in Weimar!" sprach er, und hastig griff der Kanzler danach, und winkte Rudolph, sich zu entfernen.

Die Adresse lautete an Brückner, gespannt blickten der Herzog und Grumbach der Mittheilung entgegen. Der Kanzler las: „Inhalt der Antwort, so Herzog Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere zu Sachsen dem Kurfürsten zu Sachsen, dem Mark-

grafen Georg Friedrich und den Hessischen Räthen auf ihr Anbringen gegeben."

Der Herzog ballte krampfhaft die Faust, seine Augen rollten, drohende Falten bedeckten seine ernste hohe Stirne. Brück las weiter: „Es wüßten sich Ihre fürstlichen Gnaden der Kaiserliche Mandate und Schreiben wohl zu erinnern, sie verstünden auch diese und der Kurfürsten und Fürsten Ersuchung und Vermahnung fürstbrüderlich, treuherzig und wohlgemeint. Ihre fürstlichen Gnaden wären aber an der Sache unschuldig, und hätten ihren Bruder mündlich und schriflich vermahnt, die Aechter abzuschaffen, und Kaiserlicher Majestät zu gehorsamen, wie mit der Correspondenz zu beweisen sei. Es habe aber Ihre fürstliche Gnade bei ihrem Bruder so wenig damit ausgerichtet, als die Kaiserliche Majestät mit ihren Mandaten und Befehlen, so wolle doch Ihre fürstliche Gnade zu Gott dem Allmächtigen hoffen, seine Allmacht werde es anders und zu seinen Ehren wenden. Bitten daher, die Erbeinigungsverwandten, Kurfürsten und Fürsten, wollten sie deshalb entschuldigt halten, und auch bei Kaiserlicher Majestät mit bestem Fleiß entschuldigen. Sollte es aber zu einem Ueberzug und einem rauhern Weg gerathen, den etwa die Kaiserliche Majestät wider ihren Bruder vornehmen werde, so bäten Ihre fürstliche Gnaden die Kur- und andern Fürsten, sie möchten Ihre Person kraft der Erbeinigung und Blutsverwandtschaft nicht ohne Rath und Beistand lassen."

„Ha, das ist brüderliche Liebe!" rief der Herzog,

und schlug die Hände zusammen. „Mit David muß ich schreien: Ich bin fremd geworden meinen Brüdern!“

Mit Schmerz erblickte Grumbach die Bewegung Johann Friedrichs, und citirte den Salomonischen Spruch: „Ein treuer Freund liebet mehr und stehet fester bei, denn ein Bruder!“

„Laß fahren dahin, sie — haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!“ sprach mit Luthers Worten der Fürst, und mit fester Resignation auf die Liebe seiner Brüder, der er im Herzen Valet gab.

Drittes Kapitel.

Es war eine schöne Vollmondnacht und Friede schattete über dem Grimmenstein. Im Hofe und hie und da auf den Wällen schritten Wachen schweigenden Ganges auf und ab; im Silberlicht des Mondes blitzten hell die blanken Hellebarten. Ueber einen langen und düstern Corridor, den nur sparsame und schmale Fenster erhellten, schritten der Herzog und Grumbach fast unhörbaren Trittes. Moritz leuchtete, statt eines Dieners, ehrerbietig mit zwei Kerzen den Wandelnden voran. Man wollte keinen Kammerdiener oder Lakaien zum Wissenden machen in so geheimer, wie geheimnißvoller Angelegenheit. Die Thüre eines nicht großen Zimmers mit nur zwei Fenstern öffnete sich, man trat hinein. Der Herzog schritt rasch bis

zur Mitte dieses Zimmers, und sah sich dann neugierig nach allen Seiten um. Es war keine andere Beleuchtung darin, als die des Mondlichtes, denn Moritz war mit den Kerzen nur bis zur Thüre vorangegangen, und zurückgeblieben, doch dieß befremdete den Fürsten nicht, er wußte bereits, daß der Strahl irdischen Lichtes nicht wohl thue dem für überirdisches Schauen geöffnetem Auge. Es war auch von Geräth sehr wenig zu erblicken. Nur auf einem kleinen Tisch am Fenster lag eine Krystallkugel von seltner Größe und vollkommener Reinheit, auf diese fiel das Mondlicht, und wurde so gebrochen, daß es in strahlenden Radien grüngolden von ihr auszugehen schien. Durch die Fenster war die Aussicht frei nach Sundhausen hin, nach Tenneberg, und wie ein grauer Wolkenvorhang lag unter dem tiefen Azur des reinen Aethers mondglanzumsponnen der Thüringer Wald. Jetzt zuckte es durch des Herzogs Brust wie ein leiser Schreck vor einer Erscheinung, denn wie er zur Seite sah, so gewahrte er die wunderzarte Gestalt eines sanft auf ein Bette hingestreckten Schlummernden von fast überirdischer Schönheit. Das wohlgeformte unschuldvolle Kindesgesicht war von blonden Locken umwallt, die Wangen blühten, eine weiße zarte Hand ruhte auf der Brust, die andere herabgesenkte schien vor dem Entschlummern mit einer Rose gespielt zu haben, die zerknickt am Boden lag. Ein leises Athmen war bemerkbar. Der Knabe war ganz in ein langabwallendes weißes

Gewand, das seine Füße bedeckte, gekleidet und von ihm gleichsam überhüllt!

„Das ist er, hoher Herr!“ flüsterte Grumbach sehr leise, und der Herzog erwiederte ebenso: „Du siehst mich erstaunt! Willst Du den Knaben wecken? Laß ihn schlummern! Wie schön ist dieses Kindes Schlaf, dieses schlafende Kind!“

„Ich wecke ihn nicht, Herr, denn dann würde er nicht das sein, was er jetzt ist. Es ist in ihm eine zweifache Seele!“

Grumbach nahte dem Lager, er berührte den Schlummernden sanft am Fuß, und rief ganz leise: „Johannes! Johannes! Johannes!“

„Hier bin ich!“ erklang es aus des Knaben Mund. „Was siehst Du?“ fragte der Ritter. Langsam und geisterhaft hob sich auf dem Lager der Liegende, und saß. Ohne die Augen zu öffnen, ohne Blick begann er zu sprechen mit der milden, mädchenhaften, zu Herzen dringenden Stimme: „Ich sehe zwei Männer, Dich sehe ich, der da fragt und noch Einen, welcher höher ist als Du. Und ich sehe zwei Kronen, davon trägt eine der hohe Mann und die zweite wünscht sich sein Herz. Und ich sehe zwei Sterne, neben einander am hohen Himmel. Die Sterne glänzen hell, glänzen Glück!“

„Was ist das! Was höre ich?“ sprach leise Johann Friedrich. „Der Knabe schläft und redet. Oder ist es ein eingelerntes Gaukelwerk?“

„Fragt selbst, hoher Herr, wenn Ihr Zweifel habt,“ erwiederte Grumbach; „ich will das Gemach

verlassen, tretet an meine Stelle, berührt ihn sanft, und fragt nach Dingen, die nur Euch und Gott bekannt. Nicht um die Welt möchte ich mir eine Täuschung gegen Euch erlauben, nicht um die Welt Euch glaubend wissen, daß ich täuschen wolle. Ich habe den Knaben hergebracht, in der Hoffnung, daß sein prophetisches Ahnen Euch Nutzen bringe!“

Der Herzog sah ungern den Getreuen durch seine Rede verletzt; eben so wenig hatte er Lust, allein in dem unheimlichen Zimmer mit dem Schlafredner zu sein, doch wollte er auch Selbstständigkeit zeigen, und sprach daher: „Bleibe, doch tritt dorthin, ich will eine Frage thun.“ Grumbach gehorchte augenblicklich, der Herzog nahm dessen Stelle ein, und fragte: „Kannst Du mir sagen, Knabe, was meine nächste Hoffnung, ob, wann und wie sie sich erfülle?“ — Die Antwort kam sogleich: „Deine nächste Hoffnung ist der Sohn, den Deine Gemahlin unter ihrem Herzen trägt; sie wird sich erfüllen, ehe der Mond noch einmal seine Scheibe füllt.“

Verwundert hob der Herzog die Hände empor; das konnte nicht erlernte Antwort sein, in seinem Innersten hatte der Seher gelesen. Ein mächtiger Drang aber bewog ihn, noch einmal zu fragen: „Wann erfüllt sich mein anderes großes Hoffen? Wann sinkt auf mein Haupt die zweite Krone, die Du vorhin erwähnt?“

Der Knabe schwieg eine kleine Weile, dann ward er laut: „Lieblich spielen die Engel im Monden-

licht, drei oder viere. Sie kommen zu mir, sie neigen sich mir, sie führen mich zu silbernen Wolken hinauf. Ich fliege, ich schwebe! Du bleibst im Dunkel zurück, weit, weit. Es währt noch lange, ich sehe nicht klar — drei oder viere der Jahre! Dann kommt Krieg über Dich, dann wehre dich weidlich! — Ha! — Kurfürst von Sachsen! Du siegst!"

Der Knabe sank, wie erschöpft, auf die Kissen seines Lagers zurück. Tief nachdenklich ging der Herzog von ihm und zu Grumbach hin, der unbeweglich am Ende des Zimmers stand. Ohne ein Wort zu sagen, schritt der Herzog der Thüre zu, Grumbach öffnete ehrerbietig und folgte schweigend nach. Moritz leuchtete wieder vor nach den fürstlichen Gemächern.

„Gute Nacht, lieber Getreuer! Ich danke Dir!" sprach Johann Friedrich, und reichte dem Ritter gnädig die Rechte; dann ging er in sein Zimmer und Moritz begleitete Grumbach nach dem Seinen.

„Halte den Knaben recht gut und sorglich, lieber Moritz!" sprach Grumbach: „er ist ein Werkzeug der Gnade, ein unbegreiflich hohes Wunder liegt in dieser schwächlichen Hülle. Gott mit euch!"

Der Herzog trat zur heiligen Schrift, die nie von seinem Tische kam; er schlug sie auf, blätterte im neuen Testament, und fand bald den Spruch, den er suchte. Laut und mit Andacht las er den Spruch:

„Ich preise Dich Vater und Herr Himmels und der Erden, daß Du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret!" —

„Drei oder viere — der Jahre!" fuhr er dann fort. „Wohlan denn, so harren wir, und haben Zeit, uns zu stärken. Kurfürst von Sachsen? Ich bins!" —

Ueber Gotha und dem Grimmenstein lastete ein Bangen, wie Gewitterschwüle. Die Bürger der Stadt traten oft bedenklich zusammen und besprachen, was wohl die mancherlei Befehle, die nach einander ergingen, vorbereiten möchten? Manche Besorgniß ward laut, manches Urtheil ward gewagt. Es schien eine ereignißreiche Zeit zu drohen, auf Krieg deutete alles hin, und doch ist dem friedlichen Bürger, dem arbeitsamen Landmann kein Gedanke schrecklicher, als der an Krieg. Krieg vernichtet die Fleißesfrucht des Feldbebauers, zertritt die Aernte, zehrt heuschreckengleich die Vorräthe auf, wandelt die Pflugschaar zum Schwert um, zertrümmert den Webstuhl, macht Aeltern kinderlos und Kinder zu Waisen, macht Bettler aus Reichen und entvölkert die Länder. Die heilsamen Folgen der Kriege, die nicht hinwegzuläugnen sind, entwickeln sich langsam, spät, nützen den Nachkommen; für die Gegenwart bleibt Krieg

stets ein furchtbares Uebel. Es war geboten worden, die Wälle und Mauern der Stadt zu erhöhen, es war geboten worden, auf Vorräthe an haltbaren Lebensmitteln bedacht zu sein. Kein Tag verging, wo nicht schwerbeladene Wagen zum Grimmenstein einrollten, mit Getreide, Mehl, Pulver, Blei, Wein, Oel, Gewürze, alles in überaus großen Quantitäten, und leicht und leer rollten die Wagen wieder über die hohe Zugbrücke herab. Ein herzoglicher Befehl verbot allen Unterthanen, auswärtige Kriegsdienste anzunehmen, vielmehr sollten sie daheim bleiben, sich in guter Rüstung und eines Aufgebots gewärtig halten. Nicht minder ging die Rede, die fürstliche Kanzlei solle der Hofhaltung folgen, und von der Residenz Herzog Wilhelms hinweggelegt werden. Man sagte sich in das Ohr, zwischen den beiden Herzogen Brüdern Johann Friedrich und Johann Wilhelm sei gar kein gutes Vernehmen. Unbekannte Männer, deren Aeußeres rauh und kriegerisch war, ritten täglich ab und zu; manche der Gekommenen blieben auch auf der Feste, dabei war des Botenwechsels kein Ende. Kein Tag verging, an welchem nicht Boten einliefen oder einritten, und wieder entsandt wurden. Alle wurden jedoch auf Grimmenstein bewirthet und beköstigt, durften nicht in der Stadt herbergen, daher verlautete fast nichts von ihren Sendungen, wohin und woher, und diese Verschwiegenheit und Heimlichkeit wirkte auf die Menge peinigend, die nun Spielraum gewann, sich an Vermuthungen zu halten, welche oft an das Abenteuer-

liche grenzten. Auch Boten höhern Ranges trafen ein, Gesandtschaften befreundeter Fürsten, meist aus Sachsen; mit ernsten Mienen sah man sie die Stadt durchreiten, mit bekümmerten den Grimmenstein verlassen.

Herzog Johann Wilhelm hatte den Gesandten der Kurfürsten, die ihn zu Eisenberg getroffen, für sich und seinen jüngsten Bruder die Resolution, welche der heimliche Berichterstatter aus Weimar mitgetheilt, mündlich gegeben, und sich geweigert, dieselbe schreiben zu lassen, oder selbst zu schreiben, die abgesandten Räthe brachten sie zu Papier, sandten sie an ihre Fürsten, und begaben sich nun nach Gotha. Es waren Erich Volkmar von Berlepsch, Amtmann zu Salza und Dankspring, Doktor Lorenz Lindemann, Heinrich von Moßler, Johann Weissenberg, Landvoigt an der Werra, und Doktor Jacob Lerßmer, kluge, vorsichtige und besonnene Männer. Sie erlangten Audienz und brachten in feierlicher Rede bei dem Herzog ihre Werbung an, übergaben auch, nach dem Brauch, ihre Instruktion in einer Abschrift. Der Inhalt derselben war kein Anderer, als wie der Herzog schon gewohnt war, zu empfangen: Ermahnungen und dringendes Ersuchen, sich der Männer abzuthun, die er schützte. Johann Friedrich ließ alles in Empfang nehmen, und beschied die Gesandten auf den dritten Tag zum Empfang der Antwort. Diese wurde am 20. des Monats Mai gegeben.

Der Herzog saß auf dem Throne, mit sehr

ernsten und trüben Mienen, zu seiner Rechten stand der Marschall, Georg von Herstall, zur Linken der Oberste Kuno von Welterlein. Der Kanzler Dr. Brück trat so, daß er den Abgesandten gegenüber stand, ihm zur Seite hielt der Geheimschreiber Rudolph die Reinschrift der Antwort in der Hand, welche Brück laut und vernehmlich im Namen des Herzogs den fremden Räthen vortrug. Der Inhalt dieser Antwort war aber mutatis mutandis fast wörtlich so gestellt, wie das jüngste Vertheidigungsschreiben an den Kaiser, und es wurde sich darin auf dasselbe auch namentlich bezogen, und sein Inhalt mitgetheilt. Als Brück die lange Rede geendigt, nahm der Amtmann von Berlepsch erst mit seinen Begleitern einen Abtritt, berieth sich mit ihnen, und nahm dann das Wort, freimüthig fast Punkt für Punkt erörternd und zum Theil widerlegend, was er jedoch mit Beachtung jeder geziemenden Form und mit größter Ehrerbietung that. Er stellte die Beweggründe, warum der Herzog Grumbach und den Seinen Aufenthalt gewährt, an ihren Ort; er führte aber zu Gemüthe, daß der Kaiser und die Reichsstände damit nicht zufrieden zu stellen seien, daß sie vielmehr auf Mittel und Wege trachten würden, den Empörern zu steuern. Grumbachs beklagte Rechtsvorenthaltung, seine vorgeschlagene Abbitte, seine Appellation an die Kaiserliche Gnade, wäre ihnen, den Abgesandten, unbewußt, und sie hätten auch keinen Befehl, sich wegen Grumbachs Angelegenheiten in einige Disputation einzulassen. Auf keinen Fall sei hinweg zu

läugnen, daß er durch den Ueberfall Würzburgs ipso facto in die Acht des heiligen Reiches gefallen, daß darüber Executions-Mandate publicirt, und diesen alle Reichsstände zu gehorsamen schuldig seien.

Der Sprecher verwundete mit seiner Rede Johann Friedrichs Herz sehr empfindlich, immer finstrer wurden des Herzogs Mienen, doch hörte er ihn ruhig weiter. Berlepsch führte an, daß sie, die Abgesandten, vom Grumbachs Verdiensten um das Reich keine Wissenschaft trügen, daß ihnen aber auch weiter kein Reichsfürst bekannt sei, der sich seit der Achtserklärung um Grumbachs Dienste beworben, noch sich seiner im geringsten angenommen habe. Die Vorbitten stellten sie an ihren Ort, und würden herzlich gern sehen, wenn diese Erfolg hätten und zu friedlichem Wesen gereichten. Brüderlich müsse er, der Redner, im Namen der verwandten Fürsten, bitten, der Herzog wolle ihre Warnung achten, und nicht noch länger zu seinem, seines Landes und seiner Unterthanen großen und unausbleiblichen Schaden sich als Freund und Beschirmer der Aechter zeigen, denn in dieser Sache fühlten sich die Fürsten vermöge der Erbeinigung dem Herzog nicht verpflichtet, und hätten befohlen, seiner fürstlichen Gnaden rund zu sagen, wenn es zur Execution kommen sollte, die Gott gnädig abwende, so könnten die Fürsten ihm keinen Beistand leisten, auch den Kaiser in seiner Macht nicht hindern. Was die Anführung beträfe, daß der Herzog die Kaiserliche Resolution abwarten wolle, so sei diese als bereits abschläglich ergangen,

mit Gewißheit anzunehmen, und sei an des Kaisers Gemüth und Gesinnung gar nicht zu zweifeln. Es sei der treumeinenden Fürsten ernstester Befehl an die Gesandten, ämsiglich bei dem Herzog anzuhalten, ihn wiederholt auf jeglichen Nachtheil aufmerksam zu machen, und darum bäten sie nochmals im Bewußtsein ihres, den Reichskonstitutionen gemäßen, und friedfertigen guten Werkes, der Herzog wolle sich anders, und zwar dahin erklären, daß der Kaiser damit zufrieden sein könnte, und den Mandaten und Befehlen der Majestät gehorsamt würde.

Sich tief bis zur Erde verneigend, endete der Sprecher, und es trat eine ernste Pause der Erwartung ein; alle Blicke der Anwesenden richteten sich fest und gespannt auf Johann Friedrich. Und der Herzog sprach, sprach ruhig, fest, bestimmt und entschieden: „Wir können uns für diesesmal weiter nicht erklären! Wir wollen Kaiserlicher Majestät Resolution auf unsere Schriften, die wir früher und jetzt an Dieselbe gelangen ließen, und auf die wir uns bisher bezogen, erwarten. Bis diese erfolgt ist, lassen wir uns zu keiner Antwort nöthigen, wenn sie aber einläuft, werden wir wissen, uns ferner vernehmen zu lassen!"

Damit erhob sich der Herzog, und winkte mit einem sehr stolzen Gruß den Sendboten Entlassung. Diese gingen und entwarfen noch in Gotha mit eilender Feder treuen Bericht über den Erfolg ihrer fruchtlosen Sendung.

Wie diese eine, so wurden fast alle die vielen Gesandtschaften in dieser schon jetzt immer bedrohlicher sich gestaltenden Sache abgefertigt; der Herzog widerstand allen Anmahnungen, Warnungen, Bitten, und auch die Drohung vermochte nicht, ihn zu schrecken. Die schönste Menschentugend, die Treue, stählte seinen Sinn, daß er vom Haupt bis zum Fuß geharnischt stand, ja, die Treue wurde für ihn zur versteinernden Meduse.

Die Kaiserliche Resolution, vom letzten Mai aus Wien datirt, traf ein, ihre Worte waren scharf wie Scheermesser, doch sie schnitten nicht in den Stahl, der des Herzogs Mannesbrust deckte. Von vermeintlicher nichtiger Entschuldigung, deren man sich mit Nichten versehen, war die Rede; von verletzter Achtung, ungebührlichem Ungehorsam, unerheblicher Zögerung, da die frühern Zuschriften Resolution genug gewesen; alle erdenkbaren Folgen dieses Ungehorsams führte das Kaiserliche Schreiben zu Gemüthe, erinnerte nochmals an die schriftlichen und gedruckten ernstlichen Befehle und Mandate, gebot, Grumbachs alsbald „Angesichts dieses Briefs" sich zu entschlagen, und drohte mit höchster Ungnade, schärfster Strafe, im Fall abermaligen Ungehorsams. Kaiser Ferdinand befahl in der Hofburg zu Wien. Grumbach blieb auf dem Grimmenstein zu Gotha.

Grumbach saß in seinem Zimmer, und schrieb mit eigner Hand einen Brief an den Ritter Sebastian Schertlein, von welchem verlautet hatte, er wolle mit seinem Anhang gegen Grumbach und dessen Genossen einen Zug thun, und fügte so eben an seinen Brief den Schluß: ich befehle Euch hiermit in den Schutz und Schirm des allmächtigen Gottes, daß göttliche Gnade wolle Euch vor Leid bewahren!" als Moritz mit bestürzter Miene in das Zimmer trat.

„Nun? Was Neues?" fragte der Ritter gespannt. „Was hat sich wieder Böses zugetragen? Ich sehe Dir's an, daß Du keine Freudenbotschaft bringst! Nichts Neues unter der Sonne! Fahre nur frisch heraus; mich schreckt nichts mehr."

Moritz bebte. „Ihr sollt Besuch bekommen, Herr!" antwortete er.

„Besuch? Freund oder Feind? Er trete ein!" rief der Ritter.

Moritz öffnete die Thüre, und herein traten Grumbachs Sohn Kunz, Grumbachs Tochter Ursula, letztere in tiefster Trauer. Moritz blickte auf Ursula, die weinend in des Vaters Umarmung eilte, mit innigem Antheil, tiefempfundenem Schmerz, und eilte mit nassen Augen aus dem Zimmer.

„Meine Tochter! mein Sohn!" rief Grumbach. „Was führt euch Beide zu mir? Und so bewegt! Ihr bringt mir eine Trauerpost! Ist eure gute Mutter entschlafen, meine Anna?"

„Die Mutter lebt und grüßt Dich!" nahm Kunz das Wort, denn Ursula vermochte nicht zu

sprechen. „Anderes Leid traf uns, nicht minder schmerzlich.“

„Setzt euch zu mir, meine Kinder, berichtet mir mit Ruhe und Fassung!“ bat der Ritter. „Es freut mich, euch zu sehen, ich darf euch willkommen heißen in der Burg des edlen Herzogs von Sachsen, meines Herrn, des besten Herrn unter Allen, die da leben. Mein Herz trägt schwer an Leid und Kummer, legt eure Last nur immer auch noch darauf. Kommt es zum brechen, ist's all eins.

„Es ist mit kurzen Worten zu sagen, Vater!“ hub Kunz an. „Ursula ist Wittwe, und ich bin vielleicht jetzt ein Wittwer. Herr Konrad Zöllner von der Hallburg ist tod, und todkrank verließ ich meine Salome.“

„Was muß ich hören?“ fragte Grumbach erstaunt und erstarrt vor Schreck, und der Sohn fuhr schmerzlich fort: „Wir saßen bisher ruhig zu Rimpar auf dem Schloß, das ich durchaus wohnlich wiederherstellen ließ; Salome sah täglich ihrer Niederkunft entgegen; ich war hinüber auf die Hallburg geritten, den Schwager und die Schwester heimzusuchen und am andern Tage heimzukehren. Ein Teufel von Späher muß meine Abwesenheit dem gottvergessenen Bischof gemeldet haben, denn am andern Morgen, in dem Augenblick, als der Wärtel das Thor aufthut, stürzt ein ganzer Haufen bischöflicher Hakenschützen und Reisige in das Schloß, brechen die innern Thüren ein mit furchtbarem Rumor, prügeln das Gesinde, erschlagen die Hunde, und dringen

mit Gewalt bis in die Schlafkammer meiner armen Hausfrau, erschrecken und bedrohen sie, fragen nach mir, und ängstigen das unglückliche Weib so teuflisch, daß sie in Wehen fällt, und das Pfand unserer Liebe, unsere Hoffnung, tod zur Welt bringt!"

„Fluch Gottes über Dich, Bischof!" schrie der alternde Grumbach überlaut, und fuhr sich in die ergrauenden Locken, während Ursulas Thränen endlos strömten.

„Erschrocken über das Entsetzliche, was sich, durch sie veranlaßt, vor ihren Augen begab, entwichen die Barbaren, und ließen das hülflose Weib in todähnlicher Ohnmacht liegen, der endlich die Dienerinnen zu Hülfe kamen. Einer meiner Knechte warf sich auf ein Pferd und jagte gen Volkach zu, mich zu rufen. Er traf mich noch bei Konrad, der Schwager ließ eiligst für uns Beide satteln, auf Tod und Leben und wie gejagt vom Tode ritten wir. Mein Weib war ihm nahe, Konrad sprengte, als er wahrnahm, daß er mir nichts helfen konnte, eilend zurück, er mag sich allzusehr angestrengt haben. Ein Fieber packte ihn, warf ihn nieder, und am dritten Tage starb er. Mein Weib blieb todschwach, einen Tag, wie den andern. Kaum erlaubte ihre Krankheit, sie nach Hellingen zu fahren, dort ist sie in der Mutter Hut; ich habe mein Gesinde entlassen, meine Habe geflüchtet und der Stätte geflucht, wo ich geboren wurde. Nie wird mein Fuß Rimpar wieder betreten."

„So erfülle sich auch mein Fluch gegen das

Haus, in dem ich einst wie ein Fürst gebot!“ rief Grumbach erschüttert. „Nie wohne darin, ich wiederhole es, ein Glücklicher! Das Grauen ziehe dort ein und die Verödung! Die Eule niste im Thurm und der Iltis im Gemäuer! Das Gebälk berste und Stuck und Kalk falle mit allem Zierrath von den Wänden! O Allmächtiger, wo war Deine Allmacht? Wo blieben Deine Blitze? Was verschuldete das arme Weib? Sündigte ich denn so sehr, daß Du also an meinen Kindern meine Sünden heimsuchst? Arme, arme Tochter, armer Sohn, arme Schnur! Faßt euch, schwer ruht auf uns die Hand des Herrn. Tragt sein Kreuz mit Ergebung!“

Moritz ward gerufen und beauftragt, eine leibliche Erquickung für die Gekommenen herbeizubringen, dann ließ der Ritter um eine Audienz beim Herzog bitten, die ihm nicht versagt ward. Er berichtete die neue, erschütternde Mähr, der Herzog wurde gerührt, er führte Ursula bei seiner Gemahlin ein, und trug der Herzogin selbst den traurigen Grund vor, weshalb die junge Wittwe ihren Vater besuche.

Mild und gütig benahm sich Elisabeth gegen Ursula, und mit innigem Antheil blickte auch Gertrud von Mila auf die Frau, von der ihr Moritz so oft erzählt.

Von ihrem tiefen Leid verklärt, erschien Ursula von der Hallburg schön wie eine büßende Heilige, doch bezwang sie allmälig den niederbeugenden Kummer, und wandelte würdig und edel in der unantastbaren Hoheit des Schmerzes.

Kunz von Grumbach, der seine Stellung als Pfälzischer Rath nicht aufgegeben, reiste mit Briefen des Sachsenherzogs und Grumbachs an den Hof seines Herrn nach Heidelberg und fand in Boxberg als Amtmann das Asyl wieder, das er nicht hätte verlassen sollen. Seine Gattin konnte nach einiger Zeit ihm folgen, doch zerstört war durch jenen rohen teuflischen Ueberfall für immer der Fruchtkeim schönster Lebenshoffnungen, und Kunz mußte sich als als letzten Ast eines Stammes betrachten, der seine Zweige weit und tief in die glorreichsten Ahnenbäume der Fränkischen Ritterschaft verflocht.

Freude und Schmerz wechseln in jedem Leben, das nicht in der Einförmigkeit trägen und gemächlichen Daseins versumpft, das nicht gänzlich antheillos an dem bleibt, was Zeiten und Geschicke bringen. Auch durch die wohlbewachten Thore der Feste Grimmenstein fand Freude ungehindert den Weg, doch wurde ihr Kommen kriegerisch verkündigt. Die Kanonen donnerten am 12. Juni von den Wällen des Grimmenstein der Stadt und dem Lande die frohe Nachricht zu: daß dem Herzog abermals ein Prinz geboren sei. Es war derselbe, dem in der heiligen Taufe die Namen Johann Casimir beigelegt wurden. Von Weimar kam die Herzogin Do-

rothea Susanne zur fürstlichen Schwester herüber, und erfreute diese mit ihrer freundlichen und wohlthuenden Nähe. Die Herzen der Schwestern entfremdete keine Spaltung, wie die ihrer Gatten kein Unwille, kein Mißtrauen.

Nicht allzulange nach den Tagen der Freude nahte auch wieder, zumal dem Herzog, die grauumflorte Sorge, und er richtete, als er die eine nahe Hoffnung erfüllt sah, den Blick wieder mit erneuter Lebhaftigkeit nach der zweiten, fernen.

Still und in sich gekehrt lebte unter der besondern Aufsicht Moritz Hauseners der schöne prophetische Knabe; es war im Schloß nicht unbekannt geblieben, daß ein jener Zeit schwer begreiflicher Zustand höher gesteigerten Traumlebens ihn bisweilen Visionen sende und Reden in den Mund lege, die ganz übernatürlich erschienen. Ein Theil der Bewohner des Grimmenstein betrachteten den Knaben mit Antheil, zunächst der Herzog, der ihn gern Johannes Tausendschön nannte, dann Grumbach, Moritz und Gertrud von Mila. Ein anderer Theil sah mit scheuer Furcht auf den ohne seinen Willen mit einer nicht beseligenden Sehergabe betheiligten, zu diesen gehörte die Herzogin und ihre weibliche Umgebung, der er als Zauberjunge galt. Noch andere, z. B. der Junker von Birkenfeld mit den Edelknaben und Hofjunkern, nicht minder Godel, der rothäugige Zwerg, und die Dienerschaft trieben ihren Spott mit Johannes, und nannten ihn Hänslein Engelseher. Die Männer endlich, Kanzler Brück, Wilhelm von Stein, Jobst

von Zedwitz, Hieronymus von Brandenstein, Asch und Johann von Holla, Otto von der Malsburg, Arndt von Uffeln, Ewald von Karlowitz, Ernst, Barthel und Erich von Mandelslohe, Christian Manteufel und die übrigen Rittmeister und Reiterobersten, desgleichen der ehemals kurfürstliche Schösser im Amte Schellenberg, Hans Beier, welcher wegen Kassendefecten flüchtig geworden und sich den Anhängern Grumbachs zugesellt hatte, der Augsburgische Patricier David Baumgärtner, der Rechtsdoctor Justus Jonas und Andere achteten gar nicht auf den Knaben Hänsel Schönborn, der sich auch meistens, so viel er konnte, vor allen Blicken verborgen hielt. —

Es war wieder eine klare Sternennacht und der Mond schien hell und rein, wie damals, auf das Hügelgefild und das ferne im tiefen Schweigen liegende Waldgebirge. Der Knabe Johannes stand am offenen Fenster, in welchem auch noch die Krystallkugel lag; sein Blick schweifte hinaus in die mondscheinumflorte Ferne, und er nahm nicht wahr, daß still drei Männer zu ihm eintraten, und ihn beobachtend in der Tiefe des Zimmers stehen blieben. Der Herzog, Grumbach und Moritz; der Knabe sprach mit sich, mit Engeln und Sternen, und dabei sah er sich im Geist nach dem Ort versetzt, wo er in ländlicher Ruhe einen Theil der Jahre seiner Kindheit verlebt hatte.

„Warum nur drei?" wurde seine Rede vernehmbar. „Der Vierte von euch ist bei dem Herrn, sagst Du? — Warum seid ihr so klein, wie sehr junge Kinder?

Eure Rede ist fein, wie Kindesrede, und euer Gewand ist graufarbig, wie Asche und Erde, und gestaltet, wie ein Todtenhemd, eure Häupter decken schwarze Hütlein! — Droben glänzet der Mond, leuchten die Sterne! Ihr wandelt im Dorfe Sundhausen, drunten im Gewölbe des Kellers. Hütet ihr, Engel, den Schatz?" —

Der Herzog horchte hoch auf. Johannes bog sich, als lausche er einer Antwort, abwärts, dann sprach er: „Ja, ihr sagt mir die Wahrheit, ihr hütet den Schatz lautern Goldes, den dorthin vor undenklicher Zeit ein großer Kaiser versetzte. Wer soll ihn heben? Sagt es mir an! Wer? Wer?" —

Alle horchten gespannt und der Seher der Nacht fuhr fort: „Der Höchste, der mit und bei mir ist, von denen, die im Zimmer sind, soll ihn heben, und ich? Sagt ihr? Wohlan, nennt die Zeit! — Ihr schweigt, ihr schwindet. Es ist noch nicht an der Zeit."

Der Seher versank in tiefes, nachdenkendes, schlummerndes Schweigen. Am Himmel war einzelnes, schwarzes Gewölk aufgezogen, das abwechselnd und mannichfach geballt, bald dicht, bald auch nur wie zarte Schleier und Flöre vor die Mondscheibe trat.

„Frage ihn jetzt, frage ihn!" drängte zu Grumbach der Herzog, an einen Auftrag erinnernd, und der Ritter schritt dem jugendlichen Seher näher, berührte seine Hand und sprach: „Johannes, es

fragt Dich der Herr, ob seiner Hoffnung Erfüllung noch nicht nahe beihanden?"

Der Knabe ergriff den Krystall und wendete ihn gegen den Himmel. „Wer schauen will, schaue!" rief er. Raschen Schrittes trat der Herzog heran und legte sein Auge an die reine kalte Kugel. Des Mondes Licht erfüllte sie mit purem Goldglanz, doch schwebte in dem Glanz ein schwarzer Schatten, Folge der Lichtstrahlenbrechung, ein Schatten von der Gestalt eines abgestumpften halben Mondes. Die lebhafte und erhitzte Phantasie Johann Friedrichs erblickte in diesem Schatten die Form eines Kurhutes, und sein Herz klopfte freudigbang. Ein Goldschatz in Sundhausen, ein Kurhut im Krystall — eins fehlte noch.

„Sehet, wie wacker sind meine Augen worden!" rief leise der Herzog mit Jonathans Worten im ersten Buch Samuelis, und fügte aus Hiob hinzu: „Mein Recht ist mein fürstlicher Hut! — Wohlan, so darf ich noch hoffen! So ist noch eine Bürgschaft vorhanden! Und darum heute nur noch eine Frage an Dich, weissagendes Kind, von dem man sagen wird: Dieser ist ein rechter Prophet! Wie lange noch wird Kaiser Ferdinand gegen uns toben und wüthen, wie lange noch uns bedräuen? Wird er seinen Sinn nicht ändern und sich versöhnen lassen durch Fürbitten und Demüthigung?"

Johannes hob die Hand empor, und deutete nach dem Himmel. „Siehst Du," so rief er: „siehst Du nicht dort droben stehen den schwarzen Adler

mit silbergesäumten Flügeln? Wo aber ist sein Haupt? Ich sehe es nicht!" — In der That, alle Drei erblickten jetzt gerade vor dem Mond eine dunkle Wolke, die sich fast adlerförmig ausbreitete, und silberne Ränder zeigte. „Siehe, nach jenem Adler deuten die Sterne, deuten die Engel, und Glocken erheben weinende Stimmen über einen erloschenen Stern. Nicht mehr wird Kaiser Ferdinand gegen Dich toben und wüthen, nicht mehr Dich bedräuen. Der Kaiser ist tod!"

Der Herzog schrak zusammen, Grumbach und Moritz stürzten auf die Kniee nieder und erhoben die Hände zum stummen Dankgebet. Johannes legte die Krystallkugel aus der Hand und wankte seinem Lager zu, das in dem Nebengemach befindlich war. Mächtige verjüngte Schwingen entfaltete jetzt der Riesenadler Hoffnung, und Andacht schauerte durch des Herzogs Brust; auch er sank auf seine Kniee zu den Knieenden, und ward laut in den preissenden Worten: „Herr Herr! Laß es wahr sein! Reisse den Widersacher dahin! Die Todten werden Dich, Herr, nicht loben, noch die hinunter fahren in die Stille, ich aber danke Dir ewiglich, denn Du kannst es wohl machen!"

„Amen! Amen! Gelobt sei Gott!" riefen aus einem Munde Grumbach und Moritz aus.

Viertes Kapitel.

Kaiser Ferdinand war todt. Sein Sohn Maximilian II., der römische König, bestieg den verwaisten Thron. Er war als mild und gütig bekannt, und Alles hofften von seiner Milde die Männer, gegen welche seines Vaters Zürnen durch unablässige Bemühungen ihrer Feinde entflammt war. Frohere Gesichter wurden auf dem Grimmenstein erblickt. Heiter, wie lange nicht, sah man selbst den Herzog. Der Baum seiner Hoffnungen trieb frische Blüthen. Mit erneuter Regsamkeit wurden Verbindungen angeknüpft, die höchst erfolgreich werden konnten. Eine Zeit der Ruhe und des Friedens trat ein, eine Zeit der Sicherheit, der sich Alle um so williger und freudiger hingaben, je mehr die jüngste Vergangen-

heit sie bedroht und beängstigt. Doch nicht lange gönnte das Geschick dem Herzog Johann Friedrich ungetrübten Lebenstag. Der Scheinkauf der Schwarzburgischen Herrschaft Leuchtenberg, aus dem Wunsche, das eigne Land zu vergrößern, hervorgegangen, wurde zur nachhaltigen Quelle bittern Unmuthes, und flocht auf nachtheilige Weise Zwist und Irrung in eine spätere Periode, die ohnehin voller betrübender Irrung war. Jener Kaufkontrakt, bereits im vorigen Jahre auf Heldburg beredet, wurde im Bezug auf die Geldsumme so erhöht und festbestimmt, daß die Brüder Herzoge zu Sachsen dem Grafen Philipp von Schwarzburg zur Befriedigung seiner Gläubiger 92,137 Gulden zahlen, ihm auch so lange er lebe, die Nutznießung der Herrschaft Leuchtenberg lassen sollten, dann sollte nach Philipps Tode, die Herrschaft erb= und eigenthümlich an die Sachsenherzoge fallen. Gegen diesen Vertrag protestirten die nächsten Verwandten, die Grafen Günther und Hans Günther von Schwarzburg, feierlichst, denn sie waren nicht gewillt, der Schulden ihres Vetters halber, ihre Besitzungen geschmälert zu sehen. Am vierten October 1664 wurde der Vertrag zu Leipzig, wo Graf Philipp sich aufhielt, abgeschlossen, und am achten October starb Graf Philipp. Eiligst sandten von Schwarzburg aus die Vettern zwei ihrer Diener nach Leuchtenberg, welche des verstorbenen Grafen Mutter willig einließ; diese nahmen die Schlüssel des Städtchens in Empfang und die Huldigung der Bürgerschaft an. Eiligst sandte am

nämlichen Tage auch Herzog Johann Friedrich d. M. einige seiner Getreuen nach Leuchtenberg; diese erstürmten, als man sie nicht einlassen wollte, das Thor des Schlosses, faßten Posseß, nahmen die schwarzburgischen Diener gefangen und führten sie nach Weimar.

Die Grafen von Schwarzburg verboten ihren Leuchtenbergischen Lehenleuten, dem Sachsenherzog zu huldigen, und Tags darauf huldigten die Lehenleute dennoch dem Sachsenherzoge. Nun verklagten die Grafen den Herzog bei dem Kaiser.

Um diese Zeit geschahe es, daß in Weimar eine Seuche grassirte; da erhielten Kanzler und Räthe dort einen Befehl des Herzogs Johann Friedrich, sich selbst mit der ganzen Kanzlei von Weimar hinweg, und nach Waltershausen zu begeben.

Der erste Befehl, welcher dem Herzog vom neuen Kaiser zukam, lautete unter schwerer Strafandrohung dahin, die noch in Haft gehaltenen zwei schwarzburgischen Diener gegen Urfehde und auf Wiederstellung, ohne Entgeld, los zu lassen. Von den Aechtern — war alles still — nur nicht der Bischof und sein Kapitel zu Würzburg.

Unermüdlich und unversöhnlich schrieben Bischof und Kapitel erinnernde, drängende Briefe an Maximilian, die von seinem Vater ausgesprochene Acht gegen Grumbach und seinen Anhang zu bestätigen und zu vollziehen. Nicht minder verbreiteten sie abermals eine Druckschrift, in welcher sie nicht nur die letzte Schrift Grumbachs, Steins und Mandelslohes mit

einem Aufwand aller nur möglichen Beweise zu widerlegen suchten, sondern Anschuldigung auf Anschuldigung häuften, und nicht verschmähten, bis zum Bauernkrieg zurück zu gehen, und sogar der Ermordung Florian Geiers vorwurfsvolle Erwähnung zu thun. Der Bischofmord und immer der Bischofmord mußte aber als Hauptgravamen gelten, und kein Zeugniß, mochte es freiwillig oder durch die Marter der Tortur erzwungen sein, blieb unerwähnt und unangezogen. Dann die Einnahme Würzburgs, das angeblich türkische Wüthen in dieser Stadt, die Verachtung der kaiserlichen Achtsmandate, nichts war vergessen, und der Schluß des über drei Alphabete starken Quartbandes enthielt eine feierliche Bitte an die Fürsten, Reichsstände und Reichsglieder, zur Bestrafung der Landfriedenbrecher, Ehrenräuber, Mordstifter und Aechter mitzuwirken, zum Wohlgefallen Gottes, wie zu des heiligen Reiches Autorität.

Gern hätte Würzburg mit dem geistlichen Feldgeschrei: Gott will es haben! zum Kreuzzug gegen drei Männer von Adel die ganze Nation unter Waffen gerufen, gern alle Donner des Himmels gegen sie herabbeschworen. Maximilian donnerte nicht. Er rieth zur Sühne.

Grumbach war allein bei dem Herzog, und Johann Friedrich klagte ihm mit bittern Worten, wie er immer mehr den Kaltsinn seiner Verwandten wahrnehme, den Argwohn des Kurfürsten, und wie

selbst immer mehr der Zwietracht sich zwischen ihn und seine Brüder dränge, da sprach der Ritter:

„Ein großes Herz kann nicht verschlossen sein. Wäret Ihr, mein Herzog, ein kalkulirender Klügling, verbörget Ihr Eure Wünsche und Hoffnungen, zu denen Ihr durch Eure Geburt vollberechtigt seid, der zahlreichen Umgebung, dann würde Verwandtenhaß wohl minder heftig gegen Euch entbrennen. So aber, da Ihr das nicht thut, da Ihr festen und sichern Schrittes der Erfüllung entgegen wandelt, an die Ihr sicher glauben dürft, so kann es nicht fehlen, daß sich eine untreue Zunge fand, die Euer Hoffen weiter trug, eine untreue Hand, die es weiter schrieb. Es giebt nur einen sächsischen Kurfürstenhut, und Der ihn trägt, hat nicht Lust, sich dieser Krone zu entäußern, vielmehr allen Muth, vereint mit allen Mitteln, sie zu behaupten. Was von dieser Seite her Euch Arges, Feindseliges und Bedrohliches kommt, das müßt Ihr hinnehmen als Angriff und Versuch, Euch Fesseln anzulegen, und müßt es energisch von der Hand weisen. Eure Herren Brüder Liebden, oder vielmehr allein Herzog Wilhelm, da Herzog Johann Friedrich der Jüngste dem Studium friedlicher Wissenschaften zu Jena obliegt, sehnt sich nach Krone und Scepter, möchte seinen Landestheil allein regieren, wird wohl auch durch falsche Rathschläge zu solchem Wunsche angestachelt, und wird bald damit öffentlich hervortreten. Die übrigen Herren Vettern finden ihre Freude darin, Euch Vermahnungsbriefe zu schreiben, Euch zu schulmeistern. Sie

probiren, Einer nach dem Andern, was Ihr Euch bieten laßt, Herzog von Sachsen!"

„Du malst mir eine unholde Schilderei," nahm der Herzog das Wort. „Wo bleibt die Hülfe, auf die Du mich vertröstet? Wo sind die ergiebigen Bergwerke? Wann endlich heben wir den Schatz in Sundhausen? Wenn ich ausführen will, was ich soll und möchte, bedarf ich großer Geldhülfe. Dringen zumal meine Brüder auf Landestheilung, wie verlautet, dann vollends bin ich ein ohnmächtiger Mann, ein Kinderspott, und Deine Verheissungen und Prophezeihungen verpuffen, wie Seifenblasen. Es ist dermalen ruhig im Reich, mich dünkt, es wäre an der Zeit, zu handeln!"

Grumbach biß sich in die Lippen. Die strafende Ungeduld des allerdings auf eine sehr lange peinliche Erwartung hingewiesenen Fürsten war begründet, und kam nicht unerwünscht zum Ausbruch. „Gnädigster Herr!" vertheidigte er sich: „Nur Gott ist allwissend und allmächtig! Ein neues Bergwerk, das ergiebig sein soll, ist zu Heubach aufgethan worden; Johannes sagt, das Gewölbe zu Sundhausen könne noch nicht geöffnet werden! Leider ist Stein und Tinctur im Laboratorio noch nicht gefunden. Diese Künste treiben wir nicht ruhig genug. Die Alchymia ist ein Götterweib, das seiner Anbeter ungetheilte Liebe verlangt. Uns geht allzuviel durch Hand und Haupt. An Geld kann es Euch, so Ihr nur wollt, nicht fehlen. Suchet um Anlehen nach bei den deutschen Fürsten, bei Schweden, bei

Ditmarschen. Entsendet dann die Obersten und Rittmeister auf Werbung, und sie führen Euch von allen Enden her Kriegsvolk zu gegen Euern edeln Vetter, der zu Leipzig es laut gesagt hat, es werde nicht eher Ruhe, bis man Euch und Euern Bruder von Land und Leuten jage."

„O Saul, Saul! Warum verfolgst Du mich?" rief der Herzog exaltirt aus. „Gott wird Dich finden!"

„Gott durch Menschenhand!" erläuterte Grumbach. „Wahrlich, mein Fürst, mich bewegen Schmerz und Mitleid also heftig, daß ich im Stande wäre, Hand an Euern Feind zu legen, wo ich ihn fände, denn offenbar trachtet er Euch selbst nach Land, Leuten und Leben!"

„Gott sei vor! Gott sei vor!" rief der Herzog entsetzt. „Wir wollen also Schlimmes nicht denken!"

„Die Mehrzahl des deutschen Adels sieht auf Euch, mein Herr und Herzog!" fuhr Grumbach fort. „Von Euch erwartet dieser sein Heil, seine Hülfe. Ha! Wenn Ihr, mit dem Scepter der Macht, mit dem Herzen voll Milde, mit dem Scharfblick der Weisheit, mit dem Schilde allgemeiner Achtung und dem Schwerte der Gerechtigkeit auf dem Throne säßet, den jetzt ein am Körper wie am Geist schwächlicher Mann inne hat, dann jubelte ganz Deutschland Euch zu, und Eure Widersacher lägen im Staube unter Euern Füßen! Und warum sollte es dahin nicht kommen können? England, Schweden und

Frankreich würden Euch stützen und halten, der deutsche Adel böte Euch seine Brust zum Schilde, denn Ihr würdet ihm gewähren, was Kaiser Karl der Fünfte furchtsam und unklug versagte, bethört vom Geschwätz der Pfaffenfürsten: Reichsunmittelbarkeit; Ihr würdet ihm die alleingeziemende Stellung einer freien und selbstständigen Korporation gern vergönnen!"

"Ich würde, wenn er mir Beistand leistete!" rief der Herzog lebhaft.

"Wir müssen den Kaiser selbst kirren, er selbst muß Handreichung thun zu einem großen Plane; laßt mich nur walten!" erwiederte Grumbach, in dessen Gedanken sich eine Idee entwickelte, welche seinen Scharfsinn von der glänzendsten Seite zeigte. Der Kaiser selbst sollte helfen, den geliebten Herzog von Stufe zu Stufe höher zu stellen.

Der Rittmeister Otto von der Malsburg wurde nach Hessen gesandt, Stein warb in Thüringen; Arndt von Uffeln reiste mit Aufträgen nach Frankreich; Albrecht von Rosenberg nach Franken, Mandelslohe nach Braunschweig, Georg Geuß nach Sachsen, Andere in andere Länder. Mit dem schwedischen Reichskanzler Gyllenstjerna wurde heimliche Verhandlung gepflogen wegen Geld und Mannschaft, desgleichen mit dem heldenmüthigen Volke der Ditmarschen, das zwar unter holsteinischen Scepter gebeugt, doch noch im Besitz vieler Freiheiten war; Mathes, Franz Sparre und Hans Dopp hießen dort die Männer, die zu stattlicher Hülfeleistung sich erbo-

ten, doch auch den Herzog von Holstein selbst hoffte man zu gewinnen. Aus dem Lande der Basken verhieß ein kleines Heer tapferer Gascogner den Zuzug. Eine große Anzahl deutscher Reichsgrafen, wie die von Mansfeld, die Herren von Hanstein und Andere hatten Gründe, den Kurfürsten von Sachsen zu hassen, sie waren leicht auf die Seite einer mächtigen Gegenpartei zu bringen. Unter der großen Zahl fahrender Reissigen war mancher Knecht, der aus kurfürstlichen Diensten entlassen war, und Gelegenheit suchte, sich zu rächen. Der heftige Widerwille gegen August, der sich auf dem Grimmenstein immer lauter und unverholener aussprach, veranlaßte manchen kecken Mann, sich geradezu anzutragen, dem Kurfürsten aufzulauern, ihn niederzuwerfen. Mehr und mehr fand Johann Friedrich Gründe, in dem bisher als Usurpator seiner angebornen Krone still gehaßten Vetter einen offenbaren Feind zu sehen und äußerte sich oft, unklug genug, darüber allzulaut. Auch der Kurfürst hatte eine oder mehrere „vertraute Personen" auf dem Grimmenstein im Verräthersolde; er erfuhr alles, und verfuhr nach dem, was er hörte.

Mit einem unerhörten Fleiße war Grumbach thätig. Der jetzt oft von Gicht und Podagra heim-

gesuchte, an den Sessel gefesselte Mann von zweiundsechzig Jahren entwickelte eine Lebhaftigkeit des Geistes, wie sie bei solchen Leiden und in solchen Jahren selten gefunden werden mag. In seiner Hand hielt er den Endpunkt so vieler, nach allen Seiten hin auslaufenden Fäden, und diese Fäden drohten, nach allen Seiten hin sich zu verwickeln. Gar wenige Freistunden waren seinem Moritz vergönnt, welche dieser nur benutzte, um Ursula zu sein. Ursula von der Hallburg, die trauernde Wittwe, hatte sich aufgerichtet aus ihrem Schmerz, und wandelte in würdiger Haltung unter den Frauen der Herzogin, lange ein nicht unwillkommner Gast. Der tiefe Ernst ihres Gemüths und eine an den Tag gelegte innige und gediegene Frömmigkeit hatte ihr bald Elisabeths Gemüth zugewandt, und auch Gertrud von Mila liebte das anspruchlose Weib. Die freundliche Achtung, mit welcher Gertrud den Schreiber Moritz von Ursula behandelt sah, gab diesem in den Augen der Jungfrau noch höheren Rang, vielleicht nicht blos in den Augen. Moritz berichtete, was er ohne Verrath zu üben, den Frauen berichten durfte, deren Leben sich fast klösterlich gestaltete; er brachte in ihren stillen Kreis Kunde von den Händeln der Außenwelt, ein willkommener Erzähler, oder verschaffte Bücher und las vor, und schneller glitt von geschäftigen, kunstfertigen Fingern die nützliche Arbeit. Oft auch weilte, in stilles Sinnen versunken, und meist mit den Gedanken abwesend, der Knabe Johannes in den Klosets der

Frauen, wohin er sich flüchtete vor dem rohen Spott des gemeinen Trosses der Hofdiener und dem giftigen Hohn des Zwerges Godel, der an ihm den Groll ausließ, welchen er gefaßt hatte gegen Alle, die zu Grumbach gehörten oder zu ihm hielten.

Zu den Hauptarbeiten Moritz Hauseners gehörte die Beschäftigung mit einer weitläuftigen und heftigen Widerlegung der neuen von Seiten Würzburgs ausgegangenen Controverse gegen Grumbach, Stein und Mandelslohe, die in seinem und seiner Freunde Namen Grumbach dictirte, und für den Druck bestimmte. In dieser Schrift machte der Ritter seinen jahrelang mit dem eigenen Herzblut genährten Groll gegen Würzburg und seine Bischöfe laut und schreiend Luft. In demselben gehässig-unversöhnlichen, schonungslosverdammenden, gemeine Beschimpfung nicht verschmähenden Geist, in welchem die Würzburgische Schrift abgefaßt war, wurde hier geantwortet. Grumbachs Schrift begann mit Anziehung des gedruckten Ausschreibens an die fränkische Ritterschaft vor dem Ueberfall Würzburgs, schmähete die ergangene Controverse, und erbat aufmerksames Lesen der Vertheidigung. Es folgten bittre, oft wiederholte Vorwürfe, Anklagen, Beschuldigungen, mit Beispielen aus früherer Vergangenheit, wie aus der Gegenwart. Mit Aussprüchen Davids, Salomos und Solons wurden die Gegner befehdet.

In die Schachten der uralten Geschlechtshistorie stieg Grumbach hinab, und holte das gewichtige Erz

seiner Beschuldigungen herauf, um es zur Waffe zu verschmieden. Nur dem verewigten Freund, Konrad von Bibra, widerfuhr Gerechtigkeit, dann folgten nochmals die einzelnen, längst weitläufig dargelegten alten Händel und Irrungen der Jagdgränze, belegt mit schlagenden Documenten, mit unterschriebenen und untersiegelten Verträgen, deren Gültigkeit von keinem Anwalt des Hochstifts hinwegzuläugnen war.

Alle Unbilden, Treulosigkeiten, Wortbrüchigkeiten der Bischöfe und ihrer Kapitularen gegen den Ritter und die Seinen, treulich aufbewahrt in einem unversiegbaren Gedächtniß, sollten der Mit- und Nachwelt wiederholt zeigen, wie mit Grumbach verfahren worden, und dann wurde Artikel für Artikel, Punkt für Punkt des „Würzburgischen Schmach- und Lästerbuches,“ wie Grumbach die Schrift seiner Gegner nannte, erörtert und bestritten, nicht ohne mannichfache Wiederholung früherer Inzichten. Energischer denn je wieß Grumbach die oft und immer wieder aufgebürdete Beschuldigung, Zobel ermordet zu haben, von sich ab. Die häßliche Intoleranz Friedrichs von Wirsberg, leider nur allzusehr geschichtlich, wurde anzuführen nicht vergessen, um den Charakter eines Kirchenfürsten den Zeitgenossen hinzustellen, der nichts weniger als den milden Geist des Christenthums athmete. Er verjagte im Jahre 1559 alle Juden mit Weib und Kind aus seinem Gebiete, und mit den Protestanten verfuhr er tyrannisch grausam. Grumbachs Schrift führte ein Beispiel nach dem andern an, wie Wirsberg Geistlichen, welche sich verhei-

rathet hatten, die Ehe für nicht geschlossen erklärte, und ihnen gebot, ihre Frauen als Concubinen zu betrachten und zu behandeln. Mit unerbittlicher Strenge bestand dieser Bischof auf dem Cölibat, der in jener Zeit nicht allgemein eingeführt sein konnte. Nicht minder warf Grumbach ihm vor, daß er überall in Stadt und Land untersagt habe, die armen Verstorbenen, welche das Nachtmahl Christi unter beiderlei Gestalt empfangen, auf den Kirchhöfen zu begraben, sondern daß er Befehl gegeben, die Leichname auf das Feld zu fahren, und wie das Vieh einzuscharren; und stellte somit mit grellen Farben ein Gemälde des unerträglichsten Pfaffendespotismus, und einer Unduldsamkeit auf, die leider im Verlauf der Zeit immer und immer wiederkehren.

Während Grumbach eifrig bemüht war, seine mit der größten Heftigkeit angegriffene Ehre nicht minder heftig zu vertheidigen, was er schon des Reichsfürsten halber, der ihn so überaus gnädig schätzte und schützte, thun mußte, hoffte der Herzog noch immer, es werde die Entzweiung mit Würzburg sich auf gütlichem Wege ausgleichen lassen, und sprach sich in diesem Sinne schriftlich gegen die aus, welche ihn mit wohlgemeinten Warnungen bestürmten; endlich aber drang sich ihm doch die Ueberzeugung auf, daß an ein Halten des Vertrags, an Vergleich und Aussöhnung zwischen Würzburg und Grumbach nicht zu denken sei, und er suchte nun um die Vermittelung der Kurfürsten von Mainz und Pfalz nach, die sich auch willig dazu erboten.

Es war und blieb jedoch alles vergebens.

Die Brüder Herzog Johann Friedrichs erklärten, sich des Leuchtenbergischen Kaufes, der zu mancher Irrung zwischen dem Grafen von Schwarzburg und ihrem Bruder Anlaß gab, nicht annehmen zu wollen, und traten durch diese Erklärung gleichsam selbstherrisch gegen den Regenten auf. Doch riethen wohlmeinende Freunde zur Eintracht und Güte, und es kam, trotz der offenbaren Spannung und Spaltung, dennoch nochmals zu einem Receß, welcher die ungetheilte und ungesonderte Landesregierung, wie der Vater sie sterbend angeordnet hatte, aufrecht erhielt.

Da raffte am 31. October 1565 den guten, aber von Jugend an körperschwachen Herzog Johann Friedrich den Jüngsten der Tod in der Blüthe seiner Jahre hinweg. Er starb in Jena, wo er den Studien oblag.

Durch diesen wichtigen Trauerfall gewann der Stand der Dinge eine andere Gestalt, und die überlebenden Brüder traten einander immer schroffer gegenüber. So schloß in banger Ungewißheit, was und wie es kommen werde, das Jahr 1565.

Der biedere Schwiegervater beider Herzoge von Sachsen, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, reiste nach Thüringen, und war redlich bemüht, die Irrung zwischen den Brüdern beizulegen, sie zu versöhnen.

Es gelang ihm nicht ganz. Wo einmal Argwohn, Zwietracht und Haß die Gemüther verbittern und entzweien, ist T r e n n u n g, wenn sie irgend möglich ist, in jeder Beziehung noch das zuträglichste

Heilmittel. Die Staatsklugheit jener Zeit ersann für dieses Mittel eine seltsame und ungewöhnliche Formel, die in der sächsischen Geschichte genugsam bekannte Mutschierung. Die Länderbesitzungen beider Brüder wurden in zwei gleiche Theile geschieden, und diese Theile erhielten von ihren Hauptstädten die Namen des Weimarischen und Coburgischen. Die Theilung ward vorläufig auf sechs Jahre angeordnet, davon sollte drei Jahre Herzog Johann Friedrich den Weimarischen, und Herzog Johann Wilhelm den Coburgischen Theil regieren, dann sollten die Regierungen wechseln. Der Form nach sollten jedoch beide Regierungen gemeinschaftlich geführt werden.

In Folge dieses eigenthümlichen Vertrags zog Herzog Wilhelm von Weimar hinweg, und nahm mit seinem ganzen Hofstaat die Residenz in Coburg.

Der Reichstag des Jahres 1566 bereitete sich vor. Auf ihm wollte der neue Kaiser die Würzburgisch-Grumbachische Streitsache erörtern und zu Ende bringen. Neuer Anlaß zu der angestrengtesten Thätigkeit für den Ritter. Schon im Januar schrieb Grumbach an den Kaiser, berief sich auf die in der That erfolgten Fürbitten mehrerer Fürsten, auf sein und der Seinen

friedliches Verhalten, appellirte an des Kaisers angeborene Güte, und setzte nochmals, wie er früher schon so oft gethan, den Hergang seiner Rechtsstreitigkeit auseinander, widerlegte die Beschuldigung seiner Gegner, daß er sich wesentlich durch den Einfall in Würzburg bereichert, mit dem schlagenden Grund, daß er dieß wohl hätte thun können, wenn er gewollt, daß er aber für sich über eintausend Thaler nicht davongetragen, während er durch seine Vertreibung einer Schuldenlast von mehr als sechzigtausend Thalern unterliege. Er führte seine Jahre an, seine Unlust, Krieg zu suchen, berief sich auf seine, dem Kaiser Karl geleisteten Dienste, und bat den Kaiser auf das Demüthigste um Vermittlung, indem er ihm alles anheimstellte, seinem gnädigen Willen sich ganz zu fügen versprach.

Zu gleicher Zeit, an demselben Tage erging Namens der drei Verbündeten: Grumbach, Stein und Mandelslohe eine nicht minder demüthige Bittschrift an den Kaiser, in welcher sie flehentlich um Gnade und Barmherzigkeit anriefen; baten, Güte und Milde dem strengen Rechte vorwalten zu lassen und die Acht aufzuheben.

Nicht minder schrieben diese Drei, als nun bereits der Reichstag im Gange war, an die Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände im gleichen Sinne; sie beriefen sich auf ihr ruhiges Verhalten, baten, die Achtsvollstreckung nicht zu decretiren, und erklärten sich bereit, wenn diese ja unausbleiblich über sie verhängt werden sollte, die Residenz ihres fürst-

lichen Beschützers, bei dem und durch den sie sich immer noch der besten Hoffnung auf Aussöhnung vertröstet, zu verlassen, damit kein Verdacht diesen gütigen Herrn belaste und ihm Ungnade zuziehe. Dieser Schrift wurden die Kopien der Fürbitten des Kurfürsten von Brandenburg an den Kaiser und an den römischen König beigefügt.

Zagen und Hoffen wiegten sich wechselnd auf und nieder in den Wagschalen der Erwartung. Von allen Seiten war der Himmel umdroht, nach allen Seiten hin spähte das Auge der Hoffnung hülfesuchend vom Grimmenstein umher.

Es war an einem stürmischen Februartage, als der Herzog zu ungewöhnlicher Zeit Grumbach und Brück zu sich rufen ließ. Ein kurfürstlicher Eilbote hatte ein Schreiben seines Fürsten an Johann Friedrich gebracht, „zu seiner Liebden eignen Handen;" der Herzog hatte diese Zuschrift gelesen, und empfing seine Vertrauten, als Beide schnellgehorsam nahten, sehr ernst.

„Es geht wieder aus dem gewohnten Ton gegen mich und Dich!" redete Johann Friedrich zu Grumbach. „Der ungnädige Vetter bezieht sich auf die an Dich gethane Beschickung und Anfrage, ob Du wirklich geäußert, ihm nach Leib und Leben trachten zu wollen, und da Du das nicht geständig, es werde Dir denn bewiesen, so nennt er nun Deinen Ankläger, den Grafen Günther von Schwarzburg.

„Intelligo!" erwiederte Grumbach fest. „Der

Graf will durch mich an Euch, mein hoher Herr! Denkt an Leuchtenberg. Nichts Neues!"

„Nun werde ich der Naumburger Erbeinigung erinnert," fuhr der Herzog fort: „deren Einzelworte mir in das Gedächtniß zurückgerufen werden, ich weiß nicht, zum wievielten Male: daß keiner der geeinigten Fürsten gegen den andern feindlich verfahren, und keiner des andern Feinde hausen und herbergen solle."

„Den Nachsatz kenne ich nun schon aus dem Vordersatz," erlaubte sich Grumbach in die Rede zu fallen. „Es ist mit langen Worten das kurze Wort: Apage Grumbach!"

„So ist's!" bestätigte der Herzog. „Und was thun wir darauf?"

„Ich werde mich gegen den Kurfürsten schriftlich vertheidigen!" erbot sich der Ritter: „und ersuche Euch, mein Schreiben zu übersenden. Ich werde ihm sagen, womit ich den Unwillen des Schwarzburgers verdient, der an mir zum Verleumder wird. Mehr als einmal hat er an mich geschrieben; ich habe auf sein Verlangen, obgleich ich krank und leidend war, manchen sauern Ritt meilenweit nach Arnstadt zu gethan, habe mit ihm Zwiesprach gehalten und bin, wie Ihr selbst wißt, gnädigster Herr, Vermittler worden zwischen Euch und ihm; ihr habt gnädig befohlen, daß ich bei der ihm gewährten Audienz gegenwärtig sein mußte, das hat ihn geärgert. Ueber der Tafel ist unter andern die Rede gefallen, daß, wenn Jemand Euer Gnaden unbillig

überzöge, ihr Euch mit göttlicher und Eurer Freunde Hülfe wehren würdet.“

„Wie nicht anders zu erwarten und zu verlangen!“ schaltete Brück ein.

„Alles, was ich später mit dem Grafen im Schlosse zu Arnstadt geredet habe, als Ihr mich zu ihm gesandt, die Irrung auszugleichen,“ fuhr Grumbach fort: „will ich dem Kurfürsten schreiben. Bin ich doch ein armer, alter, verlebter und kranker Mann; kann nicht wohl über eine Stube gehen ohne die Krücke, und ich sollte in des Kurfürsten Landen, deren Gelegenheit ich nicht einmal kenne, auf ihn streifen? Pfui über Dich, Schwarzburg, Du machst Dich schwarz an einem alten Kessel!“

„Sie legen Dir viel zur Last!“ bemerkte der Fürst mit Lächeln.

„Ich weiß, o ich weiß, mein gnädigster Herr!“ erwiederte Grumbach sehr lebhaft. „Sie geben mich sogar für einen Zauberer aus, ich kenne die verrückten Hirngespinnste und Altweibermährlein meiner Widersacher, mit denen sie ihre Geistesschwachheit dokumentiren. Ich soll mit Zauberei die Würzburgischen Thorwächter schlafend gemacht haben; ich soll mittelst Zaubers wissen, was allenthalben geschieht! Ei wäre ich doch solch ein allwissender Mann! Noch mehr, ich, der ich hier ruhig auf dem Grimmenstein hause, soll es zugerichtet haben, daß jüngst des Kurfürsten junges Herrlein und Fräulein gestorben sind. Wäre das nicht eine Kunst, wenn es nicht eine Dummheit meiner Feinde wäre? Höre ich doch,

daß die Pfaffen gegen mich vom Predigtstuhl donnern! Nichts Neues unter der Sonne. Man sollte nicht glauben, daß es möglich sei!"

„Laß nur, laß nur! schreibe Deine Vertheidigung, wir wollen sie dann gern mit Schriften begleiten!" sprach gnädig der Herzog, und wandte sich zu Brück: „Dir ist, wie ich erfahren, des Kurfürsten Liebden gleichermaßen nicht sonderlich gnädig."

„Muß es über mich ergehen lassen, hoher Herr!" erwiederte mit einer Verbeugung der Kanzler. „Wenn Ihr, mein Herr und Herzog, mir nur das Licht Eurer Gnade scheinen laßt, so denke ich, anderer Herren Gnaden entrathen zu können."

„Höre, Brück," sprach Johann Friedrich weiter: „Uns will bedünken, als seien in Kanzlei und Kammer nicht allewege treue Personen, sonst hätten unsere Feinde nicht so viele Wissenschaft von dem, was in Grimmenstein geredet und geschrieben wird. Habe ein wachsam Auge!" —

Die Vertheidigung erfolgte, allein der Kurfürst wieß sie, auf dem Wege zum Reichstag, von Baireuth aus, mit kurzen Worten als unwerth von sich, und ermahnte den Herzog, der Erbeinigung und des Landfriedens eingedenk zu sein. Wieder kam es darüber zu Gespräch und Verhandlung, und Grumbach schrieb nun an den Herzog, der ihn nicht persönlich, sondern auf formellem Wege durch einige Räthe zu Rede stellen ließ, eine sehr entschiedene Vertheidigung. Er führte die Sprüchwörter an: Wo der Zaun niedergetreten ist, da will jedermann

hinüberschreiten; wenn man den Hund schlagen will, so sucht und findet man leicht einen Prügel. Er forderte, daß der Graf von Schwarzburg seine Aussage durch Zeugen bestätigen lasse, beschwerte sich, daß seine Vertheidigung von dem Kurfürsten gänzlich unbeachtet geblieben, heischte, mit dem Grafen confrontirt zu werden, und überzeugte den Herzog so sehr von seiner Unschuld, daß dieser nicht nur dem Kurfürsten Grumbachs Schreiben übersandte, sondern auch sein hohes Befremden gegen denselben aussprach, und mit dürren Worten ihm sagte, daß in zweifelhaften und unerwiesenen Sachen das Nein des Beschuldigten eben so stark sei, eben so viel gelte, als des Beschuldigers Ja oder Bezüchtigung.

Der Herzog erfüllte die Bitte seines Rathes und Dieners; er citirte den Grafen von Schwarzburg, seinen Vasallen, zur Confrontation mit Grumbach. Der Graf aber erwiederte, daß er, abgesehen von allem Gehorsam in Sachen, darin er schuldig sei, vor Johann Friedrich zu stehen, sich nicht für verbunden erachte, sich mit einem in die Reichsacht gefallenen Mann confrontiren zu lassen, daß er jedoch seine Sache zu führen wissen werde. In denselben Tagen empfing der Herzog ein Schreiben von seinem Abgeordneten zum Reichstag, Dr. Husanus, dem er, nebst dem Mitgesandten, Hans Veit von Obernitz, Auftrag gegeben, alle Mühe anzuwenden, Grumbach mit Kaiser und Reich auszusöhnen; es war eine lange und äußerst ausführliche Zuschrift, deren Inhalt das höchste Bedenken erregen mußte. —

„Ach Grumbach!“ sprach bei einem abermaligen vertrauten Beisammensein der Herzog zu seinem alten Liebling: „Habe Acht! Meine Treue wird mein Unglück sein. Böse Zeitung! böse Zeitung! Die Execution der Acht gegen Euch ist im Fürstenrath und im Kurfürstenrath beschlossen. Acht und Aberacht soll erneuert werden!“

„Nun denn, so laßt mich ziehen, theurer Herr, oder liefert mich aus!“ erwiederte Grumbach mit Festigkeit.“

„Mir wird ein schlimmer Weg angerathen, den zu wandeln, meinem Herzen schwer, ja unmöglich fällt,“ sprach der Herzog mit einem Seufzer. Entweder soll ich Dich persönlich dem Kaiser überliefern, oder gewärtigen, daß auch gegen mich die Acht ergehe, und ich von Land und Leuten getrieben werde!“

„Da sei Gott vor, edelster, bester Herr!“ rief Grumbach: „Ich ziehe von dannen! Wir wollen uns verstreuen, wollen in Frankreich eine Zuflucht suchen; nur den Meinen, meinem Weibe, meiner armen Tochter entzieht nicht ganz Euern gnädigen Schutz!“

„Wir befehlen Dir, zu bleiben, und den Kleinmuth fahren zu lassen!“ sprach der Herzog energisch. „Ich gab Dir mein Wort! Ist das nicht genug? Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß. So soll auch das meine sein!“ —

Grumbach sprach gerührt, indem er des Herzogs Hand dankbar küßte: „Der Herr, mein Herzog, ist

mein Hort, meine Hülfe, mein Schutz, daß mich kein Fall stürzen wird."

„Es ergeht manches böse Wort über Dich auf dem Reichstag," sprach der Herzog weiter: „man verargt es Dir, daß Du im Reich geblieben, man glaubt nicht daran, daß Du wirklich hinweggewollt, und daß ich Dich gehalten. Man legt mir zur Last, daß ich Hoffnungen auf Dich gebaut! Hoffnungen, die nun umgehen im Munde der Leute, die ausgeplaudert — aber nicht erfüllt worden sind."

Der Ton der Rede Johann Friedrichs war weit mehr kummer= als unmuthvoll. Er dachte der schönen Bilder, die seiner Phantasie vorgeschwebt, sie stürzten zertrümmert von ihren Altären. Grumbach las in seiner Seele, und nahm das Wort: „Ich muß mich erkühnen, gnädigster Herr, Euch Euer schönes Symbolum in das Gedächtniß zu rufen, das auf Euerm Gelde steht: Allein Evangelium ist ohne Verlust!"

„Du hast Recht! Und es bleibt bei Gottes — es bleibt bei meinem Wort. Wir wollen eine neue Münze prägen lassen zum Andenken dieser schweren, bedrängenden Zeit. Engel sollen auf ihr schwebend zu erblicken sein, Engel, die uns Wege der Rettung zeigen werden, und der Psalmspruch: Ich habe nicht gesehen den Gerechten verlassen, und seinen Samen in Klage stehen."

„Aber mein Fürst und Herr," fragte Grumbach besorgt und ängstlicher, als er merken ließ: „Was soll es werden mit uns, wenn nun die Exe=

cution gegen uns vollstreckt wird, wenn des Reiches Söldner anlangen, uns in Person zu verstricken? Damit wird nicht gesäumt werden!"

„Es wird nicht allzuschnell gehen!" tröstete der Herzog: „indeß wollen wir auf der Hut sein! Wir wollen uns festen, so gut es gehen will. Uebrigens hast Du vergessen, was jüngst Tausendschön aussagte im prophetischen Gesichte: Ihr wollet verzagen, und habet doch drei der Dinge, darum ihr nicht verzagen sollt! Gott bei Euch, Gottes Leute um Euch, Gottes Geleite mit Euch! Das soll uns trösten. Hat Johannes nicht auch prophezeiht, Deine Krankheit würde von Dir lassen, und nimmermehr wiederkehren? Hat er nicht verheissen, daß die Reiter, die wir erwarten, zu rechter Zeit kommen würden?"

„Des tröste ich mich!" erwiederte Grumbach sicher: „So Vieles ist schon eingetroffen von des Johannes Prophezeihungen, daß es schwer ist, ihm keinen Glauben beizumessen, wenn auch bisweilen ein Zweifel sich regt."

Der Herzog entließ den Ritter gnädig, wie immer, und sah ihm nicht ohne innere Bewegung nach. Vergebens mühte er sich, sich selbst das drohende Ungewitter zu verhehlen, das gegen ihn sich aufthürmte. Er schloß die Augen seines hellen Geistes, um die näher und näher flammenden Blitze nicht zu sehen. Kein Tag verging ohne neue Nachrichten, und immer bedrohlicher lauteten sie.

Nochmals schrieben am letzten Tage des April Grumbach und die Seinen an die Fürsten und Stände

des Reichs, und erboten sich, nicht länger bei dem Herzog Johann Friedrich verweilen zu wollen, allein kein Erbieten, keine Demüthigung, kein Flehen um Gnade derselben ward beachtet, berücksichtigt; Hohe und Niedere riefen, wenn von Grumbach die Rede war: Kreuzige ihn!

Und abermals schrieben im Beginn des Mai auch Veit von Obernitz und Dr. Husanus an ihren Herrn, dringend und ängstlich warnend; sie melde- ten, daß alle ihr Bemühn, eine andere und günstige Stimmung hervorzubringen, fruchtlos geblieben sei, daß weder Fürbitte noch Intercession helfen werde, so lange die Aechter nicht abgeschafft. Daß es thö- rigt sei, zu wähnen, es könne durch die Intercession einiger fürstlichen Räthe der Beschluß des ganzen römischen Reichs umgestoßen werden. Die Räthe malten mit den lebendigsten Farben das Trauerbild der Zukunft, sie erinnerten an das Schicksal der Herzogin und der jungen Prinzen mit prophetischer Unglücksahnung; sie widerlegten alle Einwürfe des Herzogs, schlugen beredsam alle geäußerten Hoff- nungen nieder, und wagten im guten Bewußtsein ihrer redlichen Treue ihren Fürsten und Herrn den Spruch unter die Augen zu bringen: Wem nicht zu rathen ist, dem stehet auch nicht zu helfen. In einer Nachschrift riethen endlich noch Beide, der Herzog möge das Letzte versuchen und dem Kaiser schreiben, oder ihm vorzutragen befehlen, daß er Grumbach und seine Mitgenossen nicht länger zu hegen geson- nen sei, und diese sollten sich gleicherweise erbieten,

Deutschland verlassen zu wollen, wiewohl dieß Letztere bereits wiederholt geschehen war. In einem Tone, der sehr abstach gegen den diplomatischhöflichen der Zeit, schloß das Schreiben der Diener an ihren Herrn: „Derowegen rathen wir treulich, Euer fürstliche Gnaden gehen den sichern Weg. Sie werden dennoch Mühe genug haben, aus diesem Bad, darinnen Sie sich allzusehr vertieft, ohne Schimpf und Schaden zu waten. —

Am zwölften Mai ritt ein kaiserlicher Currir von Augsburg dem Norden zu. Er trug als Depesche einen abermaligen Befehl Maximilians sub cominatione, die Aechter Angesichts des Briefes und des Ueberbringers in Haft zu nehmen, und es war ausdrücklich darin ausgesprochen, daß der Currir Augenzeuge der Verhaftnahme Grumbachs und seiner Gefährten sein solle, und in Augsburg selbst riefen die Herolde unter freiem Himmel unter den üblichen Formalien die abermalige Achtserklärung Grumbachs und seiner Mitgenossen aus.

In der Mitternachtsstunde desselben Tages lauschte der Herzog hoffend und gläubig wieder im Beisein Grumbachs und dessen Schreibers den Worten, die aus Johannes Tausendschöns Sehermunde flossen. Dieser saß auf seinem Lager, gedankenvoll mit geschlossenen Augen und redete: „Siehe, zwei Engelein flattern vor mir her! Droben am Himmel ist Ruhe der Seligen, auf Erden aber brütet Krieg und Unheil. Nattern, mit Bischofmützen gekrönt, züngeln nach Kronen. Nattern umstricken den kaiserlichen

Aar, daß er ohnmächtig das Haupt sinken läßt und die Flügel. Die Pfaffen ruhen nimmer und rasten nimmer, bis sie den Ritter haben. Sie regieren des Kaisers Hand und Feder. Horch! die Engelein rufen: Muth! Muth! Es ist noch um ein Kleines, und der Kampf beginnt. — Jeder thue das Seine!"

Es war heute keine Verheißung von Goldschätzen und dergleichen zu vernehmen. Keine Hoffnung ward ausgesprochen von dem bald darauf in dumpfträumerisches Sinnen Verfallenden. Unbefriedigt ward er verlassen, doch blieb man nicht unthätig. Die Münze war äußerst regsam; die Zufuhren dauerten fort, nicht minder die Befestigungen von Burg und Stadt, so daß Gotha selbst zur wohlbewahrten, von starren Wällen umringten Festung wurde.

Dem kaiserlichen Currir ward ein Schreiben des Herzogs eingehändigt, darin derselbe um einen kleinen Aufschub bat, indem in wenigen Tagen eine ausführliche Mittheilung erfolgen werde, und die Aechter — blieben unverhaftet.

Bald aber erschütterten neue Nachrichten des Fürsten Herz wie heftige Donnerschläge. Der Kaiser, unablässig angespornt von den Gegnern des Herzogs und Grumbachs, erließ ein langes Patent, in welchem er Johann Friedrich zwar nicht nannte, aber deutlich genug ihn als Receptator bezeichnete, und innerhalb drei Monaten zur Rechenschaft vorforderte, auch nochmals auf das allerernsteste mit allen möglichen Strafen, hauptsächlich mit Acht und Aberacht drohte. Solche Botschaft brachte eine Reichstags-

deputation mit nach Gotha, deren Zweck kein anderer war, als den Herzog zu warnen, und zugleich von Seiten der befreundeten Fürsten Verwahrung gegen jeden Vorwurf einzulegen, wenn endlich bei noch längerem Beharren im Schutz der Aechter das Unvermeidliche geschähe. Diese Deputation empfing als Antwort eine höchst ausführliche Geschichte Grumbachs vom Anfang aller Händel an, wodurch der Herzog den Schutz rechtfertigte, den er dem Ritter angedeihen ließ. — Fast gleichzeitig hatte der fürstliche Bruder, Herzog Wilhelm, die Lehen über die gemeinschaftlichregierten Lande vom Kaiser zu Augsburg für sich allein empfangen, und sie war ihm deshalb allein ertheilt worden, weil die Reichsacht gegen Johann Friedrich bereits beschlossen war. Diese Nachrichten erschütterten den Herzog im tiefsten seiner Seele, denn die Letztere namentlich ertödtete den letzten Funken der Bruderliebe, aber sie beugten ihn nicht nieder. Mit einem stolzen Herzen und mit festem Mannesblick sah er den Dingen entgegen, die nun kommen mußten.

Da war des Schreibens und Gegenschreibens kein Ende. Immer noch waltete das Wort, waltete die Feder vor, und den Betheiligten auf dem Grimmenstein gingen die Tage des Sommers in ununterbrochener Geschäftsthätigkeit hin, freilich auch in ununterbrochener Aufregung, bängster Erwartung; aber Hoffnung umkleidete dennoch die Wälle der Festung mit ihrer leuchtenden Farbe.

Der Kaiser rügte sehr ernst des Herzogs Ant-

wort, und nannte sie wenig bescheiden; er drang auf unweigerliche Vollziehung seiner Befehle. Der Kurfürst von Sachsen übersandte vom Schloß Hohnstein aus Zeugnisse und Aussagen gegen Grumbach, versäumte auch nicht, wieder an die Erbeinigung nachdrücklich zu erinnern, und drängte und drohte. Seine Beschuldigungen lauteten dahin, daß Grumbach Männer angeworben, ihn, den Kurfürsten, zu meuchelmorden, und sie waren dokumentirt durch Aussagen von Gefangenen: Hans Beheim und Philipp Blaß, vor Notarien und Zeugen, gegen welche sich nichts einwenden ließ, als die Kleinigkeit, daß die Tortur dem Gedächtniß der Gefangenen nachgeholfen hatte. Der Herzog wurde es allgemach müde, sich immer und immer wieder auf die Erbeinigung hin zurechtgewiesen zu sehen, und verbat sich diese wiederholte Hinweisung, verhehlte auch keineswegs seine Zweifel an der Wahrheit jener erzwungenen Aussagen, die seine hohe Person sogar selbst mitbetrafen, und fuhr fort, Grumbach und dessen Verbündete lebhaft zu vertheidigen, und deren ausführliche Selbstvertheidigungen in Abschrift beizulegen. Allein der Herzog mochte sagen und für sich anführen, was er wollte, Grumbach und Stein mochten sich vertheidigen, wie sie wollten, alles, was sie zu ihrer Rechtfertigung anführten, es wurde für nichts geachtet, blieb ungehört, unberücksichtigt.

Der Geist einer wilden Rachelust steuerte wie ein verderbenschwangerer Brander unaufhaltsam und gewaltsam seinem Ziele zu, maskirt mit der Larve

freundvetterlicher Liebe und Antheilnahme. Letztere mochte es auch sein, die dem Kurfürsten gebot, das jüngste Pönalmandat gegen die Receptatoren allenthalben im Kreis Obersachsen publiciren zu lassen.

Mitten hinein in alle diese unerfreulichen Wirren, Besorgnisse, Bedrängnisse senkte sich noch einmal der schöne Lichtengel Freude vom Himmel herab auf den Grimmenstein. Herzogin Elisabeth ward wieder Mutter. Ein schönes Söhnekleeblatt umblühte nun den milden und biedern Herzog: Friedrich, Johann Casimir, und Johann Ernst, dieser Jüngstgeborne. Wie glücklich hätte Johann Friedrich sein können! Ach, aber den Freudenthränen, die den Neugebornen begrüßten, mischten sich Thränen des Kummers, denn nicht alles blieb, wie sehr man auch deshalb bemüht war, der stilltrauernden Herzogin verhehlt. Auch in die Frauengemächer drangen die Kunden, wie immer banger, immer drohender die nächste Zukunft sich gestalte, und die nun offen hervortretende Spannung ihres Gemahls mit dem Bruder hielt jetzt auch vom Bette der hohen Wöchnerin die liebevollgesinnte Schwester fern. Zum Tauffest des jungen Prinzen erschienen nicht einmal die eingeladenen Pathen persönlich, und simple Edelleute mußten die Stellen einer Gräfin von Gleichen und eines Grafen von Mannsfeld vertreten, so schlimm stand es schon.

Die Fürstenmacht zeigte sich engverbündet — gegen den Fürsten; war ihr vielleicht mit Glück die Macht des Reichsadels entgegen zu stellen? Man kannte das Streben, kannte die Wünsche des Adels. Die Fränkische Ritterschaft hatte einen Tag zu Schweinfurt anberaumt, zu ihm wurde ein kluger Abgeordneter, Licentiat Georg Dasch, von dem bedrängten Herzog gesandt. Erhob der Adel der freien Franken sein heiliges Georgspanier für den Herzog, der dessen Freiheit, dessen gedruckte Rechte vertreten wollte, dann mußte sich rasch Vieles anders und günstig gestalten. —

Sie waren beisammen die stolzen Barone, an deren Spitze einst Grumbach gestanden, die von Grumbach einst entflammt worden waren zu dem stolzesten Begehren, als Dasch sich bereitete, vor ihnen zu erscheinen. Er hatte günstigen Gruß von dem Herzog zu Sachsen zu bringen, hatte diesen und dessen Vorfahren als Schützer und Freunde des Adels zu schildern, die Unbilde, welche Grumbach, Stein und Mandelslohe erlitten, die ja mehr oder minder den gesammten Gliedern der Ritterschaft der sechs Kantone Frankens durch Verwandtschaft angehörten, hervorzuheben, und den Schutz, der ihnen von dem Herzog aus besonderer Liebe zum Adel gewährt worden sei. Dann sollte er beklagen, daß durch Verhetzung und Aufreizung der Kaiser sich zur Erneuerung der Acht bewogen gefunden, und Exemplare gedruckter und geschriebener Defensionen vertheilen. Er sollte Mitleid zu Gunsten der Geächteten erregen,

und zu bedenken geben, daß es Allen vom adeligen und rittermäßigen Stand gleichermaßen ergehen, und Jeder für treue Dienste Undank und Verfolgung, wie Grumbach, einernten könne. Nicht undeutlich sollte der Abgeordnete merken lassen, daß die Fürsten auf den Untergang der Ritterschaft hinarbeiteten, und die Hoffnung andeuten, daß die deutsche Nation solches nicht dulden werde. Die Ritterschaft sollte in Herzog Johann Friedrich den Beschützer und Vertreter ihrer Freiheit erblicken, der mit Person und Vermögen zu ihr zu halten versprach. Der Licenciat lernte seine Rede gut ein, und tröstete sich des besten Erfolges. —

Während sich nun ein Auge der Hoffnung gen Schweinfurt zur fränkischen Ritterschaft kehrte, flog der Blick des andern noch weiter und kühner, zur Hofburg nach Wien. Im Kreise der Vertrautesten saß der Herzog; Grumbach, Brück, Stein, Mandelslohe und David Baumgärtner waren um ihn. David Baumgärtner, ein Mann, der sich schon früher zu diplomatischen Sendungen hatte brauchen lassen, empfing von Grumbach mit des Herzogs Genehmigung eine mündliche Instruction, welche jedoch auch schriftlich bereits ausgefertigt war, und zwar viel weitläufiger, als sie mündlich ertheilt wurde.

„Ihr werdet, Herr Baumgärtner," begann Grumbach zu sprechen: „wenn Ihr bei Kaiserlicher Majestät Audienz erbeten, zunächst Eure und Eurer Voráltern dem Kaiserhause geleisteten Dienste rühmen. Sodann werdet Ihr die Verwirrung im lieben

deutschen Reich berühren, die heutzutage herrscht, so daß kein Armer zu seinem Recht gelangen kann. Dann erinnert Ihr Euch, von Euerm Vater und Voráltern immer gehört zu haben, daß mehrere deutsche Kaiser, insonderheit aber Maximilian der Erste und Karl der Fünfte darauf bedacht gewesen, sich der Anhänglichkeit des deutschen Adels zu versichern, und durch diesen eine Gegenmacht gegen die widerspänstigen Fürsten und Reichsstände zu haben, auch daß Ihr glaubhaft berichtet wäret, wie die Kaiserliche Majestät eben solchen Sinnes, um durch den deutschen Adel allen Reichsfeinden und dem Türken kräftig zu begegnen. Hierauf möget Ihr der Klagen vieler Edlen gedenken, denen von ihren geistlichen und weltlichen Kurfürsten und Fürsten das Ihrige genommen, deren Recht jahrelang verweigert wird, so daß Grafen, Herren und die Ritterschaft überhaupt schwürig, und es nur eines Impulses bedürfe, um ein großes und gewaltiges Feuer anzublasen. Von dieser Stimmung soll und muß der Kaiser Vortheil ziehen, um die ihm widerstrebenden Fürsten mehr als bisher, von sich abhängig zu machen."

Der Herzog war unruhig auf seinem Sessel hin und her gerückt, jetzt hielt er sich nicht länger, sondern rief: „Du giebst einen schlimmen Rath, Grumbach. Wo will das hinaus?"

„Harret nur in Gnaden, hoher Herr!" begütigte Grumbach und sprach weiter: „Nun ist es Zeit, unsrer zu gedenken, daß wir, Stein, Mandelslohe und ich, zu denen gehörten, die von den

Ihrigen verjagt und verdrängt, und in die größte Beschwerde verstrickt seien, wie der Majestät ja bekannt. Daß wir aber großen Anhang unter dem deutschen Adel hätten, daß Ihr mit uns über diese Anschläge bereits verhandelt, und uns bereit gefunden habet, dem Kaiser und dem Hause Oesterreich auf alle Weise zu seinem Vortheil treulich und gehorsam zu dienen. Dabei bezieht Ihr Euch auf die bereits erlassene Zuschrift, dem Kaiser heimliche Dinge vertrauen zu wollen, welches Erbieten er genehmigt hat, und gebt nun alle die nähern Erläuterungen, die Maximilian von Euch verlangen wird."

„Und meinst Du," fragte der Herzog bedenklich: „der Kaiser werde in diese Falle gehen? Wird er nicht eine Empörung fürchten? Wird er glauben, daß die Fürsten zu solchem Thun und Treiben ruhig zusehen?"

„Die Fürsten, hoher Herr, mit Gunst sei es gesagt, und aller Ehrerbietung gegen Euch," entgegnete Grumbach mit Sicherheit: „sind ohne ihre Vasallen, Grafen, Freiherren und Ritter — nichts. Verweigern diese, als der bedrückte und unzufriedene Theil, einmüthig Dienstleistung, Heeresfolge und Mannschaft, und stehen Alle für Einen, Einer für Alle, so ist es um die Macht und das Ansehen der Fürsten mit einem Schlage gethan."

Der Herzog erschrack vor dem kecken Gedanken seines Schützlings, und gönnte diesem ruhig fortzufahren in der Entwickelung eines wohl ausersonnenen Planes.

„Nun läßt Eure Rede die Majestät ahnen, daß mehr als ein Fürst der Meinung, die Kaiserkrone werde eben so gut auf sein eigenes Haupt passen, als auf das, welches jetzt sie trägt, und daß das Haus Oesterreich dieselbe nicht gepachtet habe, da wird Maximilian sicher alsbald wissen wollen, welchen Ihr meint, und Ihr werdet Euch dann deutlicher erklären.“

Der Herzog verfärbte sich, sein Herz pochte ungestümer, wie vorhin, doch er bezwang seine Unruhe, und schwieg, wiewohl die folgende Rede sein Inneres mächtig bewegte.

„Nun erinnert Ihr den Kaiser, wie Karl der Fünfte dem Herzog Moritz zu Sachsen die Kurwürde verliehen, mit welcher Wohlthat Karl jedoch keinen andern Dank verdient, als den des Teufels, denn Moritz habe mit Frankreich gegen Oesterreich conspirirt, und hätte gar zu gerne die Kaiserkrone und die römische Königskrone dem Hause Oesterreich entwandt; dabei könnt Ihr den Sleidanus citiren, den Lügenhistoriker, der mich verläumdet und verlästert hat. Nach diesem und andern Anführen, werdet Ihr beizubringen nicht unterlassen, daß der jetzige Kurfürst von Sachsen ganz in seines Bruders Fußtapfen getreten, und daß er Fleiß, Mühe und Geschenke nicht gespart habe, den Kaiser um die Krone zu bringen. Er behält in seiner Hand die geistlichen Stifter, die er sich zugeeignet, lauert auf Magdeburg, streckt die gierigen Hände nach den nachbarlichen Besitzungen aus, beeinträchtigt die Harzgrafen

Mansfeld, Schwarzburg, Hohnstein und Stolberg, schnappt nach ihren Bergwerken, und trachtet endlich dahin, was hauptsächlich von Euch, Herr Baumgärtner, hervorzuheben ist: seinen leiblichen Vetter, den frommen ehrlichen Fürsten, unsern gnädigsten Herrn, zuwider der Erbeinung und Erbverbrüderung, von dem er ohnehin nicht wenig gerupft, auch um die noch besitzenden Festungen, und um Land und Leute zu bringen! Und dabei läßt er sich prahlrednerisch des deutschen Reiches Herz, Auge und Hand nennen!"

„Wahr! wahr!" rief der Herzog bestätigend, laut aus, und sein ganzer Groll erwachte gegen den Fürsten, der seine angeborne Krone trug. Grumbach ließ sich im Zuge seiner Rede nicht unterbrechen, er instruirte weiter: „Ihr habt sodann darauf hinzudeuten, wie gefährlich und bedrohlich das Umsichgreifen solcher Macht dem Kaiser und seinen Erblanden sei, zumal, wenn, da wir alle in Gottes Hand stehen, ein Todesfall den Kaiserthron erledigen sollte."

„Ein kitzlich Ding, mit hohen Herrn von ihrem Tode zu sprechen!" warf der Kanzler bedenklich ein.

„Herrn Baumgärtners Klugheit wird es wohl zu machen wissen," begegnete Grumbach diesem Einwurf, und sprach fort: „So nun des Kaisers Gemüth, wie es in Wahrheit nicht anders sein kann, sich billig erzürnt gegen diesen treulosen Kurfürsten, so ist anzubringen, daß darauf gedacht werden müsse, dessen Stolz zu brechen, ihn von der unrechtmäßig

behaupteten Kur zu drängen, und sie mit dem zugehörigen Land und Leuten dem wieder zu geben, dem sie gebührt, unserm frommen und löblichen Herzog und Herrn, Johann Friedrich zu Sachsen."

„Wer sagt noch, daß dieser Diener nicht treu sei?" rief vom Sessel sich erhebend, der Herzog entflammt aus: „Ja es steht geschrieben: Ich will die Krone zu nichte machen, und sie dem geben, der sie tragen soll!"

Ein beifälliges Gemurmel ward in dem Sitzungszimmer laut, und die Anwesenden beugten sich tief vor dem Fürsten. Dieser winkte gnädig und der Redner fuhr fort: „Ihr tragt hierauf an auf ein heimliches und ewiges Bündniß zwischen unserm Herrn und Oesterreich, zu welchen beiden Fürstenhäusern allein der deutsche Adel sich schlagen und halten soll, dadurch wird auch die Kaiserwürde bei diesen beiden Häusern bleiben, die schon früher ein Band der Eintracht umschlang. Und Wem dankt denn das Haus Oesterreich die Kaiserkrone? Dem großen und edeln Sachsenfürsten, Kurfürst Friedrich dem Weisen, dem diese Krone angetragen ward, der sie ablehnte, der sie Karl dem Fünften abtrat, und dessen Hochherzigkeit sogar das kleinste Geschenk für dieses große Opfer ausschlug. That jener erhabene Fürst diesen Schritt nicht, so säße vielleicht heute sein würdiger Nachkomme auf dem Kaiserthrone; ein Mann, dem sein gegebenes Wort so heilig ist, so über alles geht, und Sachsen wäre das Kaiserhaus."

Grumbachs lebhafter Vortrag steigerte sich zur

Declamation, und brachte auf das weiche Herz des Fürsten den Eindruck der Rührung hervor. Er nickte freundlich Grumbach seinen Beifall zu, und gedachte der glorreichen Heinriche und Ottonen aus dem Sachsenstamme.

„Ist das Alles nun, wie nicht zu zweifeln, dem Kaiser genehm,“ fuhr der Sprecher fort: „so soll er zu weiterer Ausführung uns Drei beordern und befehligen, als Leute, die dem Herzog innigst ergeben, seine Räthe und Hauptleute, die unter dem Adel den größten Anhang haben und alles wohl in das Werk richten werden. Dieß thun zu können, muß freilich die Acht vorläufig suspendirt werden, damit wir frei unsere Thätigkeit entwickeln können, und keiner der uns abholden Fürsten, geistlich oder weltlich, darf uns zuwider sein. Vor der Macht des Kurfürsten soll sich der Kaiser nicht fürchten, wir wollen eine Macht an Volk und Geschütz aufbringen, die Jedermann respektiren soll; am besten wäre es, wir Drei bekämen vom Kaiser selbst Dienstbestallung und Ordres. Wird nun der Kaiser sagen, daß solche große Bewegung eines Hauptmannes, der an der Spitze stehe, bedürfe, so mögt Ihr getrost unsern gnädigsten Herrn als den Mann bezeichnen, der am Gemüth der wackerste, am Geist der verständigste, am Ansehen bei Jung und Alt, Hohen und Niedern, Grafen und Herren der beliebteste ist. Wendet der Kaiser die Geldmittel ein, so sagt Ihr ihm, daß wir Geldes genug zu verschaffen wüßten. Hauptsächlich aber bringet an, daß alles mit Vor=

wissen und nach dem Willen Kaiserlicher Majestät geschehen solle. Saget auch noch dem Kaiser, daß er in diesen Plan eingehend, erst recht ein Herr des heiligen römischen Reichs würde, denn nach dessen Befolgung müßten alle Fürsten und festen Städte sich seiner Hoheit und seinen Befehlen unterwerfen; daß er dadurch freie Hand erhalte, recht zu richten im ganzen Reiche, trotz den Einreden der Fürsten, denen an ihren Rechten und Eigenthume nichts entzogen wird. Die ganze Instruction ist in nuce darin enthalten, Herr Baumgärtner: Schmeichelt dem Kaiser, stürzt den Kurfürsten, erhebt Euern neuen Herrn in Maximilians Gunst, pocht auf den Beistand des Adels, verheißt der Kaiserlichen Autorität und dem Hause Oesterreich Ansehen und Gewinn, und laßt bei Nichtgewähr des Gesuches Empörung der Ritterschaft, Ueberhandnehmen der Fürstenmacht und einen vernichtenden Türkenkrieg im Hintergrund erblicken."

Diese Instruktion fand den lebhaften Beifall Aller, denen vergönnt war, Kenntniß von ihr zu nehmen, und der Legat bereitete sich zur Abreise nach Wien.

Schon schauerte das Wehen des Herbstes über die Fluren; das Gold der Felder war geborgen, das Gold aber, welches in den tiefen Laboratorien des Grimmensteins gewonnen werden sollte aus der Ver-

einung von mineralischen Salzen und mannichfach gemischten Metallen, das große Geheimniß, nach welchem Tausende suchten, war noch nicht gefunden. Mit dem lebhaftesten Verlangen dürstete Johann Friedrichs Seele darnach, um so mehr, da er sich in Bedrängniß sah, um so mehr, da die allgemeine Sage laut verkündete, daß der Kurfürst August von Sachsen in der That durch geschickte Laboranten zum Schlüssel des größten und lohnendsten aller Geheimnisse gelangt sei; er, der feindlichgesinnte Gegner, er, der die Krone Johann Friedrich des Beständigen trug, er, der ohnehin reich an Ländern und ergiebigen Bergwerken, er mußte auch noch den unversiegbaren Goldhort besitzen. Diese Gewißheit aber spornte zu unermüdlichem Eifer an, denn konnte nicht, was Einem gelang, auch einem Andern gelingen? In mancher schlaflosen Nacht rang der von Herzen fromme Fürst im Gebete mit Gott — um irdisches Gut. Wer hat nicht schon um irdisches Gut manch Höheres hintangesetzt? —

Zwei Pfarrherren vom Lande schritten an einem Tage, den 6. November, von verschiedenen Seiten her der Stadt Gotha und dem Grimmenstein zu; beider Mienen waren geheimnißvoll, wichtig. Sie ließen sich bei Grumbach anmelden, und wurden von ihm zu einem Zimmer des Herzogs geführt, darin viel alchymisches und astrologisches Geräth stand. Durch den Knaben Johannes gerufen, verließ der Herzog das Zimmer seiner Gemahlin, wo die zwei holden Söhne spielten, und Gertrud von Mila mit

dem Säugling schäckerte, und stand vor den beiden Geistlichen. Nicht etwa trösten wollten sie, nicht etwa beten, nicht üben eine Pflicht ihres Amtes; nein, sie wollten dem Herzog verkaufen laut eines bündigen Contractes „das Hochwerk sammt dem geheimen Stein der Philosophie.“ Moritz mußte den Vertrag doppelt abschreiben, denn der Geheimschreiber Rudolph hatte das Zutrauen des Herzogs verloren, und dann unterschrieb und siegelte eigenhändig Johann Friedrich den seltsamen Pakt, und entließ mit etwas ruhigerem, neuer Hoffnung sich wieder gläubig hingebenden Herzen die Adepten. —

Johannes stand in der Ekstase seiner Visionen. Der Herzog und Grumbach nahten ihm, davon benachrichtigt, auf leisen Sohlen. „Sollen wir nur fürder glauben?“ fragte der Fürst, dem sich Zweifel aufdrängten. „So vieles bleibt doch unerfüllt? Was dünket Dir?“

„Hoher Herr,“ erwiederte Grumbach: „ich gab Euch jüngst schon schriftlich mein Urtheil. Was wir von dem Knaben sehen und hören, geht über meinen Laienverstand! Jüngst sprach er: Ihr sollt nicht zweifeln und nicht trauern. Es wird Alles gut werden! Der Geist muß es ihm angesagt haben, daß Ihr ungewiß wart, ob dieser Handel mit dem Knaben auch gerecht und göttlich? Ich glaube es wahrlich, Herr, und kein Mensch wird mich eines andern überreden. Moritz hat mir des Doctor Luther Auslegung von guten und bösen Engeln vorlesen müssen, daraus habe ich entnommen, daß hier gute Engel im Werke sind.“

„Ein Engel wird Dich behüten auf Deinen Wegen, ein Engel wird mit Dir sein! hat er jüngst gesprochen!" wiederholte nachdenklich der Herzog und sie traten zu dem Seher ein.

„Reicht mir, ihr Engel, reicht mir den Wein der Liebe!" sprach Johannes, den schönen Lockenkopf mit den geschlossenen Wimpern zurückgebeugt, wie ein Blinder, welcher lauscht. „Zwei sollen sich verbinden, zwei, die ihr Loos aneinander gekettet. Brüder im Leben, Brüder im Tode. Im Reiche des Herzens wiegen Kronen leicht, wiegt nur die Liebe schwer. Nehmet einen Becher blanken und rothen Weins, mischet hinein von Gewürz des Zingibers, oder der Lorbeern, und nach dem Abendmahl trinket beide den Würztrank bis zur Neige aus. So sagt der Engel, den ich sehe! Warum denn sagt er das? Roth ist die Liebe, gelb ist die Treue. Gold und Karfunkel einigen sich traut und schön." —

Noch manchen Tag, noch manche Nacht erblickte Johannes Tausendschön seine Engel, und wurde oft prophetischlaut, oft tröstend, oft verheißend. Aber nur allzusehr umspannen hier schöne Verheissungen, dort goldene Hoffnungen, dort kühne Plane und Projecte des Herzogs Sinne und Gedanken. Manche Frage wurde an Johannes gerichtet, die er mit Widerwillen beantwortete, manche schnitt verstörend, schmerzend in das reine geistige Wesen seines idiosomnambülen Zustandes, und verwirrte seine Antworten, so daß manche wie Hohn klang, manche wie Trug, und manche, falschgedeutet, unerfüllt blieb.

Allzuoft klopfte man mit irdischer Frage an die Pforte einer geistigen Sphäre und riß den unglücklichen Seher auch aus dem Traumglück seiner holdseligen Engelgenossenschaft.

Der Herzog hoffte, träumte, glaubte; der Abgesandte nach Schweinfurt wurde von der dort versammelten Reichsritterschaft gar nicht zum Vortrag gelassen, und mußte mit Schimpf davon ziehen. David Baumgärtner fand zwar Gehör bei Kaiser Maximilian mit seiner diplomatischen Werbung, aber — dieser ging nicht auf die Vorschläge ein, welche ihm gemacht wurden, und erklärte am 12. December den Herzog feierlich in die Acht, verhing deren Vollziehung und beauftragte am folgenden Tage den Kurfürsten von Sachsen als Kreisobersten mit der Execution. Ehe noch der Reichsherold ankam, ehe noch das Manifest des Schreckens verkündigt ward, wußte der Herzog, was über ihn verhängt war. Johannes sah mit vorahnendem Geist das kommende Unglück, riesengroß.

Die Herzogin hatte so viel gehört von des Knaben Sehergabe; auch sie wollte einmal Zeuge seines Schlafredens sein, sie ward es! Es war die Nacht des siebzehnten December. In gewohnter Weise stand Tausendschön am Fenster. Niemand war zugegen, als der Herzog und die Herzogin, doch Gertrud in der Nähe: Johann Friedrich war ruhig, Elisabeth lauschte mit leisem Schauer vor der unheimlichen Gewalt, die sich dämonisch kund gab aus des Knaben Mund.

„Es steht ein Stern über dem Schlosse, ein

neuer Stern, doch deutet er nichts Gutes!“ sprach er leise vor sich hin. Und in der That, es war so, ein Stern des Firmamentes erschien mit ungewohntem Glanze. „Feindlich! feindlich! Ein Mann zieht daher im Heroldrock von Sammt, das Schildlein mit dem Adler auf Brust und Rücken. Hab Acht! Er bringt die Acht! Verkünde sie nicht! verkünde sie nicht!“

Der Herzog wurde bleich, die Herzogin stieß einen schmerzlichen Wehelaut aus, wie einen tiefen Todesseufzer, und fiel halb ohnmächtig in die Arme des herbeieilenden Fräuleins, die sie in das anstoßende Zimmer geleitete. Besorgt, schweres Bangen auf dem Herzen, folgte, ohne weiter auf den Engelseher zu hören, der Herzog seiner Gemahlin nach. Sie blickte ihn innig, schmerzlichliebevoll an. „Das ist nun Dein Glaube! Johann!“ sprach sie und umpfing ihn. „O Herr, hilf uns! Nun ist Dein Unglück da! Deine Treue ist Dein Unglück!“

Der Herzog küßte die theure Frau freundlich auf die schöne Stirn, und sprach sehr sanft, stillergeben: „Ich hielt mein Wort, mein Fürstenwort! Ich halte mein Wort. Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Wenn meine Treue mein Unglück ist, dann sei Deine Treue mein Glück! Allein Evangelion ist ohn' Verlust.“ —

Ende des zweiten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Grumbach

Bd.: 2

Hildburghausen ; Meiningen 1839

P.o.germ. 79 uc-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105112-0